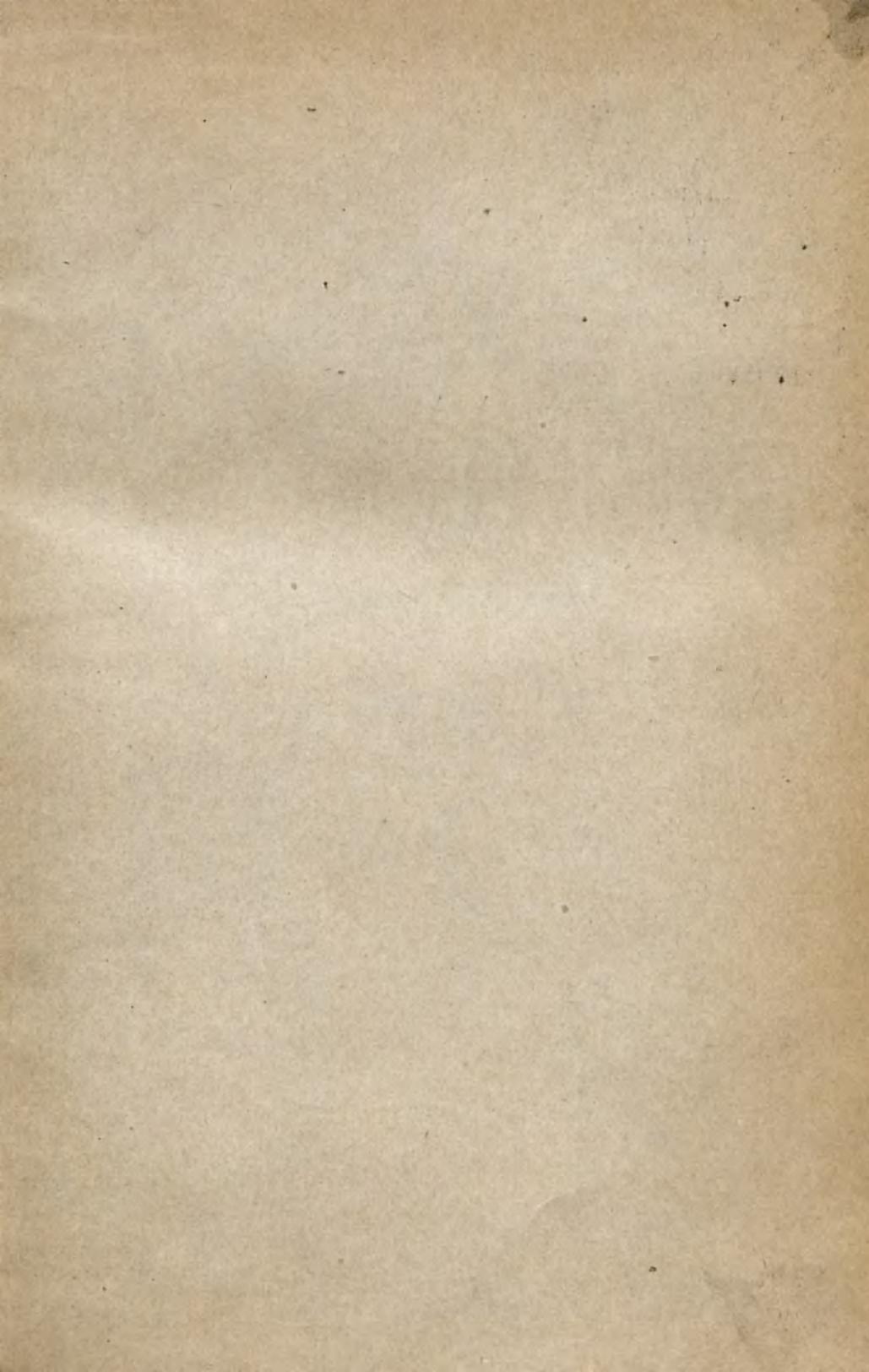


S' 11285







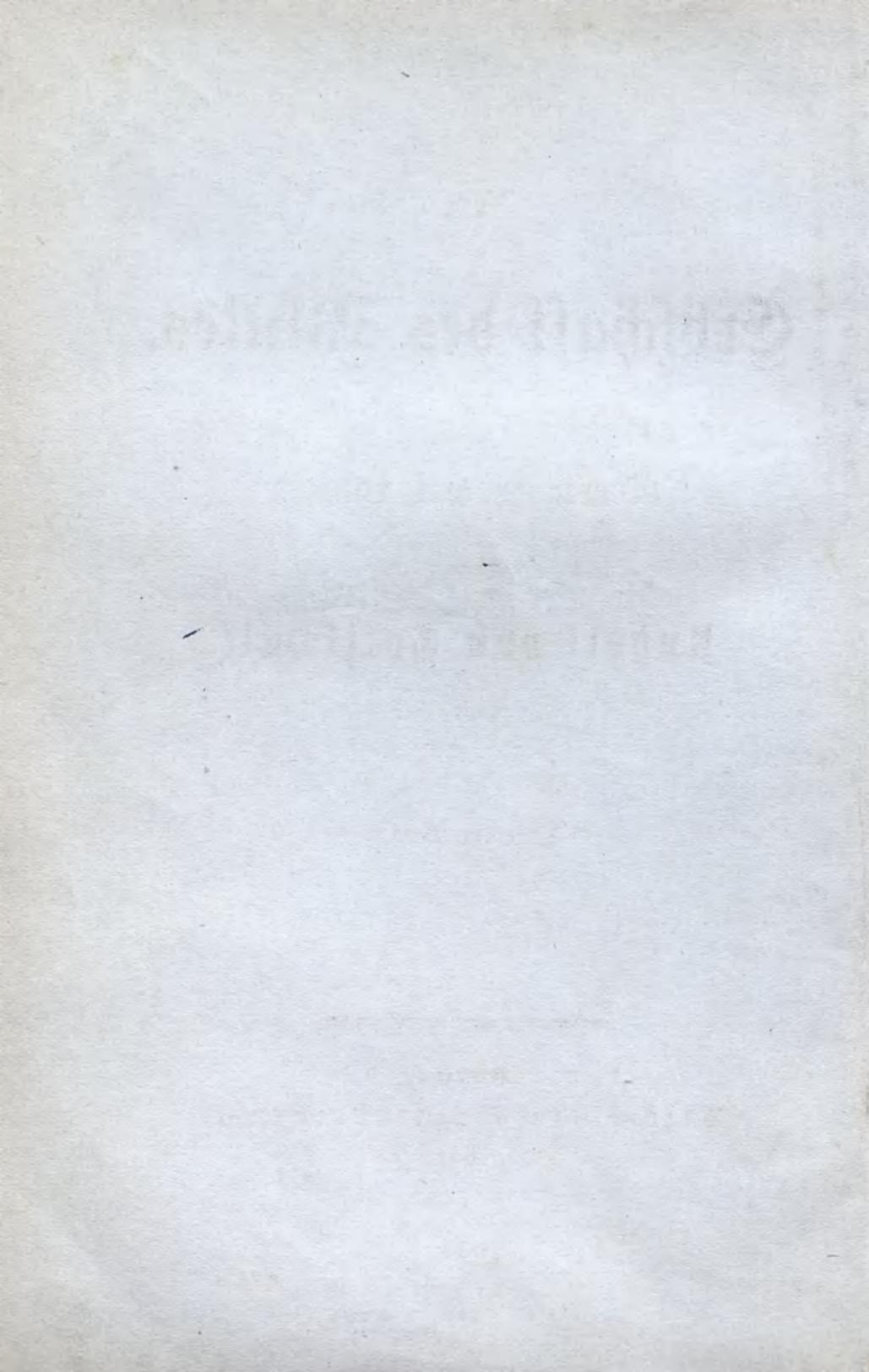
1884.

# Die Erbschaft des Blutes.

Zweiter Band.

*comp.*





Die  
**Erbschaft des Blutes.**

Roman in drei Büchern

von

**Rudolf von Gottschall.**

---

Zweiter Band.

*camp*

---

Breslau,  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1882.

Bz 24388  
7558481

SL 1162d

511285



2002-02-13

---

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

---



## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

## Bei dem Chiffonnier.

---

**E**reignißreiche Zeiten waren seit den letzten Vorfällen, die wir geschildert, vorübergegangen; Hunderttausende hatten auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblutet. Paris war soeben durch den kurzen Besuch der fremden Barbaren beschämt worden, welche durch den Arc de l'Etoile mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ihren Einzug gehalten. Paris, die Hauptstadt der Welt, zu deren Feier Victor Hugo sich erging in überschwänglichen Dithyramben, die unbezwingliche Mutter der Ideen und der Revolutionen, war von den siegreichen Heeren der Feinde umlagert worden; die Granaten der Preussiens platzten in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt. Die Niederlage war nieder-

schmetternd . . . doch gab es einen Trost: auch das ewige Rom war ja in die Hände der Vandalen gefallen.

Es war im März 1871, als ein Fiaker an der Ecke der Rue Muffetard und ihres Nebengässchens *Epée de Bois* hielt.

Eine verschleierte Dame stieg aus, schritt in das schmale Gässchen und klopfte an die Thüre eines großen, düfteren Gebäudes, das mehr Lufen als Fenster hatte. Auch waren die Lufen so ungleich an Größe, daß man die einzelnen Stockwerke nicht unterscheiden konnte. Es war eins der schiefsten architektonischen Gesichter, welches ein altes Haus in der Weltstadt schnitt, und wenn man das Innere nach dem Aeußeren beurtheilen durfte, so mußte sich ein Labyrinth von Kammern und Kämmerchen darin befinden, in welche man nur treppauf, treppab gelangen konnte.

Die Dame bewegte den Klopfen an der Thüre mit Ungeduld und alsbald zeigte sich hinter einem Guckfensterchen, von dem ein Schieber fortgeschoben wurde, das Gesicht einer alten Kantippe; unter buschigen, weißen Brauen und vorstehenden Augenknochen blickten ein paar große Augen fragend auf die Besucherin. Diese schlug den Schleier zurück,

die Alte blinzelte, nickte wie zustimmend und öffnete alsbald die Thüre.

„Monsieur Pigeon?“ fragte die Dame.

„In seinem Bureau,“ versetzte die Alte; „ich werde Sie geleiten.“

Es ging über einen schmutzigen Hof, der noch enger schien, als er war, weil eine Menge Wäscheleinen über ihn hinweggezogen waren; doch keine helle Wäsche badete sich hier fröhlich an den Lüften; es war eine Ausstellung der schmutzigsten Lumpen, die hier zum Trocknen aufgehängt worden waren und ihre Herkunft aus der Gasse in keiner Weise verleugneten. Es ging ein modriger Hauch von ihnen aus, so daß die Dame ihre Schritte beschleunigte.

Eine enge äußere Treppe führte aus dem Hof in die Höhe; hölzerne Galerien umliefen hier von außen den ersten Stock und auch hier bewegten sich in einem leisen Windhauch, der sich in den Hof verirrt hatte, allerlei seltsame Gebilde, die an den Leinen hingen, formlos, wie die Stalaktiten einer Tropfsteinhöhle. Unheimlich mußten sie im Mondschein gemahnen, diese Schatten von Kleidern, diese Gespenster von Jacken und Röcken, diese Skelette von Stiefeln und Schuhen, darunter manches ci-devant Toilettenstück, welches aus dem Boudoir

der Dame durch den Kofen der Kammerzofe den Weg in den Keller der Wäſcherin gefunden hatte, um zulezt auf dem Waarenspeicher des Chiffonniers zur Schau geſtellt zu werden.

Von der Galerie ging's durch eine Reihe von Kammern, alle angefüllt mit den res nullius, welche Paris auf der Straße vergeffen und verloren hatte. In der letzten Kammer vor dem Allerheiligſten, in welchem ſich der Beherrſcher dieſer modrigen Welt aufhielt, lagen allerlei Sacken und Tragkörbe, leer und voll, und an der Wand war eine ganze Garnitur von Sacken und Krücken aufgeſtellt.

„Treten Sie nur hier ein,“ ſagte die Alte, auf eine Thür deutend, die ſich an dem Getäfel der Wand nur undeutlich im Dämmerlichte abhob, das in dieſen Gemächern herrſchte.

Die Dame klopfte und ſtand bald vor einem älteren Herrn, der ihr mit höflichem Gruß entgegenkam. Er hatte die Feder hinter den Ohren; denn eben noch hatte er an dem niedrigen offenbar von Holzwürmern zerfreſſenen Pult Ziffern in die Rubriken ſeines Hauptbuches eingetragen. Im Winkel hinter dem Pult blipte etwas aus dem Dunkel hervor; es war befremdlich, daß ſich etwas Leuchtendes in

diese aschgraue Schattenwelt verirrt hatte . . . es bligte nicht nur, es flirrte auch, als Herr Pigeon bei der raschen Wendung nach der Thüre zu es berührt hatte; es war der Säbel des Nationalgardisten.

Herr Pigeon hatte sehr verbindliche Formen; er hätte sich nicht feiner benehmen können, wenn er die Honneurs eines mit den prachtvollsten Gobelins dekorirten Salons gemacht hätte.

Er nöthigte die Dame, auf einem Sessel Platz zu nehmen, der nicht viel mehr war, als ein hölzerner dreibeiniger Schemel; aber er hätte sie mit mehr Anstand nicht nöthigen können, auf einem mit den schönsten Stickereien geschmückten Fauteuil Platz zu nehmen.

„Sie haben mir geschrieben,“ sagte die Dame.

„Gewiß, Frau Baronin,“ versetzte der Chiffonnier, indem er die Brille in die Höhe schob, auf eine Stirne, welche, ohne sich durch vorlautes Haupthaar stören zu lassen, sich bis zum Scheitel fortzusetzen schien.

„Sie wollten mir eine wichtige Mittheilung machen.“

„In der That, sie ist wichtig genug, daß ich Sie hierher bemühte; auch wollte ich sie dem Papier

nicht anvertrauen. Das wissen ja Frau Baronin, daß Sie sich auf mich verlassen können. Hierin hat sich nichts geändert seit jener Zeit, wo ich auf dem Karpathenschloß in Ihren Diensten stand, wo ich Ihnen in jener Affaire, die ein so böses Ende nahm . . ."

„Schweigen wir davon!“

„Ich verließ damals meine Stellung als Kammerdiener; der volle Zorn des Barons hatte sich auf mich entladen, er hatte mich gemißhandelt. Sie aber haben mich reichlich ausgestattet und ich bin Ihnen Dank schuldig; denn mit jenem Gelde vermochte ich dies blühende Etablissement zu errichten.“

„Dies blühende Etablissement?“ fragte die Baronin verwundert.

„Gewiß, ich bin zufrieden, durchaus nicht unzufrieden . . . so sieht die Erde aus, aus der man Geld gräbt.“

„Und Ihre Mittheilung?“ versetzte die Baronin nicht ohne Ungeduld.

Pigeon nahm die Brille von der Stirn und wuschte mit seinem Schnupftuch die Gläser ab; er schien zu zögern.

„Was ich Ihnen sagen will, ist wichtig für Sie; doch ich glaube, es wird sie erschrecken.“

„Ich bin auf alles gefaßt,“ sagte die Dame, „und ich fürchte nur etwas, nur eine einzige Lücke des Schicksals.“

„Der Baron ist in Paris.“

„Unmöglich,“ rief Mariam, vom Sessel aufspringend. „Jeder Schlag des Geschicks, nur dieser nicht!“

„Und doch ist es die Wahrheit . . . ich bin bereits zweimal mit ihm zusammengetroffen. Er hat mich erkannt, mit mir gesprochen . . . o, wir sind hier nicht Herr und Knecht; gegen einen Offizier der Nationalgarde muß er höflich sein; zu ihm spricht man nicht mit der Reitpeitsche. Er scheint das vergessen zu haben; aber ich vergesse es nicht.“

Die kleinen Augen Pigeons funkelten bei diesen Worten von einem bösen Glanz.

„Und wo haben Sie ihn gesehen?“

„Im Café de Madrid . . . dort versammeln sich viele Ausländer und lauschen auf die Worte der Männer, welche die Parole für Frankreichs Zukunft ausgeben.“

Mariam konnte sich noch nicht fassen; sie ging die Hände ringend auf und ab.

„Setzt, wo ich meinem Ziel so nahe bin . . . ein Gatte in den sibirischen Bergwerken war unge-

fährlich . . . jetzt taucht er hier auf, in meiner Nähe . . . Alles ist verloren . . ."

Pigeon unterbrach dies Selbstgespräch nicht; er sah nachdenklich aus, doch fand er kein Wort des Trostes. „Die Hand eines alten Mannes und Hunderttausende waren mir sicher,“ sprach Mariam vor sich hin . . .

„Ich weiß . . . ich weiß . . . ich hoffte auch, die Nummer würde dort in den Bergwerken allmählig verlöschen.“

„Es regen sich in mir Gefühle,“ versetzte Mariam, „die ich längst nicht mehr kannte, Gefühle des Hasses. Er war ja für mich begraben, und ich dachte seiner nur noch, wie man eines Verschollenen denkt. Er war ein Hinderniß für meinen Plan, vor dem Gesetz und der Kirche. In schlummerlosen Nächten entsetzte mich die Möglichkeit, daß er wieder kommen könnte, ein Gespenst, und diesem Gespenst gegenüber war ich dann eine Verbrecherin. Eine schreckliche Möglichkeit . . . doch ich konnte es wagen, ihr zu trosten, denn sie war in die blaue Ferne gerückt, nach menschlichem Ermessen so unglaublich wie der Tod durch den Wetterstrahl. Nachdem die Schrecken der Belagerung geendet, war ich entschlossen, das hochzeitliche Gewand

anzuziehen, denn der alte Graf ist nur ein Spielzeug meines Willens . . . und jetzt wird mir dieser Entschluß zu einer Gefahr, vor der ich zurückschrecken muß."

"Paris ist groß," versetzte Pigeon.

"Nein, nein," fuhr Mariam fort, "nicht groß genug, um mich vor dem Dolch und der Pistole des Wüthenden, um mich vor seinem Recht und vor langem Kerker zu schützen. Schon sein Bild scheucht jede Ruhe aus meinem Herzen; denn mein Gefühl empört sich gegen den Tyrannen meines Lebens. Das thörichte Streben nach Glanz trieb mich einst dazu, dem reichen Manne meine Hand zu reichen . . . wie hab' ich es büßen müssen! Sein Reichthum zerschmolz bei grenzenloser Verschwendung; nichts blieb, als der wüste Gesell, den ich meinen Gatten nennen mußte. Nichts war ich ihm als ein Spielwerk seiner Launen . . . und dabei trogte er auf das Recht des Gatten. Und als mein Herz sich, müde solcher Schmach, dem jungen Magyaren zuwandte, der an mir mit schwärmerischem Feuer hing . . . Sie wissen es ja, Sie waren ja der Vermittler unserer Liebesbriefe . . . da überraschte er uns im geheimen Versteck und schoß ihn nieder mit dem Terzerol wie einen tollen Hund. Blutend

sank er in meine Arme. Da hatt' ich weiter keinen Gedanken, als den Gedanken an Rache. Nach kurzer Haft kehrte er zurück, tyrannischer als je . . er mißhandelte mich und alle."

"Die Reitpeitsche wegen kleinen Fehls," sagte Pigeon, die Faust ballend; "ich werd's ihm gedenken."

"Da kam der Aufstand der Polen gegen Rußland; er betheiligte sich daran, denn er war ein Pole von Geburt und mit wilder Leidenschaft. Rußland übernahm meine Rache und sperrte den Gefangenen in die Bergwerke: da glaubt' ich ihn begraben . . . jetzt kehrt er zurück; er kann mir jeden Augenblick das Joch über den Nacken werfen. Es kann nicht sein, es darf nicht sein."

Die sanften Züge der goldlockigen Mariam sahen bei diesen Worten ganz verstört aus.

"Doch was kann ich thun, Madame?" fragte Pigeon.

"Noch weiß ich nicht, was alles geschehen muß," versetzte Mariam, in tiefes Nachsinnen verloren; "ich werde darüber brüten . . . ich werde Ihre Hülfe brauchen."

Es lauerte um die festgeschlossenen Lippen etwas wie ein energischer Entschluß . . . und in den

sanften Worten der melancholischen Stimme war ein vibrirender Klang, der von innerstem Erzittern der Seele herrührte.

„Zunächst, mein lieber Pigeon, forschen Sie den Baron aus, ob er etwas von mir weiß, von meinen Schicksalen, meinem Aufenthalt. Es ist dies das nothwendige Vorspiel zu jenem Drama, das wir aufführen wollen; denn davon wird der Grad von Sicherheit abhängen, mit der wir zu Werke gehen können.“

„Es wird sich dies ungezwungen thun lassen,“ versetzte Pigeon.

„Ich komme in den nächsten Tagen, mir hier die Antwort zu holen; ich habe das Gefühl, daß in dieser Höhle . . . entschuldigen Sie, wenn ich nicht schmeichle . . . ein Geheimniß am besten aufgehoben ist.“

„Diese Lumpen ringsum sind verschwiegen . . . und es ist auch das Beste. Denn wenn sie alles ausplaudern wollen, was sie erlebt haben zur Zeit ihres Glanzes; es würden Geschichten sein von Menschenfrevel und Menschenelend, welche Tag und Nacht hier die Luft mit Seufzern und Jammer füllen müßten.“

„Und das Geschäft ist einträglich?“

Mariam konnte diese Nebenfrage nicht unterdrücken, obgleich Pigeon ihr schon seine günstigen Verhältnisse eingestanden, und als dieser sein Geständniß wiederholte, sagte sie:

„Seltsam! Mich würde es auch verlocken, so aus dem Abwurf der Menschheit noch Kapital zu schlagen . . . Das ist eine beneidenswerthe Alchemie, Gold zu machen aus den Fetzen und Lappen, aus dem Abgelegten und Verworfenen . . . Gold, Gold, funkelndes Gold! Unsere abgetragenen Empfindungen aber hebt Niemand auf, das ist menschlicher Moder! Immerhin . . . ich komme wieder, Pigeon . . . die Alte muß mir zu jeder Stunde Zutritt gewähren.“

„Sie hat schon jetzt die Ordre, Madame.“

„Ich gehe gänzlich verwandelt von Ihnen. Als ich kam, glaubte ich noch an das Glück . . . selbst an das Glück des Feenmärchens, das mir in den Schooß fiel. Jetzt heißt es wieder: sinnen und handeln, kämpfen und ringen, vielleicht heiß und schwer, vielleicht mit Befleckung der Hände und der Seele, denn den langverdienten Gewinn soll Niemand mir rauben. Ich rechne auf Sie, Pigeon.“

Der Chiffonnier machte eine Verbeugung, welche seine Dienstwilligkeit ausdrückte. Es war dies auch

nicht höfliche Form: er besaß eine wirkliche Anhänglichkeit für seine frühere Gutsherrin, in deren Geheimnisse er damals eingeweiht gewesen war, und es schmeichelte ihn, daß eine so schöne Frau seine Freundschaft in Anspruch nahm.

Er geleitete sie selbst durch alle Winkel und Gänge, durch sein ganzes blühendes Glück, nach der Hausthür; dann aber kehrte er in sein Bureau zurück, nahm aus einem Wandschrank, den verschiebbares Holzgetäfel versteckte, seine Uniform hervor, zog sie an und schnallte seinen Säbel um. Bald klirrte derselbe auf dem Pflaster der Rue Mouffetard und Herr Pigeon erwiederte leutselig die Grüße seiner an den Ladenthüren stehenden Geschäftsfreunde. Diese alle hatten nur einen kleinen Detailkram; er aber hatte ein Lumpengeschäft en gros.

---

## Zweites Kapitel.

### Im Café de Madrid.

---

Pigeon lenkte seine Schritte nach dem Café de Madrid; vor demselben fand er einige Männer im eifrigen Gespräch . . . die Gläser Absynth, die vor ihnen standen, verschuldeten nicht allein die große Erregtheit, die sich in ihren Mienen und Geberden aussprach. Es handelte sich um die wichtigsten Fragen für Paris; auch war dabei nichts Auffälliges; denn die Debatte war eine allgemeine in der ganzen Stadt, und die Gäste des Café de Madrid hatten dem Anschein nach nichts voraus vor den Besuchern der anderen Estaminets und Kaffeehäuser. Dem Anschein nach . . . in Wahrheit aber befanden sich an den Tischen des Café de Madrid Männer des centralen Comité's, das sich schon während der Belagerung gebildet hatte

und auf die sämtlichen Nationalgarden von Paris einen tonangebenden Einfluß ausübte. Flüchtig und beiläufig nur wurde Pigeon begrüßt . . . hier spielte er nicht die Rolle, wie in dem Stadtviertel der Chiffonniers. Er setzte sich an einen Tisch, an welchem ein Pole und zwei junge Männer mit dunkeln Vollbärten Platz genommen hatten.

Der eine derselben mit aufgesetztem Augenglas und einem spöttischen Zug um die vollen, sinnlichen Lippen, war Pigeon wohl bekannt, noch von der Zeit her, wo jener im Quartier Latin sein Wesen trieb als junger Studiant und als der verrückte Student bezeichnet wurde. Man ließ ihn damals renommiren und blasphemiren. Pigeon selbst, der oft in seiner Gesellschaft war, hielt ihn nicht für ganz zurechnungsfähig. Er hatte nicht viel gelernt . . . nur mit der Chronik der französischen Revolution war er auf das Genaueste vertraut. Ihre Helden waren seine Vorbilder; freilich nicht Robespierre, der Mann des être suprême, aber Marat und Hebert und die anderen wilden Volksmänner, mit denen er im Cynismus zu wetteifern suchte. Er war ein Revolutionsmann aus zweiter Hand und hatte sich die Revolutionsideen zusammengeslesen; sie nahmen bei ihm eine krasse Gestalt an.

Pigeon war zwar stets ein Gefinnungsgenosse dieses Gamin. Dennoch verletzte ihn oft das freche Hohn-  
gelächter, mit welchem derselbe seine Steinwürfe  
auf Alles begleitete, was anderen Sterblichen  
heilig war.

„Ah, Bürger Pigeon,“ sagte der junge Marat,  
indem er sein Glas Absynth leerte; „wir stehen am  
Vorabend großer Ereignisse, wie die offizielle Phrase  
lautet. Die Kanonen der Nationalgarde dürfen  
nicht in die Hände der Reaktion fallen, wir werden  
uns derselben bemächtigen. Weder einem äußeren  
Eroberer, noch einem inneren Tyrannen dürfen wir  
unsere Gewehre ausliefern.“

„Aber das Heer,“ sagte der Pole, bedächtig  
seinen Knebelbart streichend.

„Das Heer,“ rief der andere schwarzbärtige,  
junge Mann aus, indem er von seinem Stuhl auf-  
fuhr, ohne jedoch stehend die am Tische Sitzenden  
zu überragen, „das Heer ist unser, es wird zu uns  
übergehen. In der Kaserne des Château d'Eau,  
in welcher vierzigtausend Cartouchen sich befinden,  
haben die Soldaten es bereits erklärt, daß sie ihren  
tapferen Brüdern von der Nationalgarde die Hände  
reichen werden. Es gährt überall . . . das bewaff-  
nete Paris wird Frankreich das Gesetz diktiren.“

Fanatisch leuchteten die Augen des kleinen Mannes durch die Brille; seine Fäuste ballten sich; seine große Habichtsnase und der unförmlich große Kopf gaben der ganzen Erscheinung etwas Gnomenhaftes, das an die Carikatur gemahnte.

„Ferré wird selbst an einen Säbel geschnallt werden und uns zum Siege führen,“ versetzte der Andere, während er den unheimlichen Gnomem mit seinem eingeklemmten Augenglas spöttisch musterte.

„Wo warst Du denn,“ rief dieser erbittert, „während der Belagerung? Wo war der Artillerie-Lieutenant Raoul Rigault zu sehen? Gewiß nicht auf den Wällen.“

„Im Zimmer, lieber Freund! Es wäre doch schade gewesen, wenn einen Mann wie mich eine platzende Granate der Preussens getödtet hätte; bei einer so ordinären Belagerung, wo lauter Verräther und Dummköpfe kommandirten, Renommisten und militärische Federfuchser, die Ducrots, Trochu's und wie alle unsere Todtlebens heißen, Genies, die man nur mit krepirten Granaten vergleichen kann. Mein Leben an eine verlorene Sache zu setzen, für welche so viele tapfere Nationalgardisten kämpften, nur um eine Hand voll Sous zu erhalten: das war nicht mein Geschmaç.“

„Wir kämpften für Paris,“ rief Pigeon erzürnt.

„Gleichviel, mein Herr Chiffonnier . . . ich verschwinde nicht gern in der Masse. Eure alten Sadern behalten den Preis, wenn sie in der Gasse liegen; für unsereinen wird dann nichts mehr gezahlt. Nein, ich sparte mein Leben auf für einen anderen Kampf und einen anderen Tod, für eine Sache, die eine Zukunft hat und Männer verlangt, welche wissen, was sie wollen und ich werde zeigen, daß es mir an Muth nicht fehlt.“

„Ich glaube, Du bist mehr Polizist als Soldat,“ versetzte Ferré, der sich inzwischen wieder beruhigt hatte.

„Ich habe lange genug in ihren Akten herumgestöbert,“ sagte Rigault; „man muß lernen von seinen Tyrannen, und ich habe mir sehr werthvolle Nachschlagebücher mit nach Hause genommen, als ich meine Thätigkeit bei der Polizeipräfektur aufgab. Wenn wir Paris beherrschen wollen, so muß es vor uns liegen, wie vor dem Teufel des Gil Blas . . . mit abgedeckten Dächern. Man beherrscht die Menschen nur, wenn man ihre Geheimnisse kennt . . . und es ist ein verwettertes Nest, dies Paris! In allen Winkeln liegt ein zusammengekehrter Unrath von allen möglichen Geheimnissen.“

Die Polizei ist die Hauptsache: das mußten auch die Männer des alten Wohlfahrtsausschusses. Erst als Saint-Just, im Uebrigen ein sehr unangenehmer Heiliger für mich mit dem unausstehlichen Patchouliengeruch seiner Tugend, die Polizei reorganisiert hatte für seinen Herrn und Meister Robespierre, diesen Alteweiberheiligen . . . erst dann war die Diktatur von Frankreich in dessen Händen."

"Wer spricht da von dem Alteweiberheiligen Robespierre?" tönte eine Stimme hinter Rigault.

Der neue Ankömmling war ein düster blickender Mann mit Ableraugen und trug einen hohen Hut und war zugeknöpft von oben bis unten.

"Wer schimpft da auf Robespierre?" wiederholte er mit schneidender Stimme; „wer lästert den größten Mann der Revolution, der seinen Ueberzeugungen unerschütterlich treu blieb? Das warst Du, Raoul Rigault . . . Du bist und bleibst einmal der ewige Gamin."

Der Sprecher zeigte seine spitzen, weißen Zähne; er war kein Jüngling, wie die Tischgenossen; seine Büge hatten etwas Verwittertes, Schmerzhaftes. Obgleich ihn Alle mit einem gewissen Respekt begrüßten, blieb Rigault doch die Entgegnung nicht schuldig.

„Da kommt unser Prophet Delescluze, der Mann der Grundsätze und Ueberzeugungen, das infrustirte Prinzip, Robespierre der Zweite! Er scheint bei böser Laune zu sein . . die fortwährenden rheumatischen Schmerzen! Da muß man ja ein Stoiker werden; denn was bleibt Einem übrig, als die Tugend, wenn man sich nicht mehr rühren kann.“

Delescluze legte die Hand auf Rigaults Schulter.

„Sieh zu, wie weit Du mit dem Laster kommst, junger Mann! Man darf einer neugeborenen Republik nicht solche Blattern einimpfen.“

Pigeon hatte sich ehrfurchtsvoll erhoben und Delescluze seinen Sitz eingeräumt. Dieser setzte sich düster schweigend nieder: man sah es ihm an, daß alle seine Bewegungen mit unleidlichen Schmerzen verbunden waren.

Nach einer Pause sagte Rigault: „In Deinen Mienen, Prophet, lese ich irgend ein wichtiges Telegramm.“

„In der That, ich komme aus dem Centralauschuß; es ist beschlossen, sich morgen der Kanonen des Montmartre zu bemächtigen. Die hundertzwanzig Bataillone der Nationalgarde, welche schon

während der Belagerung dem centralen Comité Treue geschworen, sind zu Allem bereit.“

„Parbleu!“ rief Rigault, „der Vorhang geht auf, das Schauspiel beginnt; ich stehe für den Erfolg. Im Nothfalle werden wir den Versaillern zeigen, wie man Paris vertheidigt . . . unsere Claque, unsere Chevaliers de lustre sollen die Preussens sein. Doch ich glaube nicht, daß es dazu kommen wird. Die Truppen in der Stadt sind hungrig und durstig, schlecht gepflegt, abstrapazirt ohne Sinn und Verstand. Unsere Nationalgarden sind dagegen im besten Fütterungszustand . . . und das ist ja auch der Grund, warum sie nicht abdanken und ihre Waffen nicht bei Seite legen wollen, um dann wieder an den Knochen zu nagen. Sie sitzen am gedeckten Tisch und das wird den Versaillern imponiren. Ich wette, diese drehen die Gewehre um und helfen uns die Kanonen dahin fahren, wohin wir sie fahren wollen. Für wen sollen sie sich auch begeistern? Für den finstern Greis Thiers, dies journalistische Wichtelmännchen, das schon unter allen Regierungen gespuckt hat und jetzt nicht recht weiß, was es für eine Mühe aufsetzen soll? Für den General Mac Mahon, der sich durch seine Niederlagen unsterblich gemacht hat?

Oder gar für Vinoy, der sich jetzt auf seine guten Bürger verläßt? Die guten Bürger und schlechten Musikanten; denn wenn zum Tanz aufgespielt wird, bleiben sie zu Hause. Nein, der Soldat muß an irgend etwas glauben, wenn er sich tapfer schlagen soll, zumal gegen seine Brüder. In Versailles giebt es keine Männer, keine Ideen . . . und überdies haben wir das Pulver längst auf den buttes Chaumont aufgespeichert. Ihnen nützen die Kanonen nichts, aber uns, und darum müssen wir sie in unsere Gewalt bekommen."

Delecscluze hörte nachdenklich zu; dann blickten seine Augen: „Ja, der Augenblick ist gekommen, wo Frankreich eine Republik werden wird, die auf den ewigen Grundsätzen der Menschenrechte ruht."

Inzwischen waren mehrere andere Parteigänger der Bewegung angekommen, die sich in verschiedene Gruppen vertheilten. Der Absynth des Limonadiers fand den besten Absatz; die Offiziere der Nationalgarde leerten Glas auf Glas.

„Da kommt ja auch Courbet!" rief Rigault; „er kommt wie eine Lokomotive angeschraubt."

In der That, athemlos kam der dicke Courbet heran, sich mit einem Fächer Kühlung zuwehend, ob schon der März noch kühl genug war.

„Sie schlagen den Generalmarsch,“ rief er „es muß Verrath im Spiel sein, hab' ich's nicht immer gesagt . . .“

„Das große Ungeheuer,“ versetzte Rigault, „wird nervenschwach, wenn es die Trommeln hört. Dickhäutiges Kunstgenie . . . es werden die Unsrigen sein, oder irgend eine harmlose Uebung der Truppen.“

„Harmlos?“ versetzte Courbet; „was ist heutzutage harmlos? Man hört nicht auf mich, man hat nie auf meinen Rath gehört und doch . . .“

„Laßt das Drakel sich sehen,“ rief Rigault; „der pythische Dampf ist ihm auf die Brust gefallen!“

„Benigstens der Dampf von diesen schlechten Cigarren,“ sagte Courbet, dessen schwere Last einem gebrechlichen Sessel des Café gefährlich wurde; dabei wehte er mit dem Schmutztuch die dicken Rauchsäulen fort, die sich um ihn sammelten, und trocknete sich den Schweiß ab.

„Courbet, kümmere Dich nicht soviel um Politik,“ fuhr Rigault fort, der es liebte, den Maler zur Zielscheibe seines Witzes zu machen. War dieser doch der einzige von allen, der einen Namen

in die Wagschale zu werfen hatte, und das erregte den Neid der Namenlosen.

„Führe lieber den Pinsel und male einige recht kräftige Bilder aus der jetzigen Pariser Bewegung, Bilder, die von Lebenswahrheit strotzen! So eine Marktenderin aus Belleville, auf einer Kanone sitzend, während sie von der Nationalgarde geliebt wird . . . recht satte Farben, recht dick aufgetragene Natur, das ist ja Deine Lösung.“

„Hol' der Teufel die Idealisten,“ versetzte Courbet, „die Rachel, den Rossini und Delacroix müßte man in einen Sack stecken und das ganze Packet in die Seine werfen! Wenn einer von diesen entkäme, es wäre ein Unglück für die wahre Kunst.“

„Bravo, Courbet!“ rief Rigault; „Du bist ein Kraftgenie; aber immer dieselben Explosionen . . . das ermüdet! Wie oft hast Du nicht schon mit diesen Worten Deine Jünger entzückt; eine ganze Schule schwört auf Dich; denn wer einen Delacroix in die Seine wirft, das muß doch ein Genie ersten Ranges, das muß doch ein ganz unerhörter Pinsel sein.“

Courbet wollte eben entgegnen, als er einen Mann mit langem Bart und spitzem Hut erblickte,

der ihm plößlich gegenüber stand. Es war dies ein halb verrückter Pharmaceut Namens Miot, der gegen Courbet eine an Wahnsinn grenzende Antipathie hegte. Der Maler zitterte vor ihm und hatte eine abergläubische Angst vor diesem unheimlichen Gegner. „Ich verlange den Kopf von Courbet, er ist ein Verräther!“ rief Miot, indem er mit starren Blicken auf ihn zeigte. Dieser hielt sich den schwarzen Fächer vor und wäre am liebsten mit seinem umfangreichen Körper durch ein Stadelöhr ent schlüpft.

Man war im Café de Madrid an solche Zwischenspiele gewöhnt; sie störten nicht den Ernst der Berathungen.

Rigault liebte nicht lange Debatten; er war der Mann des Impromptus; er stand auf und trat bei Seite, als Delescluze und Ferré sich über das Programm des morgenden Tages unterhielten; er trällerte ein cynisches Lied von Beranger, eines derjenigen, die sich wegen zweifelhafter Herkunft in den Anhang seiner Liedersammlung geflüchtet hatten; denn diese apokryphischen Lieder hatte Rigault besonders ans Herz geschlossen.

Pigeon wartete unterdessen mit Spannung auf die Ankunft des Barons, der selten um diese Zeit

im Café fehlte; er hatte den Wunsch seiner schönen Besucherin nicht vergessen.

Da traten zwei Fremde näher: der eine war klein von Figur, mager, braun, doch energisch in seinem ganzen Wesen, der andere hochaufgeschossen, blaß, mit verfallenen Zügen, lodernes Feuer in den Blicken; Beide hatten den polnischen Typus. Der erste war Pigeon früher als der Obrist Dombrowski vorgestellt worden; der andere war sein alter Bekannter und früherer Gebieter, der Baron Satori. Wenn Pigeon, den der Baron sogleich ins Auge gefaßt hatte, mehr als früher mit seinem Säbel rasselte, so geschah dies aus dem dunklen Instinkt, er müsse seinem *ci-devant* Herrn und Meister zeigen, daß er jetzt ein freier Mann und ihm vollkommen ebenbürtig sei. Doch während er noch im Stillen erwog, in welcher Weise er am geschicktesten die Unterhaltung mit dem Baron anknüpfen könne, um ihn zu Neußerungen über seine Frau zu veranlassen, trat dieser bereits auf ihn zu, nahm ihn bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Monieur Pigeon, meine Frau ist in Paris.“

Pigeon blickte ihn verwundert an und heuchelte den vollkommensten Unglauben.

„Ich weiß es, denn ich habe sie selbst von ferne

mit meinen Augen gesehen; sie fuhr in einem Fiaker durch die Champs Elysees. Sie müssen mir helfen sie aufzufinden."

"Ich werde mir Mühe geben," versetzte Pigeon.

"Ich habe in den Karpathen nichts von ihr erfahren können; es hieß, sie sei nach Italien gereist und nicht zurückgekehrt. Lange konnte ich dort nicht verweilen, aus Furcht vor meinen Verfolgern. Ich begab mich nach Paris, wo das Kaiserthum schon zu Fall gekommen, wo ich sicher war im Schooß der Republik . . ."

"Doch nach dem, was vorgefallen . . ." sagte Pigeon mit lauernden Blicken.

"Etwas in der Welt will man doch sein nennen," erwiderte der Baron, "wenn man so lange umhergeirrt ist als heimatloser Flüchtling. All' mein Eigenthum hab' ich verloren; dies Weib besitz' ich noch. Es giebt mir das Gefühl, als wäre ich nicht ganz verarmt. Und dann, Pigeon . . . in der schrecklichen Einsamkeit von Sibirien, wo ich mir selbst vorkam, wie ein eingefrorenes Mammuth, im flirrenden Forst oder unten in den dunklen Tiefen, wo wir ruhmlose Sklavenarbeiten vollbrachten: da schwebte mir oft ihr Bild vor, annuthig, tröstend; ich vergaß, was sie



verschuldet hatte, ich erinnerte mich nur ihrer Lieblichkeit und Schönheit, und bei diesem Bilde, das mir einst gehört hatte, besann ich mich darauf, daß ich noch Mensch sei, so wenig menschenwürdig mein Dasein war. Es war eine Erinnerung, die verklärend über dem Zwang, der Noth, der empörenden Erniedrigung der Gegenwart schwebte."

"Das wird Madame kaum geglaubt haben," versetzte Pigeon, "daß sie in ihrem Gatten noch einen schwärmerischen Verehrer gefunden hat."

"Ich war zu heftig," sagte der Baron, "und habe sie mißhandelt; ich denke jetzt daran mit Beschämung. Auch Sie, Pigeon, haben sich über mich zu beklagen, doch mein Zorn war gerecht. Ich würde jetzt ruhiger sein. Doch, bei Gott, den zweiten, der mein Recht verletzt, würd' ich niederschließen, wie den ersten . . . ich schwör' es. Helfen Sie mir sie suchen, Pigeon; ich war schon einmal auf der Polizei, doch viele der alten Melde- und Fremdenbücher sind in der Verwirrung der Zeit, bei dem Wechsel der Regierungen und der Beamten verschwunden."

Rigault, der noch immer die fecken Veranger'schen Lieder mit ihren cynischen Refrains singend auf und abging, hörte zufällig die letzten Worte.

„Das Alles,“ fiel er ein, „ist nicht aus Nachlässigkeit verloren gegangen, Baron! Anständige Leute haben sich dieser Fremdenbücher und der dazu gehörigen Personalakten bemächtigt, nicht blos um Beweise zu haben für ihre Anklagen gegen das alte System, sondern auch um sich zu orientiren und zu wissen, wenn eine neue Epoche anbricht, zu welcher Rasse alle Hunde gehören, welche von ihnen gehörig bellen und beißen können, und welchen man bei Zeiten einen Maulkorb anlegen muß.“

„Und wer sind diese anständigen Leute?“ fragte der Baron.

„Sie sehen einen derselben vor sich! Ich besitze z. B. auch Ihre Akten.“

„Diese können mir nichts Neues lehren; wohl aber habe ich eine Bitte an Sie, Herr Rigault: Sie können vielleicht die Spur meiner Frau in Ihren Fremdenbüchern entdecken.“

„Ach . . . mit den Frauen, Baron, da hat es seine Schwierigkeiten; das ist eine fatale Sorte, die der Polizei das meiste Kopfzerbrechen macht. Sie wechseln ihre Namen, wie die Vögel ihre Federn; bald sind sie Jungfrauen, bald verheirathet, bald Wittwen . . . und das Alles in einem Athem, wie es ihnen gerade paßt. Und gar

die Frauen, deren Männer man nach Sibirien gebracht hat . . die vergessen allmählig auch die Namen, die ihnen ankopulirt worden sind. Indeß, ich will nachsehen . . seit wann ist Ihre Frau in Paris?"

„Ich weiß es nicht.“

„Das erschwert das Nachschlagen . . . gleichviel! Es freut mich übrigens, eines jener Exemplare von Ehegatten kennen gelernt zu haben, die sich nicht einmal darüber freuen, daß sie ihre Frauen losgeworden sind.“

„Im Gegentheil, ich sehne mich darnach, mein Weib wieder zu sehen. Sie thun mir einen großen Gefallen, Rigault; rechnen Sie auf meine Dankbarkeit.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Baron; man sah es seinem Gang an, daß er ein innerlich gebrochener Mann war.

Setzt trat Pigeon auf Rigault zu:

„Sie werden ihm diesen Gefallen nicht thun, Rigault; er ist ein Tyrann gewesen gegenüber seiner Frau. Sie werden ihm doch nicht ein Opfer ins Garn locken, das er martern und zu Grunde richten kann? Sie werden doch nicht ein Weib unglücklich machen wollen?“

„Sie meinen,“ versetzte Rigault, „ich soll dem

bon Dieu nicht ins Handwerk pfluschen, der sovieler Unglückliche macht, daß man gegen dieses Ungeziefer einen wahren Ekel empfindet, weil man sich seiner gar nicht erwehren kann? Auf eine mehr oder weniger kommt's nicht an; daraus würde ich mir weiter kein Gewissen machen; doch ich liebe diese Polen nicht. Ihnen, lieber Pigeon, thu' ich eher einen Gefallen; Sie umgeben sich doch mit ehrlichen Lumpen; die sentimentalen kann ich nicht leiden. Ich werde daher den Polen nicht auf die Fährte seiner Biche bringen; mag sie baden und trinken, wo es ihr am besten gefällt. Ist sie schön, die Madame?"

„Sie galt stets für eine Schönheit.“

„Eine Polin?“

„Nein, eine geborene Magharin.“

„Das gefällt mir schon besser, Polen ist eine schmutzige Elegie, Ungarn eine sporenflirrender Dithyrambus. Und die Frauen . . . Tokaterausbruch! Das schmeckt auf der Zunge, bis man wieder zum Glase greift. Nun, nachschlagen werd' ich doch; aber ich werde mir die Adresse nur in meiner Brieftasche notiren. Vielleicht mach' ich auch mit ihr ein Tänzchen beim großen Karneval . . . seine Stunde hat geschlagen.“

Mit diesen Worten trat Rigault wieder zu seinen Genossen, um für den morgenden Tag mit ihnen zusammen die Losung auszugeben. Hier wurde der rothe Karneval eingeläutet, dessen Saturnalien nun bald Paris durchrasen sollten.

---

### Drittes Kapitel.

## Der alte Graf.

---

Dunkle Vorgänge vor den Fenstern, die auf die Champs Elysées hinausgingen . . pupursammtne Vorhänge, die am hellen Tage nächtliches Dunkel verbreiteten . . der große Salon durch eine schwere Draperie getheilt, welche jeden Zug von der Thür her abhielt . . . eine Ampel, welche das Gemach erleuchtete und in der geschützten Abtheilung des Salons im Fauteuil, im buntseidenen Schlafrock eine riesige Gestalt, ein sitzender Koloss, die Haare silberweiß: das war das Bild, welches den Besuchern des alten Grafen Waldenbach entgegentrat, den seltenen Besuchern; denn der Graf war unzugänglich für die Welt und hatte sich wie ein Chrysalide in diese dunkeln Vorhänge eingesponnen.

„Wo ist Mariam?“ herrschte er den Kammerdiener an; „warum zeigt sie sich heute nicht? Was ist mit ihr? Ich will Mariam sprechen.“

Und der Kammerdiener versprach nach ihr zu sehen. Der alte Graf klopfte ungeduldig mit dem Stock auf, den er in seiner Hand hielt; der Teppich dämpfte den Klang.

„Immer allein . . . wo sie nur bleibt! Ich habe soviel mit ihr zu sprechen. Das muß anders werden; das einzige Geschöpf soll mir ganz gehören; ich muß jeden Augenblick mein Glück herbeiwinken können. Nur erst wieder gesund und rüstig! Diese verwünschte Lähmung . . . und doch fühl' ich eine Kraft in mir, ich möchte die Welt in die Hand nehmen und sie zusammendrücken.“

Der Kammerdiener meldete Mariam an; sie folgte ihm auf dem Fuß, eine sanfte Krankenpflegerin im bescheidenen dunkeln Gewande, das blonde Gelock mit schlichten schwarzen Bändern umwunden, demüthigen Sinnes mit gesenktem Blick.

Als sie an den Lehnstuhl getreten war, küßte ihr der Graf die Hand, während sie dann holdlächelnd sein silberweißes Haar streichelte. „Setz dich zu mir Mariam . . . die unausgesprochenen Gedanken bedrücken mich. Ich kann nicht allein

sein. Das beklemmt mir das Herz. Die Einsamkeit ist mein Tod und die anderen Menschen sind mir zuwider. Auch Du, marouffe! Was stehst Du da mit dem Armentsündergesicht, mit den lauernden Mienen? Ich brauche Dich nicht . . hinaus mit Dir!"

Diese letzten Worte waren an den Kammerdiener gerichtet der rasch hinter dem Vorhang verschwand.

„Noch immer keine Antwort von unserm Doktor Foller? Hast Du das Telegramm selbst neulich auf das Bureau gebracht?"

„Ich selbst, gewissenhaft . . . wie immer!"

„Das lob' ich! Nun, er wird wohl die Antwort persönlich überbringen. Einen Monat soll er mein Leibarzt sein, in meiner Nähe verweilen; ich entschädige ihn für seine ausfallende Praxis. Er kennt mich, mein Naturell, mein ganzes Wesen, ein feiner Kopf, und vor allem ein Deutscher. Ich hasse zwar meine Landsleute, seitdem sie mir vom Dach meines Hauses hier die Victoria heruntergeschossen haben und eine platzende Granate mir die Fenster zertrümmerte; ich hasse sie wegen dieser nichtswürdigen Belagerung des schönen großen Paris, als wäre die herrliche Stadt ein Schieß-

stand für ihre Artillerie. Ich rufe mit dem Janhagel der Boulevards: es sind Barbaren, die Prussiens! Welch ein Leben in einer belagerten Stadt, solch eine Enge und Schwüle; und auch wir wurden in unserm Comfort gestört, von Mangel und Entbehrungen bedroht, wie das gemeine Volk. Der ewige Kanonendonner, das greift die Nerven an! Ich freue mich zwar, daß wir gesiegt haben; doch ich wagte nicht, ans Fenster zu gehen, die durch den Arc de l'Etoile einziehenden Truppen zu begrüßen; ich kam mir als ein Belagerter vor; die über das Pflaster rasselnden Geschütze empörten mich . . . wenn man ein kranker Mensch ist, da zieht man die Flanelljacke an und den Patrioten aus. Gleichviel . . . den Franzosen traue ich nicht. Ein deutscher Arzt . . . das ist schon lange mein Wunsch. Paris ist zwar die höchste Schule der Medizin; die ganze Stadt hat ja ein hippokratisches Gesicht und die Krankheiten stehen hier in Blüthe; die seltensten grotesken Formen des menschlichen Leibes zeigen sich hier . . . und die Krankheiten machen die Aerzte. Doch was nützt alle Kunst, wenn der gute Wille fehlt? Sie möchten uns Deutsche jetzt vergiften . . . und einem geschickten Arzt ist das ja eine Kleinigkeit. Seit dem Einzug

der Deutschen hab' ich, wie Du weißt, meinem Professor sagen lassen, uns nicht mehr zu besuchen. Ein sehr feiner, artiger Herr . . . doch mit einem Gesicht wie Cartouche; ich nahm schon lange nichts mehr von dem, was er mir verschrieb. Ich fürchtete mich vor Aqua Toffana. Er hat einen großen Ruf beim Colledge und im Quartier Latin; er hat sehr gelehrte Bücher geschrieben; aber er hält selbst nicht viel von seiner Heilkunst und machte stets ein bedenkliches Gesicht, wenn er meine gelähmten Glieder untersuchte."

"Ich hielt ihn für ehrlich," wagte Mariam schüchtern einzuwerfen.

"Das spricht für Dich; die Welt ist für Dich nur ein Spiegel, der Dein edles Herz zurückwirft. Nehmen wir selbst an, er sei kein Giftmischer von Fach, so ist er doch ein gelehrter Arzt . . . und diese lieben die Experimente in corpore vili. Es ist nicht angenehm, ein Versuchsfeld für die Mediziner zu sein. Ich fürchte fast, daß meine Krankheit zu den interessantesten Fällen gehört, die sich für eine Abhandlung in einem medizinischen Journal eignen. Der Herr Professor sah oft recht wißbegierig aus; ich fürchte, er machte gelehrte Noten aus meinen dummen Schmerzen. Diese

ganze Heilkunde ist nur eine Art von Vivisektion; man ist das Objekt der Wissenschaft, und gelegentlich wird man wie ein Hund mit indianischem Gift betäubt, oder sie pumpen einem die Luft aus, um zu sehen, wie lange man noch athmen kann. Da lob' ich mir einen Arzt, wie unsern Doktor; er sucht keine interessanten Probleme, er will ehrlich die Krankheit heilen. Und einen solchen Mann brauch' ich hier und zahle jeden Preis für ihn. Diese andern superfeinen Aerzte sind ja keine Heilkünstler mehr; sie sind Anatomen, Pathologen, Physiologen, was weiß ich; sie wissen die Krankheiten zu sortiren bis in ihre feinsten Unterschiede; aber das Heilen ist ihnen Nebensache. Und die Franzosen hier . . . es sind Aeskulape, deren Schlangen ich fürchte."

"Wenn der Doktor nur seine Praxis aufgeben kann, so wird er gewiß erscheinen," versetzte Mariam.

"O, es giebt ja genug junge Stellvertreter, welche vor den Leuten ihr Licht leuchten lassen wollen. Gieb mir die Limonade herüber, Mariam; mein rechter Arm versagt mir noch immer eigenfönnig seine Dienste."

Mariam reichte ihm mit sanftem Lächeln den Trank und blickte trostreich zu ihm empor.

„Führe mich doch einmal vor den Spiegel . . es sind nur ein paar Schritte, ich will sehen ob meine Füße mich soweit tragen.“ Der Riese erhob sich; auf den Stock gestützt, während die blondlockige Pflegerin ihn auf der anderen Seite führte, lahnte er mit einem Schritt, der seinem Willen nicht gehorchte, bis zum großen Trümeau. Hier sah er sein volles Bild von Kopf zu Fuß.

„Traurig,“ rief er aus, indem er mit der Hand sich eine Silberlocke von der durchfurchten Stirn strich, „was nützt dem Herkules seine Kraft, wenn das Nessusgewand sie lähmt? Und ich fühle oft so brennende Schmerzen; nein, es muß anders, es muß besser werden. In mir lebt ja noch Kraft, Willen, Feuer . . . und der Mensch wäre eine Stümperarbeit der Schöpfung, wenn eine Störung im Räderwerk seines Mechanismus die ganze Gewalt seiner Seele zur Ohnmacht verdammen könnte. Nein, der Geist ist Herr in seinem Hause; wohnte er bloß zur Miethen, das würde ihm zu theuer zu stehen kommen, und da wäre es besser, er wäre nie eingezogen. Doch ich sehe mich hier im Licht der Ampel, es ist ein Licht, das mildert und beschönigt. Lösche die Ampel, Mariam, öffne die

Vorhänge . . es ist lange nicht geschehen. Laß das Licht des Tages hereinfluthen!"

„Es wird Dich blenden,“ meinte Mariam; „Du bist daran nicht mehr gewöhnt!“

„Ich will mich wieder daran gewöhnen; denn ich hoffe noch auf Tage, an denen ich an der Sonne meine Freude haben und die Sonne sie an mir haben soll. Jetzt aber will ich einmal mein Bild in einer Beleuchtung sehen, die mir keine Schmeicheleien sagt.“

Aufmerksam rollte Mariam zunächst den Lehnstuhl herbei, half den Grafen sich niedersetzen, ließ die Ampel herunter an der klirrenden Kette und löschte ihr Licht; dann zog sie die Vorhänge auf, und herein fluthete der ungewohnte Tag, der den Triumphbogen draußen in sein strahlendes Licht tauchte. Der Graf wandte das Gesicht zur Seite, und schloß die Augen um sie allmählig dem Tag erschließen zu können. Doch er sah dann nicht die gegenüberstehenden hellen Paläste, welche das Licht der Märzsonne in sich eingesogen zu haben schienen und es blendend wiedergaben; er sah in den Spiegel und erschrak.

Mariam merkte es und wollte das Licht etwas dämpfen, unter dem Vorwand, daß es seinen Augen

allzu wehe thue; doch der Graf verwehrete ihr dies mit Hestigkeit.

„Ich will keine Täuschung mehr! Ich will mir sagen können; das bin ich, so bin ich! Ich sah mich anders, ich leugne es nicht, denn ich wollte ja keinen andern Spiegel haben, als Deine freundlich mir entgegenkommende Neigung . . und diese mußte mich ja täuschen, denn sie wiegte mich ein in das thörichte Gefühl einer verspäteten Jugend. Nein, nein, ich bin ein alter Mann, ich seh' es . . . mein Haar ist silberweiß . . . Runzeln auf der Stirn . . . im Gesicht tiefe Einschnitte . . . den Ausdruck vollkommener Freudlosigkeit. Die aschgraue Farbe des verkohlten Glücks, und die Hände . . jetzt seh' ich's im Licht des Tages, mit trostloser Genauigkeit, verklümmert, verschwollen; unfähig ein glänzendes Kleinod zu fassen, irgend ein Glück im Fluge zu haschen . . ich selbst mein eigener Schatten, reif für die Ahnengruft.“

Nach einer kleinen Pause richtete sich der Graf wieder in seiner ganzen Größe auf:

„Doch nein, es ist nicht das Alter, es ist die Krankheit, die mich so entstellt hat, und das ist ein Dämon, der sich bannen läßt. Und ist er gebannt, dann wird das innere Feuer wieder meine

Büße, meine Gestalt durchleuchten und eine späte Jugend bei mir einkehren, die mir erlaubt, die Rosen des Anakreon und Goethe zu pflücken."

Bei diesen Worten warf er Mariam einen vielsagenden Blick zu.

"Gewiß," versetzte diese, "es ist die Krankheit, welche ja auch die Jugend um ihre Kraft und Frische bringt. Und seit einer Woche geht es ja viel besser. . . . Du bist frischer, regsamer; schon Dein Wunsch, wieder das Tageslicht zu sehen, ist ein erfreuliches Zeichen. Kommt noch der Rath eines guten Arztes hinzu, so wird bald die volle Genesung bei Dir einkehren."

Bald stand der Lehnstuhl wieder auf dem alten Plaze; doch die Damastvorhänge der Fenster blieben zurückgeschoben.

"Bring' mir dort den großen Brief vom Schreibtisch," sagte dann der Graf; "er ist vorhin angekommen; ich weiß, was er enthält. . . . Der gute Justizrath ist pünktlich."

Mariam öffnete das Couvert und überreichte dem Grafen ein Schreiben, das mit Stempel und Siegel versehen war und einen geschäftsmäßigen Eindruck machte. Der Graf flog es rasch durch, während er es mit ungelenkten Händen zitternd

festhielt; dann sagte er mit gerührter Stimme: „Mariam . . . ich war Dir schon längst ein Zeichen meines Dankes schuldig; Du warst mein Schutzengel in diesem unseligen Winter. Ich habe Dir schon oft von meiner Villa in Thüringen gesprochen, ihre Lage, ihre Reize geschildert. Wohl . . . durch diese Schenkungsurkunde wird sie Dein Eigenthum; ich habe damit nur einen kleinen Theil meiner Schuld abgetragen.“

Mariam spielte die ahnungslos Ueberraschte; sie konnte nicht müde werden in Bethürungen ihres Dankes, küßte dem Grafen die Hände und trocknete sich Thränen freudiger Rührung ab.

„Ich bin überzeugt,“ sagte der Graf „mein Sohn Ottomar wird diese Schenkung billigen, wenn er erfährt, was Du an mir gethan.“

Bei der Erwähnung Ottomars konnte Mariam ein leises Unbehagen nicht unterdrücken; er hatte sie in Thüringen gesehen; sie fürchtete ihm zu begegnen, und doch stand diese Begegnung in nächster Aussicht.

„Hat Ottomar Dir wieder geschrieben?“ fragte sie.

„Du weißt ja, daß ich keinen Brief erhalte, der nicht durch Deine Hände ginge. Kurz vor dem Einmarsch der Preußen in Paris schrieb er mir,

daß er im letzten Gefechte vor der Stadt leicht verwundet worden sei; doch nach seiner baldigen Genesung, die er bestimmt hoffe, Urlaub nehmen werde, um mich aufzusuchen und längere Zeit hier in Paris zu verweilen. Seitdem schrieb er nicht wieder . . . und ich darf ihn jeden Augenblick erwarten."

Nichts konnte Mariam unbequemer sein, als Ottomars Ankunft. In stillen Selbstgesprächen hatte sie erwogen, wie sie ihrer Reise nach Thüringen ein glaubwürdiges Mäntelchen umhängen könne; denn sie sah ein, daß dieselbe sich auf die Länge nicht verheimlichen ließ. Und doch wünschte sie den Augenblick der Enthüllung so lange wie möglich hinauszuschieben. Vielleicht ließ Ottomar mit sich handeln . . . sie kannte ja seine Liebe zu Zoë. Geheimniß für Geheimniß! Doch wußte sie wohl, daß dies Alles nur ein schwankender Nothbau sei, der bei erster Gelegenheit zusammenbrechen werde; denn sie sah in Ottomar ihren Feind und war keineswegs der Ansicht, daß er die Schenkung der Villa billigen werde. Ihren weitergehenden Plänen aber, das wußte sie, werde er entschiedenen Widerstand entgegensetzen.

Während Mariam so in Gedanken dasaß, gab sich auch der Graf seinen Träumereien hin.

„Oft mach' ich mir Vorwürfe,“ begann er, „daß ich der Heimat so fremd geworden, daß ich mich so wenig um meine Kinder gekümmert habe. Doch es war mir unmöglich, lange die Thüringer Bergluft zu athmen, in diesen kleinen Verhältnissen zu existiren. Meine Seele dürstete nach dem feurigen Trunk des Lebens . . . ich konnte mich nur wohl fühlen in einer Welt, in welcher ich jeden Tag ein Abenteuer begrüßen konnte. Wir sind nur, was wir erleben . . . unerschöpflich ist die Welt, doch man muß ihre ewig sprudelnde Quelle aufsuchen. Es ist nicht wahr, daß der Genuß ermüdet; er giebt uns stets von neuem das Gefühl des vollen Lebens. Nicht der Wechsel des Regelmäßigen, der Wechsel von Tag und Nacht, Winter und Frühling, gewährt uns Befriedigung, nur der Wechsel, der uns stets mit dem Neuen überrascht; denn neu ist uns jedes schöne Gesicht und neu ist die Seele der Leidenschaft, die stets eine andere Sprache spricht.“

Mariam neigte das Haupt wie eine franke Blume:

„So dürfen wir nimmer rechnen auf ein dauerndes Glück; denn die Herren der Schöpfung greifen stets hinaus über die Hingebung, die ihnen treue Dienste weihet.“

„Ich spreche von der Vergangenheit, Mariam, von meiner Vergangenheit. Die Gegenwart mahnt mich an Beschränkung, und ihre Mahnung ist empfindlich genug. Ich darf jetzt mein Schicksal doch preisen, wenn mir im engen Kreise ein freundliches Glück erblüht. Vielleicht hätte mir Beschränkung schon in letzter Zeit wohl gethan; ich empfand bisweilen, während der Donner der Geschütze durch die Lüfte raste, Heimweh, Sehnsucht nach meinen Kindern.“

„Ich begreife dies wohl,“ sagte Mariam mit dem Ton weicher Rührung.

„Die arme Clotilde . . . sie schreibt mir selten genug und dann verworrene Sätze und Buchstaben. Du weißt es ja; es fehlt oft der Nachsatz . . . alles hastig und wild hingeworfen. Miß Betty hatte wenig Acht auf ihre Handschrift; es sind die Schriftzüge eines Wachtmeisters, kräftig, unfein. Und auch der Inhalt ist wenig erquicklich; ein Durcheinander von tollen Geschichten, halb ausgegohrenen Gedanken, kecken Wünschen. Das Kind hat etwas von meinem Blut in sich; eine unglückliche Mitgift für ein Mädchen.“

Mariam erwog im Stillen, wie sie dieses wilde Pörsönchen zähmen werde.

„Ottomar hat mir früher auf der Universität viel Sorge gemacht . . . Duell, Liebeshändel, Spiel, Verschwendung. Ich freue mich, daß er jetzt in eine geregelten Bahn eingelenkt ist. Doch immer liegt die Gefahr nahe, daß sein wilder Sinn ihn wieder auf die alten Wege führt. Größeren Kummer aber hat mir mein verschollener Sohn bereitet.“

„Rege Dich nicht auf mit schmerzlichen Erinnerungen,“ sagte Mariam.

„Am Grabe eines verstorbenen Sohnes hängt man Kränze auf in stillem Schmerz; aber ein verschollener, ein lebend todter gönnt uns keine Ruhe; um so mehr, wenn er auch ein Verstoßener ist. Immer kehren unsere Gedanken zu ihm zurück; kommt' ich denn anders? Kommt' ich ihm meinen Segen mit auf den Weg geben, als er vor einer Anklage wegen hochverrätherischer Reden in Volksversammlungen flüchtete? Hatte er nicht schon vorher sich von uns allen losgesagt? War nicht jedes seiner Worte der bitterste Hohn auf alle Ueberlieferungen unserer Familie, unseres Standes? Führte er nicht ein wüstes Leben mit herausforderndem Trotz gegen Alles, was in der Gesellschaft Recht und Geltung hat? Er war ein Brandmal

für unseren Namen alle Gelüste der rothesten Umsturzpartei fanden in ihm einen Vertreter. Er war ein Ausgestoßener, schon ehe ich ihn verstieß. Und doch . . . er war nicht unbegabt, auf Schule und Universität der Besten einer; es war ein genialer Zug in ihm, vielleicht war er zu Großem berufen: doch auf den furchtbaren Abwegen, auf die er gerathen war, verkehrte sich sein Sinn zu höhnischem Troß, und er brauchte sein Talent nur zur Aufwiegelung der Jugend und der Massen. Was mag aus ihm geworden sein unter den Yankee's und den Rothhäuten in Nordamerika, in jener Welt von Parvenus, die einen halben Welttheil dem Plebejerthum erobert haben? Es hat mich tief geschmerzt, daß er nie ein Lebenszeichen gegeben . . . ich verlangte ja keine Reue von ihm; selbst ein festes Wort des Troßes, über den Ocean hinüber mir zugeschleudert, wäre mir eine Beruhigung gewesen; doch ohne jede Kunde von seinem Schicksal zu leben, ist mir oft stille Qual. Ja, die Kinder, die Kinder! Sie sind und bleiben ein Theil von uns, auch wenn sie sich von uns losgerissen, auch wenn wir sie abgeschüttelt haben. Sind sie unser Verhängniß; aber sind wir nicht auch das ihrige? Ist nicht ihr Leben eine Anklage gegen uns? Lebt

nicht unser Blut in ihnen und damit auch alles Unheil dieser oft so schlimmen Erbschaft?"

Der alte Graf war lange nicht so sanft und weich gewesen, hatte seine geheimsten Gedanken nie so zutraulich ausgeplaudert.

„Was doch ein Blick in den Spiegel thut,“ dachte Mariam.

Da kam Wilhelm und meldete den jungen Grafen Ottomar. Mariam sprang auf, erklärte das erste Wiedersehen nicht stören zu wollen und enteilte, ohne ein Wort des Grafen abzuwarten, durch eine Seitenthüre des Salons in die nächsten Gemächer.

Der Graf schüttelte den Kopf über die hastige Flucht; „sie ist eitel, sie will sich nicht in dem einfachen Negligée zeigen.“

Bald lag Ottomar in den Armen des Vaters.

#### Viertes Kapitel.

### Vater und Sohn.

---

„Du siehst bleich aus, mein Sohn,“ waren die ersten Worte des alten Grafen.

„Meine letzte Verwundung war schlimmer als ich anfangs vermuthete; doch ich bin ganz geheilt. Im Uebrigen, die Strapazen eines großen Krieges, den ich theils mit dem Schwert, theils mit der Feder durchgemacht, verlangen ihr Recht; auf eine solche Fülle von Erregungen und Kraftäußerungen folgt die unausbleibliche Ermattung; doch was ist dies Alles gegen die stolze Freude, sich zeitlebens jenes Antheils an unsterblichen Thaten rühmen zu dürfen; denn auf diesen Schlachtfeldern ist Deutschland seit Jahrhunderten wieder ein großes Reich geworden.“

„Setze Dich zu mir, mein Sohn,“ versetzte der Graf . . . „gewiß, eine gute Lehre für diese Franzosen und ihren Größenwahn. Doch an das deutsche Reich glaub' ich nicht, oder vielmehr, ich glaube, daß es wieder werden wird wie zuvor, nämlich zersplittert, zerrissen; es ist ja nur ein Bündel von Unmöglichkeiten und Unverträglichkeiten, das man in aller Eile mit einer dreifarbigigen Schnur zusammengebunden hat. Nicht auf Schlachtfeldern erobert sich ein Volk die wahre Einheit; die kann nur von innen herauswachsen. Und dann, Ihr habt den Krieg wahrlich nicht ritterlich geführt; es fehlte nicht viel, so hätten Eure Kugeln auch aus mir einen todtten Mann gemacht.“

„Wer Hunderttausende opfert, wäre ein grenzenloser Verschwender, wenn er den Preis aus der Hand gäbe, der solche Opfer verlohnt. Dieser Preis ist Paris. Vater . . . ich hasse diese Stadt, weil sie Dich uns so lange entführt hat, weil sie Dich festhält, weil Du so lange im Schatten dieses Giftbaumes ruhst, ja, ein Giftbaum, auch für Dich; denn wenn ich Dich ansehe, muß ich sagen, daß nicht unsere Kugeln, daß diese Stadt fast aus Dir einen todtten Mann gemacht hat.“

Der alte Graf zuckte mit den Achseln:

„Uebertreibungen! Ich bin krank, ich würde es überall sein.“

„Ich bin gekommen, um offen mit Dir zu reden; ich habe Urlaub erhalten für einige Zeit und möchte nicht ohne Dich in die Heimat zurückkehren.“

„Du bist von Sinnen!“

„Ich will Dich treulich pflegen . . . und wenn Du nur halb genesen bist, wenn noch mildere Frühlingslüfte wehen, so folge mir nach Thüringen. Hier kannst Du nicht länger leben. Der Deutschenhaß wird nach der grenzenlosen Niederlage hier mächtiger emporlodern; er würde hier auch Dein Leben vergiften. Drüben in unseren Wäldern wehen milde würzige Lüfte; hier das blutbefleckte Pflaster athmet den Dunst der Verwesung. Und dann . . . wir vermiffen Dich dort; Clotilde bedarf Deiner; mich hält mein Beruf ab, für unsere Güter zu sorgen. Es ist Alles dort bei uns wie preisgegeben; es fehlt im Hause, in allen Befitzungen das Auge des Herrn.“

Der alte Graf stieß erzürnt mit dem Stocke auf.

„Bin ich schon dem Grabe so nah, daß man mich bevormundet? Welche Verlehrung aller

Natur! Du willst mich erziehen, Du Pädagoge, der Du mir gegenüber noch ein thörichtes Grünschnabel bist. Seid Ihr so übermüthig geworden durch Eure Siege, Ihr Prussiens, daß Ihr vor Nichts mehr Respekt habt, auch nicht vor dem Alter?"

„Es ist ein Wunsch, eine Bitte,“ versetzte Ottomar.“

„Du willst mir Vorwürfe machen; ich fühle sie heraus aus der diplomatischen Einkleidung. Du bist ja ein Diplomat aus dem Hauptquartier; ich weiß es und freue mich Deiner Erfolge. Das ist die neugespornte und gestiefelte Diplomatie mit dem Säbel in der Faust, der den gordischen Knoten der Politik zerhaut. Doch wenn Du auch schon mit den Sonnenrossen des Botschafters dahinführst: mir Vorwürfe zu machen, gehört nicht zu Deinem Reffort. Ich bin ein freier Herr, nicht der Sklave meiner Familie; ich lebe in Paris, weil man überhaupt nur in Paris lebt. Der gigantische Schwulst des Herrn Victor Hugo hat einen gesunden Kern: Paris ist die Hauptstadt der Welt; sie ist wie der Meerpolyp seines Romans; sie giebt Niemanden wieder frei, den sie mit ihren Armen umschlungen hielt. Auch Euch nicht, auch die Steger nicht;

was nützt Euch der bessere Generalstab, die vorzügliche Artillerie? Schießt die alten und neuen Boulevards in rauchende Trümmer, füllt die Seine mit dem Schutt ihrer Paläste, diktiert das Gesetz des Friedens, amputirt dem Leibe Frankreichs ein Glied nach dem anderen: Paris ist und bleibt Paris. Seine Mode beherrscht die Welt, sein Esprit die Zeitungen und Theater Europas; der Taumel seines Lebens bleibt das Ideal, dem die große Welt nachstrebt, das der kleinen im Nebel der Ferne vorschwebt. Die Offenbach'schen Violinen führen den Cancan durch ganz Europa spazieren; in allen Fußspitzen vibriert die üppige Luft des jardin Mabille. Das kleine Theater der Bouffes hat die große Mission erfüllt, das prickelnde Pariser Leben in den gefuchtesten Exportartikel zu verwandeln; in dem schläfrigen Deutschland springen jetzt seine Champagnerpfropfen dem Philistertum an die Köpfe. Das war so vor Euren Siegen, das wird so bleiben nach denselben; ja der Stolz auf die Erfolge auf den Schlachtfeldern wird die Sieger so verblenden, daß sie ihre Niederlagen auf allen Gebieten der Kultur nicht merken . . . und kommen kann die Zeit, wo das Banner des

deutschen Geistes ganz durch den Pariser Staub geschleift wird."

"Sie wird nie kommen," versetzte Ottomar; "Du bist der Heimat entfremdet und kennst nicht die glänzende Entwicklung unseres vaterländischen Lebens!"

"Eine Entwicklung auf Parolebefehl . . . ich glaube nicht daran. Gleichviel . . . Paris bleibt mir die Hauptstadt des Genusses und ich will den Genuß nicht aus zweiter Hand. Ich lebe hier, weil mir's so gefällt. Wären wir abhängig von unsern Kindern, wir müßten es ja schmerzlich bereuen, ihnen das Leben geschenkt zu haben."

Der alte Graf sah nach der Uhr; er griff nach der Medizinflasche und schüttete mit zitternder Hand sich den Heiltrank in den Löffel. Er lehnte Ottomars Hülfe ab, vermißte jedoch den zarten Beistand seiner Pflegerin.

Dem Sohn war's in diesem dumpfen Krankenzimmer unheimlich und bang zu Muthe. Die düstere Pracht, die schweren Vorhänge, die goldbrokatenen Sessel . . . Alles bedrückte ihn. Aus den Medizinflaschen athmeten die Arome der eingesperreten Pflanzengeister; es war ein giftiger Hauch. Menschlicher Wiß hatte sie in Arzeneien

verwandelt; doch bei jedem Fehlschluß der Heilkunst kehren sie ihre bosshafte Natur hervor und bringen Verderben statt der Genesung. Und mitten in diesem Reigentanz der ihres äußeren Prunkes entkleideten Blumenseelen, von denen nichts übrig bleibt, als ein giftiger Athemzug, dieser erschlaffte müde Greis, mit den späten Auflehnungen eines heißen Temperamentes gegen den lähmenden Zwang der Natur, eines starken Geistes gegen die ermattende Macht der Krankheit, immer noch befeelt von einer in ohnmächtige Gier verwandelten Lebenslust, immer noch bereit, mit einer vom Fieber zitternden Hand Blumen zu pflücken, welche verwelken mußten bei seiner Berührung.

Es war sein Vater . . . ein Gefühl tiefer Wehmuth kam über ihn. Er gedachte seiner Jugendzeit, da stand der gefürchtete wilde Herr noch in voller Kraft; sein Zorn kam wie ein Unwetter über die Schuldigen bei falschem Verdacht . . . doch ihm selbst war er ein freundlicher Vater gewesen; er hätte ihn oft auf den Armen, oft Hufeisen getragen den Schloßberg herunter in den Park, mit ihm Schmetterlinge gefangen, ja ihm geholfen, wenn seine Rechnungen nicht stimmen wollten und der Schwamm über die langen Zahlenreihen au

der Schiefertafel dahin fahren mußte; er hatte ihm später geholfen mit einem selbst hülfbedürftigen Latein, das auf den höheren Klassen gänzlich versagte; er hatte ihn turnen und reiten gelehrt und oft waren sie in wilder Carriere über die Waldwege dahin geritten.

Das Alles zog vor seiner Seele vorüber . . . er sah den gewaltigen Mann mit dem freundlichen Lächeln; er selbst hatte ihn selten anders gesehen und sein Herz hing an dem Vater. Doch was er damals hörte, in den Ställen, auf den Höfen, was die Reitknechte offen aussprachen, was die Kammerzofen sich ins Ohr flüsterten: mochte es immer eine ihm unverständliche Kunde sein, er merkte doch den Geist allgemeiner Empörung gegen den Vater, und tiefe Schatten fielen auf das Bild desselben, als der Sohn, größer geworden, wachsendes Verstandniß gewann für das Treiben des leidenschaftlichen Mannes. Bald erschien er ihm wie der wilde Jäger, bald wie ein Don Juan mit der Reitpeitsche; es blieb ihm unvergeßlich, wie er den Bruder verfluchte und von sich stieß.

In solchen Gedanken saß Ottomar da; auch der Vater schien mit schweigenden Erinnerungen

und Plänen beschäftigt. Es trat eine längere Pause ein . . . dann begann der Alte:

„Es ist möglich, daß ich aus freiem Entschluß Paris verlasse, nicht weil es Euer Wunsch und Willen ist . . . dann muß sich mir zuvor eine schöne Hoffnung erfüllen. Es ist gut, daß Du gekommen bist, Ottomar, ich habe mit Dir zu sprechen.“

Der junge Diplomat hatte für Enthüllungen stets ein offenes Ohr und war in der That gespannt auf die Mittheilungen des Vaters.

„Du weißt, ich hasse die Greifenberg; es ist eine verwetterte Sippschaft, scheelsüchtig, neidisch, hinterlistig. Schon unsere Väter hatten Handel und Prozesse mit einander. Bei der grenzenlosen Trägheit, welche sich dort vom Ahn zum Enkel forterbt, verkamen ihre Besitzungen; ihre Vermögensverhältnisse verschlechterten sich, während die unsrigen einen erfreulichen Aufschwung nahmen. So suchten sie durch allerlei Schliche ihre Lage zu verbessern; der verstorbene Graf, mein Vetter, brütete Tag und Nacht über Pergamenten in seinem Schloßarchiv: bald war es ein Stück Land, bald ein Vorwerk, bald eine Waldparzelle, die er uns streitig machen, mit denen er sein Besitzthum arrondiren

wollte. Er kam mir stets wie ein Uhu vor, der bald schläfrig in seiner Höhle horstete, bald auf Raub ausflog. Es war ein verstörter Wirrkopf, von unbefiegbarem Phlegma, aber von der fixen Idee beseelt, durch seine Prozeßwuth sich ein goldenes Vließ zu erobern. Er vernachlässigte die Landwirthschaft gänzlich und saß fortwährend bei seinen Advokaten. Wenn ich nur sein hartloses, aschgraues Gesicht sah, gerieth ich in eine Aufregung, die ich nicht meistern konnte; mir war in der That zu Muth, wie meinem feurigen Achilles, wenn ihn eine Bremse gestochen hatte.

„Es giebt Antipathien, die uns körperlich krank machen; ich sah seinen ruhigen Haß, der mich mit solchem Behagen verfolgte . . . und das reizte mich bis zur Raserei.“

„Du weißt, was zwischen uns vorgegangen . . .“

„Ich habe davon sprechen hören,“ versetzte Ottomar, „doch weiter nie darnach gefragt.“

„Es war wieder eine Prozeßsache; er behauptete, Briefe aufgefunden zu haben, aus denen hervorging, daß in Folge einer Fälschung der Flurbücher und der Gutskarte seitens unseres Verwalters die Greifenberg um das ganze Areal gebracht worden seien, das von der Waldmühle sich

bis zum Flußthal hinabzieht. Vor seinem Tode habe der reuige Sünder dies seinem Vater, dem Küster, geschrieben und dieser, der nicht wollte, daß irgend ein Fehl auf seiner Familie laste, den Brief nach Greifenberg eingeschickt. Er sei dort unbeachtet geblieben und im Archiv aufgehoben worden; der Vater, denn die Affaire spielt noch zur Zeit unserer Väter, sei schon zu alt und stumpf gewesen, zu willensschwach, um den gerechten Kampf auszufechten; er aber habe den Muth, sein gutes Recht zu wahren. So kam die Sache vor die Gerichte. Er hatte zwar meinen Vater nicht ausdrücklich angeklagt, doch ein Makel blieb auch an ihm haften. Mein Blut kochte. Da begegnete ich dem Wetter auf der Treppe des Gerichtes, auf der spitzfindigen Nase die verwünschte Brille, mit deren Hilfe er das Archiv durchstöberte, in der Hand die zusammengerollte Karte, unter dem Arm eine Mappe mit Aktenstücken . . . und so gemüthlich zur Sitzung schreitend, wie zu einem Festessen. Er grüßte mich sogar mit einer Höflichkeit, die mir wie bitterer Hohn erschien . . . ich redete ihn an . . . es kam zu einem Wortwechsel, dessen Hauptkosten allerdings meine Heftigkeit trug; ich riß ihm die Karte aus der Hand und warf sie zerfetzt über das Geländer.

Als ich auch nach der Mappe griff, setzte er sich zur Wehr; wir rangen mit einander und er that einen schweren Fall die Stufen herunter. Er hat lange gelitten an den Folgen und reiste alljährlich monatelang in die Bäder von Teplitz. Ich aber wurde wegen dieser Gewaltthat zu einer Festungshaft verurtheilt, deren Einsamkeit mich bei meinem heißen Blut zur Verzweiflung brachte."

Es trat eine Pause ein; der Graf schien irgend ein Urtheil Ottomars zu erwarten. Doch vergeblich. Dieser stand auf, ging ans Fenster und klopfte nachdenklich an den Scheiben; er dachte an den Auftritt mit Hugo und wie er diesen zu Boden geworfen. Es war ihm wie eine Vision . . . das ganze Leben erschien ihm wie ein doppeltes Gesicht . . . das Gestern wie das Morgen nur Strahlenbrechungen eines wandellosen Heute, einer weltbeherrschenden Nothwendigkeit. Dann setzte er sich wieder.

„Damals war es, als der alte Wegleben, der vergebens die beiden Familien mit einander zu versöhnen suchte, das thörichte Testament machte. Thöricht . . . wenigstens erschien es mir lange so. Du weißt, daß ich jedes meiner Kinder zu verfluchen drohte, welches nur eines glänzenden Erbes

willen das Schwert des alten Familienhasses in die Scheide stecken und dem Koft übergeben würde. Dieser Haß schien mir heilig zu sein, unantastbar, unveräußerlich."

"Ich theile nicht diesen Haß," versetzte Ottomar, "doch wohl den Wunsch, daß keiner von uns durch eine solche Erbschaft seinen guten Namen bes Flecken möge."

Der alte Graf stieß ungeduldig mit dem Stocke auf.

"Ich sage Dir, Ottomar, es war dies früher meine Ansicht . . . ich habe sie geändert. Die Entfernung mildert Vieles; in einer Weltstadt vergißt man die kleinen Händel eines Weltwinkels. Ich selbst will aus meiner schroffen Haltung gegenüber den Nestlingen von Greifenberg nicht heraustreten . . . das bin ich meiner Vergangenheit schuldig; aber wenn Du das Wegleben'sche Erbe den Händen dieses hinterlistigen Herrn von Werben entreißen, wenn Du eine erträgliche Greifenbergerin dabei mit in den Kauf nehmen willst . . . vor meinem Fluch bist Du sicher."

Ottomar sah den Vater fragend an; er fand keine Worte für sein Erstaunen.

"Ich habe mich bei dem Justizrath erkundigt;

er ist ein zuverlässiger Rathgeber und hat mir erklärt, daß Comteß Clarissa nicht unwürdig sei, in unsere Familie einzutreten; er hat mir auch ihre Photographie geschickt."

"Nun, und Du bewunderst wohl ihre Schönheit?" fragte Ottomar nicht ohne leisen Spott, wie ihn unwillkürlich sein Befremden über des Vaters vollständige Umwandlung hervorrief.

"Der Justizrath schreibt mir, daß sie zurückhaltend, klug und besonnen sei; auch das schläfrige Temperament ihrer Familie nicht besitze; ich finde in ihren Gesichtszügen einen angenehmen Ausdruck, wenn sie auch zu den etwas kühlen Schönheiten zu gehören scheint, die uns keine stürmischen Gefühle einflößen: solche Naturen eignen sich für die Ehe; ihre gebundene Wärme verfliegt nicht, sie hält lange vor. Langweilt der ewig gleiche Thermometer, nun, so findet sich wohl ein kleines Feuerwerk daneben. Auch hat sie eine stattliche Gestalt; sie gehört nicht zu den niedlichen, klugen Persönchen, bei denen der Verstand den Körper aufgezehrt hat. Sie paßt zu Dir und wird dafür sorgen, daß die Race der Waldenbach nicht verkümmert."

"Clarissa ist gewiß eine annehmbare Partie;

doch ich bin kein Partienjäger und ich liebe sie nicht.“

„Liebe!“ sagte der Alte mit einem skeptischen Lächeln; „die Macht der Gewöhnung vermag sie zu ersezen; Liebe . . . sie ist die Nothlüge der Natur; doch Anmuth und Schönheit vermögen sie zu wecken, wenn nicht heute, so doch morgen.“

„Ich bleibe dabei, Vater! Das Wegleben'sche Testament macht es mir unmöglich, Clarissa meine Hand zu reichen; ich muß eine Liebe fliehen, mit welcher auch nur der Schein der Erbschleicherei verbunden wäre.“

„Eigensinn . . . thörichter Eigensinn,“ rief der Graf; „Rücksichten auf das Geschwäß der Menschen, dem wir doch niemals entgehen, mögen wir uns wenden wie wir wollen.“

„Rücksichten auf das Gebot der Ehre,“ warf Dittomar ein.

„Ich weiß, was die Ehre gebietet; du wirst es mich nicht lehren. Wenn wir von ihrem Pfade weichen, müßten wir unser Wappenschild zerbrechen und in den Staub schleudern. Ich habe jeden zur Rechenschaft gezogen, mit Säbeln und Pistolen, der an unsere Ehre tastete. Doch dadurch wird sie nicht berührt; es entehrt den Mann nicht, um eine

reiche Erbin zu werben, wenn sie nicht gerade als ein widerwärtiger Drachen bei ihren Schätzen Wache hält. Und es ist ja nicht Clariffens Reichthum, der Dir zufällt: Du selbst gewinnst Dir und ihr zugleich ein großes Erbe, wenn Du um ihre Hand anhältst."

"Das sind Spißfindigkeiten des Verstandes," erwiderte Ottomar; "ich verlasse mich auf mein gesundes Gefühl und dies Gefühl sagt mir, daß es meiner nicht würdig ist, meine Liebe als einen Wechsel auf Sicht zu präsentiren, der mir glänzende Summen einbringt."

"Und ist es nicht ein guter Zweck, die Ver söhnmung der Familien?" sagte der Vater so leise vor sich hin, als ob er sich einer Aeußerung schämte, mit der sein ganzes Leben in grellem Widerspruch stand.

"Alles, was Du sprichst, befremdet mich aufs äußerste," sagte Ottomar, indem er sich plötzlich von seinem Stuhl erhob; "wie hätt' ich es für möglich gehalten, daß Du, Du mir zu einer Verbindung mit der Greifenberg rathen würdest! Ich kann keinen Schlüssel finden zu solcher Wandlung . . . und sie muß einen Grund haben. Ich würde es

für ein Zeichen Deines Vertrauens halten, wenn Du mich nicht im Dunklen hierüber liehest."

"Es ist möglich," sagte der Vater, indem auch er sich in seiner ganzen Größe erhob, "daß ich über einen Theil meiner Besitzungen anders verfüge. Zu wessen Gunsten . . . das wirst Du zeitig genug erfahren. Den Ausfall zu decken, giebt es kein besseres Mittel, als Deine Ehe mit Clarissa. Ich rathe Dir dazu, ich wünsche sie, ich befehle Dir, diesen Schritt zu thun, im Interesse unserer Familie."

Der alte Graf rief dies mit lauter Stimme: sich selbst zu wilder Erregung steigend; der kleine Tisch neben ihm, an den er sich krampfhaft festhielt, begann zu schwanken und es klirrten die Gläser und Medizinflaschen gegen einander; mit der andern Hand erhob er den Stock, wenn auch nur mit leiser Drohung, doch Ottomar entging diese Bewegung nicht. Ohne Mitleid mit der gebrechlichen Wuth des alten Mannes rief er selbst in aufloerndem Zorn:

"Ich verachte einen solchen Befehl . . . komme er, von wem er wolle. Wiederhole ihn nicht, wenn Du ferner auf meine Hingebung und Liebe, ja nur auf meine Besuche rechnen willst."

Damit verließ er das Zimmer nach flüchtigem

Gruf. Auf der Treppe sprach ihn eine Zofe an, die ihm ein kleines Billet überreichte. Eine Baronin Satori ließ ihn, wegen einer wichtigen Mittheilung, um die Ehre eines Besuches bitten. Sie bewohnte, wie die Zofe hinzufügte, das Parterre-logis.

Ottomar wurde alsbald in den Salon geführt, wo ihn, in geschmackvoller Toilette, die Baronin erwartete, in der er zu seinem Erstaunen Zoë's Freundin erkannte.

Fünftes Kapitel.

## William Gordon.

---

Ein düsterer Morgen . . . Volksgewühl in der Vorstadt Montmartre. Sturm läuten, Generalmarsch . . . die Nationalgarden versammeln sich und steigen die Höhen heran; Weiber, Kinder, eine schreiende Menge drängt ihnen nach. Eine hohe Gestalt in bürgerlicher Kleidung überragt das Gewühl; es ist ein junger Mann mit rothem krausem Haupthaar, langem röthlichen Bart, großen blauen Augen.

„Was giebt es, Ferré?“ fragte er den schwarzbärtigen Kleinen mit der Habichtsnase, der sich neben ihm und unter ihm fast im Getümmel verlor.

„Was es giebt?“ versetzte dieser, eifrig gestikulirend, „die Regierungstruppen haben sich heim-

lich der Kanonen auf dem Montmartre bemächtigt, wir werden dies nicht zugeben . . . und Ihr vom Comité müßt auf dem Platze sein. Ich witt're so etwas wie Hahnenruf der Revolution und sehe ein Morgenroth, wo die andern nur den dunkeln Himmel sehen."

Als sie die Buttes de Montmartre emporgestiegen waren, bot sich ihnen ein belebtes wildes Schauspiel dar. Um die Kanonen standen die Soldaten des Marschregiments, theils in drohender, theils in lässiger Haltung; sie warteten auf die Gespanne, welche die am frühen Morgen durch Ueberrumpelung eroberte Beute in Sicherheit bringen sollten. Es waren die ersten Geschütze, welche der Pariser Nationalgarde entrissen wurden; die drohende Haltung der Hauptstadt zwang die Regierung, entschiedene Maßregeln zu ergreifen.

Achthundert Feuerschlünde in den Händen des Aufstandes: es war eine furchtbare Waffe. Und man zweifelte nicht in Versailles . . . Paris war zum Aufstande bereit. Auch der vertrauensselige General Vinoy hatte endlich Ordre ertheilt, sich des Geschützparkes auf dem Montmartre zu bemächtigen. Er selbst war zugegen; doch mit Zischen und Steinwürfen empfangen, hielt er es für besser, einem

ruhmlosen Conflict aus dem Wege zu gehen. Er verständigte sich mit dem General Lecomte und zog sich zurück, wobei er sogar sein rotes Käppi im Tumult verlor. Die Offiziere standen in banger Erwartung der rettenden Gespanne neben den Soldaten, welche in ihrer ganzen Haltung Unsicherheit und schwankenden Sinn an den Tag legten; sie schienen wenig Lust zu haben, mit der Nationalgarde zu kämpfen.

Auch standen sie an Zahl weit hinter ihr zurück; die ganze Commune war wie ein summender Bienenkorb in Bewegung; in allen Straßen, zur Rechten und zur Linken wirbelte der Generalmarsch; es drängte und stürmte die Höhen heran; Uniform an Uniform, Gewehr an Gewehr . . . schreiende Frauen und Kinder dazu . . . ein Deutscher hätte glauben können, es wäre das unheimliche Gewühl, das in der Walpurgisnacht auf den Brocken hinaufklettert. Da kamen die ersten Gespanne heran . . . schmetternder Hufschlag . . . die Volksmenge wich zur Seite, um sich bald wieder fester zusammenzuschließen. Als die Artilleristen die Pferde an die Geschütze spannen wollten, drängte das Volk heran, zerschnitt ihnen das Riemenzeug, riß hier und dort einen Stangen-

reiter vom Pferde. Da gab General Lecomte den Befehl zur Anwendung der Waffen; die Chasseurs, die nach der Place de Pierre zu standen, fällten das Bajonett; einzelne Nationalgardisten wurden verwundet, doch die Soldaten des Marschregiments verharrten in thatloser Ruhe.

In Gordon regte sich die Kampflust; er war ein Krieger der amerikanischen Union und hatte unter Grant ihre Schlachten geschlagen; doch sein kleiner mißgeschaffener Begleiter, dessen Augen unter der Brille funkelten, hielt ihn zurück.

„Parbleu . . . diese Soldaten sehen verteuftelt nüchtern aus. Versailles sorgt schlecht für seine Kriegsleute; man macht die Bestien zahm, wenn man sie füttert.“

Und Ferré schlüpfte wie eine Eidechse ins Gedränge, zu den alten Megären und jungen Dirnen, welche den schlachtenberühmten Berg umwohnten und sich hier versammelt hatten. Es entstand eine Bewegung in der Menge, ein Laufen hin und her; Frauen und Mädchen stürzten in die benachbarten Kramladen und kehrten zurück mit Viktualien aller Art; auch eine Marktenderin der Nationalgarde kutschirte im Wägelchen herbei . . . dicht vor der Mündung einer jener harmlosen Kanonen, die

ebenfalls des „Futters“ entbehrten. Es dauerte nicht lange, so stellten die Truppen ihre Gewehre zusammen und fielen heißhungrig über die Lockungen her, welche ihnen von allen Seiten entgegenwinkten. Nationalgardisten und Soldaten standen Arm in Arm. Die Marktenderin reichte lächelnd bald dem einen bald dem andern einen erquickenden Trank; sie erschien wie ein Friedensengel, der im reinsten Pariser Argot Worte der Versöhnung sprach. Die Gläser klirrten . . . man ließ Paris leben . . . leckere Späße bewiesen das Behagen, das die kriegsführenden Mächte beseelte . . . mancher Simson umarmte eine Delila, statt den Feind zu massakriren.

Die Sturmglocken von Montmartre brausten noch immer wild durch die Luft; aber das Schlachtfeld hatte sich längst in einen Jahrmakel verwandelt.

„Siehst Du,“ sagte Ferré zu Gordon, „ich bin ein General, welcher unblutige Siege zu erkämpfen versteht.“

Noch hatten die Chasseurs auf der Place de St. Pierre das Bajonett gefällt, während bereits an allen andern Zugängen des Plateaus das Verbrüderungsfest gefeiert wurde. General Lecomte sah, daß seine Sache verloren sei, denn auch rings um

ihn wandten die Soldaten des Marschregiments ihre Gewehre um. Der kleine Ferré schlich sich unter sie; wenn auch viele über den wühlenden Gnomen hinwegsahen oder sich spöttisch äußerten über die Fee Carabosse oder den Maréchal nez: er ließ sich nicht irre machen, sondern schlängelte sich weiter wie ein giftgeschwollener Molch zwischen den Reihen hindurch. Hier und dort zündete sein Wort; man vergaß, daß es emporgezüngelt als der Gifthauch eines kleinen Ungethüms; der Nachbar theilte es dem Nachbar mit. Bald sah sich der General umringt von seinen eigenen Truppen, die in Gemeinschaft mit der herandrängenden Nationalgarde ihn entwaffneten.

„Nach der Rue de Koffiers,“ riefen zahlreiche Stimmen. Vom Plateau des Montmartre wälzte sich eine gewaltige Menschenmenge. Uniformen des Marschregimentes, der Nationalgarden, heulende Frauen, Limonaden-Garçons mit weißen Schürzen, allen voran der Schuster Pantin, wild die Trommel rührend. Wahnsinnige Erhizung in allen . . . der General hat befohlen, auf das Volk zu feuern. Herab die engen Straßen des Montmartre ging der Sturmschritt der Revolution; der Artilleriepark

auf den Buttes de Montmartre gehörte von jetzt ab der Stadt Paris.

Auch Gordon und Ferré folgten dem Getümmel nach der Rue de Koffiers, doch schon unterwegs entbrannte ein heftiger Streit zwischen ihnen. Gordon glaubte, daß Paris der Mittelpunkt einer großen und echten Republik werden könne; er haßte die Versailler, denen er monarchische Gelüste schuld gab; er war Mitglied des Centralcomités welches über die Nationalgarden eine uneingeschränkte Herrschaft ausübte; er fand ihre Forderung berechtigt, den Sold eine Zeit lang fortzubeziehen für ihre der Stadt Paris während der Belagerung geleisteten Dienste, nach der bitteren Geschäftsstörung; er stimmte für Stundung der Miethen und für Verlängerung der Wechsel, für alle die Fragen, welche die Sphinx der Commune aufwarf, für welche sie ihre Opfer in den Abgrund stürzte; aber so sehr er von Kampflust entbrannt war für eine gerechte Sache, so war er doch zu sehr amerikanischer Soldat, um nicht vor dem wilden Geheul dieser Pariser Volksmenge einen wahren Abscheu zu empfinden. Er verdamnte jede Gewaltthat, die ihm rechtlos erschien, und so forderte er Ferré auf, es um jeden Preis zu verhindern, daß dem General

ein Leid zugefügt und die Revolution von Hause aus entehrt werde.

Doch Ferré war ein rother Jakobiner, aufgewachsen in den Ueberlieferungen der großen Revolution und ihrer blutigen Gräuel. Solche wilden Scenen waren ganz nach seinem Geschmack; er rückte sich bei Gordons Einwendungen mit großer Ruhe die Brille zurecht und meinte, wenn die Revolution ins Rollen kommen solle, so dürfe man vor etwas Blut nicht zurückschrecken. Das rufe bei den einen und bei den anderen erst die rechte Stimmung hervor, jene Wuth, aus welcher die großen Ereignisse hervorgingen. Der General habe befohlen auf das Volk zu schießen; er sei ein Volksverräther und habe sein Leben verwirkt.

Gordon begleitete Ferré in die Rue de Rossiers; . . . dort vor der Nummer 6, einem kleinen Hause mit trüben Fensterscheiben, hatte sich die tobende Menge versammelt. Oben in einer engen Stube mit schmutzigen, zerrissenen Tapeten saßen zwei Mitglieder des geheimen Comité's an hölzernen Tischen . . . man wußte, daß der Sturm auf den Montmartre von hier aus geleitet wurde. Ferré der dem Comité nicht angehörte, war indeß bereits ein namhafter Volksredner aus der Zeit des sinken-

den Empire, und in allen Kreisen unvergessen war sein geflügeltes Wort: „der Convent wieder in den Tuilerien, die Vernunft in Notre-Dame.“ So hatte der kleine Mann viel Ansehen bei den meist namenlosen Gewalthabern des Augenblickes. Ein düsterer Fanatismus sprach aus seinen Zügen, der nur gemildert zu werden schien durch ein höhnisches Grinsen, das um seine Mundwinkel schwebte, die Bonhommie eines advocatus diaboli.

„Füsiliren wir eine Rothhose, einen Soldaten mit den Generalsepauletten,“ rief er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „oder geben wir es wenigstens zu, daß die Volksjustiz sie füsilire; die Versailler werden dann merken, daß es Ernst ist. Es darf nicht zu früh die Friedenspfeife geraucht werden; sonst kommt die Revolution um ihre Früchte.“

„Wir sind keine Rothhäute,“ versetzte Gordon, „und wollen unsere Gegner nicht an die Bäume binden und mit dem Tomahawk erschlagen. Verhaften wir den General Lecomte; er ist ein wichtiges Pfand, eine werthvolle Geißel und nützt uns lebend mehr als todt. Führen wir ihn fort aus diesem Menschengewühl nach der nächsten

Station des Centralcomités der Rue Clignancourt, dort ist die Berathung freier."

Gordon, ein Mitglied des Comités, fand Gehör; doch ein anderes Mitglied, seines Zeichens ein Schuster, den die Fluth der Bewegung von seinem Leisten fortgerissen hatte, wollte den General nicht ohne Weiteres aus seiner Macht lassen. Er hatte sogar für die Marschregimenter früher gearbeitet und wollte zeigen, was er jetzt für eine hohe Stelle einnehme.

"Führt den General vor," rief er, während er sich auf einem Stuhle in die Höhe reckte und brüstete, wie ein Consul auf der sella curulis.

Lecomte erschien, bleich, nicht vor Furcht, sondern vor Aufregung und Entrüstung über die Mißhandlungen, welche der Pöbel an ihm verübte, über den Taumel dieser Saturnalien.

"Bürger Lecomte," redete der Schuster den General an im Styl der großen Revolution, "hier ist Papier und Feder! Unterschreibt einen Befehl, daß alle Soldaten, die unter Eurem Commando stehen, nicht gegen die Nationalgarde fechten sollen . . . und wir geben Euch frei."

"Meine Pflicht und mein Eid," erwiederte der General, "verbieten mir das."

„Bedenkt . . . Euer Leben ist in Gefahr, und wir selbst sind nicht im Stande, es zu schützen.“

„Ich habe in vielen Schlachten schon mein Leben aufs Spiel gesetzt, freilich! in einem honetten Kampfe, nicht in einem Scharmützel mit Gefindel. Gleichviel . . . ist mir's auch nicht beschieden, einen schönen Soldatentod zu sterben, so fall' ich doch für meinen Eid.“

„Wir waschen unsere Hände in Unschuld,“ versetzte der Schuhmacher mit der Miene eines Pontius Pilatus. Auf Gordons Rath wurde indeß der General unter dem Geleite von Nationalgarden nach der Rue Oignancourt geführt.

Ferré schraubte vor Wuth, daß ihm diese Beute entgangen; doch Gordon, der von nicht minder heißem Temperament war, duckte den kleinen Giftmolch nicht bloß mit leidenschaftlichem Wort, sondern auch mit gewaltiger Faust und wies ihn in seine Schranke, da er durchaus hier keine entscheidende Stimme hatte.

Im Château Rouge aber in der Rue Oignancourt befand sich kein Mitglied des Centralcomités; Gordon erfuhr, daß sie sich Alle nach dem Hotel de ville begeben hatten. Nur ein Posten der Nationalgarde befand sich dort, befehligt vom Ra-

pitän Simon Mayer, seines Zeichens einem Mitarbeiter an der kleinen Presse, der aber gegenwärtig die Feder mit dem Schwerte vertauscht hatte, ähnlich wie einige größere Schriftsteller von Horaz bis zu Theodor Körner. Simon Mayer hatte bisher höchstens diesen oder jenen Akteur, doch noch keinen General unter seinen Händen gehabt. Er nahm Lecomte in Verwahrsam bis auf weitere Befehle; Gordon schärfte ihm ein, denselben zu beschützen und gut zu behandeln. Simon Mayer hatte Respekt vor den Generalsepauletten und sogar das dunkle Gefühl, einem Vorgesetzten gegenüber zu stehen; er sorgte für ein gutes Frühstück und ließ für den General einen Tisch besonders decken; es waren inzwischen noch andere Offiziere gefangen eingebracht worden.

Gordon suchte indeß das Centralcomité auf; er durchfuhr die Stadt in einem Fiaker. Auf der Place Pigalle war ein wildes Treiben. Ein Schuß ertönte, und dicht vor Gordon lag ein Hauptmann der Truppen in seinem Blute. Er hatte verhindern wollen, daß seine Soldaten zum Volke übergingen; bei seiner Leiche verbrüdereten sie sich mit der Nationalgarde. Arm in Arm, die Flaschen Absynth schwingend, zogen sie hin und her. Paris war in

großer Aufregung; ferne Trommelwirbel verkündeten den Abmarsch der Versailler Truppen, welche sich nach dem linken Seine-Ufer zurückzogen. Als Gordon im Stadthause angekommen war, fand er dasselbe bereits im Besitze der Nationalgarden. Da erfuhr er, daß die Division Farre, gegen welche die Volksmenge Barrikaden aufgebaut, Belleville verlassen, weil der General seinen Truppen nicht länger trauen konnte, daß General Ribourt wegen einer Meuterei seiner Artilleristen das Schloß von Vincennes geräumt, nachdem die Municipalität verlangt, die Nationalgarde solle die Festung in Gemeinschaft mit den Truppen besetzen.

„Paris ist unser,“ triumphirte Gordon; „es ist uns in unbegreiflicher Weise geschenkt worden.“

Eine Sitzung des Centralcomités war auf eine spätere Stunde anberaumt worden; es war nicht leicht, die Mitglieder alle zu versammeln. Nur Assy, der Arbeiter von Kreuzot, hatte sich zuerst im Rathhause installirt als Obrist der Nationalgarde. Diesen düsteren, energischen Mann wußte Gordon alsbald dafür zu gewinnen, daß General Lecomte nach Mazas geführt und den Bedrohungen der Volksmenge entzogen werde. Auch bei dem nicht

vollständig versammelten Centralkomit  drang zuletzt diese Ansicht durch. Gordon verschaffte sich eine schriftliche Ordre und galoppirte auf dem Pferde eines Obristen nach der Rue Elignancourt.

Er fand jedoch dort den General Lecomte nicht mehr: sein Wächter Simon Mayer sagte aus, daß Ferré mit einer Ordre von vier Mitgliedern des Komités gekommen sei, um den General wieder nach der Rue des Koffiers zu bringen; eine Abtheilung von sechzig Mann Nationalgarde habe ihm das Geleit gegeben. Gordon verwünschte die Anarchie in den leitenden Kreisen, die es dem w hlerischen Gnomen Ferré, dessen unermüdliche Thätigkeit er kannte, möglich gemacht, sich von einzelnen Mitgliedern des Komités eine solche Ordre zu verschaffen. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte die engen Bergstraßen hinauf. In der Rue des Koffiers gerieth er indeß in ein wildes Gedränge; man fiel seinem Pferde in die Zügel; vergebens rief er, das Papier hoch in die Lüfte haltend: „Ordre vom Centralkomit “ — man hörte nicht auf ihn . . . die Volksmenge war in fieberhafter Erhizung . . . es war einer jener Paroxysmen, wie sie die Geschichte der Revolution kennt: da erscheint die Masse wie eine große Bestie mit

einem einzigen Instinkt und tausend Taten: „Tod den Verräthern, den Generalen!“

Gordon, der sich muthig zu Fuß den Weg bahnte zwischen den Kolben der Nationalgarde hindurch, die sie ihm oft in die Seiten drückten, zwischen blutleczenden Gamins und den ungekämmtten Furien der Bergstraßen, welche sich auf das grausame Schauspiel einer blutigen Niedermezelung freuten, bis zur Schwelle des kleinen Hauses, erfuhr im Vorübergehen, daß ein zweiter General, Thomas, der in den Funitagen auf das Volk geschossen, auf der Place Pigalle verhaftet und ebenfalls hierher geschleppt worden sei. Gerade als Gordon die Thürschwelle des Hauses erreicht hatte, erschien oben am Fenster ein garibaldinischer Offizier in der Uniform der Franktireurs; er rief herunter, man solle ein Kriegsgericht bilden; Gordon protestirte mit lauter Stimme und forderte die Abführung der Generale im Namen des Comités. Doch die Menge, die wild nur ihren Instinkten folgte, rief: „Tod! Tod! Man erschieße sie, sonst erschießen sie uns.“ Und nun wurde Gordon von einem durch die Thür dringenden Strom bei Seite geschoben; die Fensterscheiben klirrten, Gamins, mit Pistolen bewaffnet, schlangen sich ins Zimmer herein;

ihnen folgte eine schäumende Menge. Gordon machte verzweifelte Anstrengungen, in den Hof zu dringen. Doch er sah nur die hohe Gestalt des Generals Thomas, die um Haupteslänge die Bürger überragte. Und bald sah er sie nicht mehr . . . eine lange Pause . . . drinnen im Gärtchen schmetzerte ein Pelotonfeuer, ertönte ein wildes Halloh; dann folgte Schuß auf Schuß . . . entweder war der General nicht der ersten Salve zum Opfer gefallen oder es galt ein lustiges Scheibenschießen nach der Execution. Der Schuster Pantin rührte unausgeseht dazu die Trommel; es war wie der Lärm der Korybanten bei den wilden Festen der Zerfleischung und Verstümmelung.

Endlich war es Gordon, der von der nachdrängenden Menge mit fortgeschoben wurde, möglich geworden, in den Garten vorzudringen. Es dauerte nicht lange, so wurde General Lecomte herausgeschleppt. Jetzt warf sich der Amerikaner dem Todesgeleit in den Weg, die Ordre des Comités vorzeigend; der General dankte ihm mit einem freundlichen Nicken des Kopfes . . . Gordon erhob seine Stimme mit vollster Kraft, doch vergeblich. Die Wüthenden, die den General zum Tode führten, waren ja nicht Nationalgardisten, es waren Ser-

geanten der Linie, grimme Schnauzbärte, von heißem Rachedurst beseelt wegen früherer Strafen, die der General über sie verhängt hatte.

„Was kümmert uns Dein Comité?“ rief der Eine, „zum Henker damit, uns aus dem Wege, Du Schuft, sonst sollst Du unsere Krallen fühlen.“ Gordon rang vergeblich mit der Masse, die ihn mit Fußtritten bei Seite stieß; er sah, wie man den General an die graue Gartenmauer schleppte, wo die zerschossene Leiche seines Schicksalsgenossen lag. Der Abend des düstern Märztages brach schon herein; eine rothe Laterne an der Gartenmauer warf ein unheimliches Licht auf das traurige Schauspiel . . . auf die schönen Züge der verstümmelten Leiche des hochgewachsenen Generals, auf das bleiche Antlitz seines Todesgefährten, auf welchem indeß der Ausdruck fester Entschlossenheit und Ergebung in das Schicksal nicht zu verkennen war, auf die verzerrten Gesichter der wuthtrunkenen Soldaten und Gardisten und die grausam neugierigen Züge der jungen und alten Megären, welche mit wollüstigem Behagen dem Schauspiel entgegenstarrten.

Da tönte die heiser krächzende Stimme des Sergeanten, welcher selbst ein Exekutionskommando

aus Soldaten und Gardisten bildete und dann Feuer! kommandirte. Der General, der mit dem Hute sich das Gesicht bedeckt hatte, brach an der Leiche seines Kameraden zusammen. Der Schuster Pantin schlug die Trommel wie sinnlos, gleichsam um jedes Gefühl der Selbstbestimmung, der Reue zu übertäuben, das sich doch in den besser gearteten Gemüthern regen mochte; ein wilder Schwarm stürzte auf die Leichen los, um seine thierische Wuth an ihnen auszulassen; der größte Theil der Volksmenge verlief sich nach dem wilden Rausch in öder Ernüchterung, nach der Blutorgie mit der Abspannung, die großen Erregungen folgt. Gordon gelang es jezt, zu den Offizieren der Nationalgarde durchzudringen und mit ihnen zusammen die Leichen zu beschützen. Es war ein trostloser Abend . . . lange stand Gordon an der Unheilstätte . . . so hatte er sich nicht den ersten Tag der jungen Freiheit gedacht. Der Mord stand an ihrer Schwelle. Allmählig wurde Alles so still im Garten, daß die verschreckten Hühner gackernd zurückkehrten. Der Mond trat aus jagenden Wolken hervor; mit dem rothen Schein der Laterne sich kreuzend, warfen seine Strahlen hunte Lichter auf die Züge der Ermordeten. Gordon bedeckte auch die Gesichter mit dem

Mantel: es war ihm unheimlich, dies bunte Farbenspiel auf den wächsernen Larven der Verwesung.

Er eilte auf das Stadthaus zu, um die schlaffe und widerspruchsvolle Haltung des Komités anzuklagen, doch seine düstere Stimmung fand dort kein Echo. Alles war Freude und Jubel . . . man billigte den Mord nicht, aber er warf keine Schatten auf den Glanz des großen Tages. Die Nationalgarde füllte alle Säle des Hotel de Ville; das Comité war im Rausch . . . auch das Paris des linken Seine-Ufers hatten die Truppen verlassen; es galt Versailles zu schützen und Frankreichs legitime Regierung. Eine große Kanonenburg war auf dem Platze vor dem Stadthause aufgefahren.

„Paris ist unser!“ war die Losung des entscheidenden Tages.

---

## Sechstes Kapitel.

### Zoë.

---

Es war am Abend des nächsten Tages. Zoë kehrte von einem Spazierritt zurück. Er hatte sie nicht in den Bois de Boulogne geführt, wo das lebenslustige Paris, unbekümmert um die Störungen der Politik, durch die Avenuen spazieren fuhr, wengleich in den Gebüschcn nur die ersten Laubknospen hervorlanschten. Zoë, welche eifrig die Zeitungen las, war wie berauscht von den großen Ereignissen, von denen sie berichteten; sie brauste auf schäumendem Renner am Stadthause vorüber und dann wagte sie sich in das wildbewegte Stadtviertel von Belleville, welches jetzt die Rolle übernommen hatte, die der Vorstadt Saint-Antoine in der ersten Revolution zugefallen war. Die Bevölkerung kampirte in den Straßen, wilde Lieder sin-

gend . . . die Marseillaise klang aus den Weinschenken. Eine elegante Erscheinung wie Zoë verirrte sich selten in diese Arbeitergegend; sie mußte daher Aufsehen erregen; in der That verfolgten sie einige Weiber mit drohenden Geberden, mit Zischlauten und Schimpfworten; auch die Männer, mochten sie in Hemdsärmeln oder in der Uniform der Nationalgardisten auf der Straße herumlungern, nahmen bedenkliche Mienen an.

Da rief Zoë, die Reitgerte schwingend: „Vive la république!“ und Alle stimmten in diese Losung ein und ließen die Reiterin mit freundlichem Gruß vorüberziehen.

Zu Hause angekommen, in ihrem prächtigen Logis der Chauffée d'Antin, warf Zoë Hut und Reitgerte auf den Tisch und ließ sich von ihrer Zofe umkleiden. In einem bequemen und eleganten Hausgewand setzte sie sich an das Piano, spielte ungarische Rhapsodien von Liszt, in denen sie den Dithyrambus ausstürmte, von dem sie beseelt war, und dann wieder Nocturnos von Chopin, in denen die schmelzenden Stimmungen, welche jenen Sturm der Begeisterung ablösten, Ausdruck fanden. Ihr Leben war immer mehr auf den bacchantischen Ton gestimmt. Seitdem sie von Thüringen zurückgekehrt

war — es geschah dies bald nach der letzten Begegnung mit Ottomar, mitten unter den Heereszügen, welche die Lokomotive beförderte, unter dem Waffenklirren der Bahnhöfe — hatte sie die trostlose Zeit der Belagerung mit durchgemacht, die wie alle erfolglose kampfshafte Nothwehr ohne jeden Aufschwung war und nur bedrückend und lähmend wirken mußte.

Sie hatte Partei ergriffen für das heldenmüthige Paris, gegenüber den deutschen Barbaren; sie hatte alle Hoffnungen der Pariser auf eine baldige Erlösung durch die Loirearmee getheilt und war mit ihnen nach der schmerzlichen Enttäuschung düsterer Resignation verfallen. Sie sah oft auf den Wällen dem Todeskampfe der Stadt zu, sah die Linien des Feindes immer näher rücken, die Kanonen der eroberten Forts auf die Stadt selbst gerichtet. Der Kühnsten eine, schritt sie durch den Granaterregen, der das Quartier Latin und die Rue Saint-Jacques überschüttete. Solche Bewährung des Muthes gab ihr erhöhtes Lebensgefühl. Dennoch athmete sie auf wie Alle, als das unvermeidliche Geschick sich erfüllt hatte; es war ihr zu Muthes, als wäre ein schwerer Bann von ihr genommen, als könnte sie jetzt wieder der Freude

am Leben und seinen Genüssen sich mit vollem Behagen hingeben.

Die Erinnerung an Ottomar erweckte in ihr getheilte Gefühle; jene Liebesnacht erschien ihr oft als eine Verirrung, welche sie zu bereuen habe. Sie wußte, daß er sich in den Reihen der Feinde befand, welche diesen Jammer über Paris brachten; er war ein Deutscher und sie haßte jetzt die Deutschen. Doch mächtiger als dieser Haß war in ihrem Herzen noch immer das Bild des schönen Mannes, dessen siegreicher Zauber sie oft mit einem Gefühl von Sehnsucht erfüllte. Und diese Sehnsucht kam über sie, mitten im Rausch einer Liebe, die sie beherrschte.

Sie hatte ein Buch über die Liebe zur Hand, aus der Feder eines geistreichen Autors, welcher wechselnde Neigungen bei den Männern entschuldigte, aber sie bei den Frauen verdamnte. Er wies darauf hin, wie diese schon die körperliche Konstitution, die Natur selbst zur treuen Wahrung einer ausschließlichen Liebe bestimme, wie wechselnde Leidenschaften der Frauen nur aus einer Entartung ihres ganzen Wesens hervorgehen könnten. Hatte dieser Autor Recht, so mußte sich Zoë den Schlimmsten ihres Geschlechtes zuzählen. Dagegen sträubten sich

bei ihr Kopf und Herz; sie meinte, daß auch Frauen mit warmem Herzschlag und edler Gesinnung so enge Schranken überspringen könnten. Armuth könne und müsse in dieser Beschränkung glücklich sein; Reichthum dürfe sich nicht nur den Luxus gestatten; dieser sei für ihn sogar eine Pflicht. Es gebe einen Reichthum des Geistes und Herzens, der einen Luxus der Empfindungen für sich in Anspruch nehmen dürfe. Für ihn sei es ein thörichter Wahn, in einem einzigen Wesen eine volle Ergänzung seines vielseitigen Wünschens und Strebens zu finden; den geistig Armen möge dies vielleicht ein volles Glück gewähren. Nur für diese sei die Liebe ein einziger Strahl; in Wahrheit zerfalle sie in ein Prisma von Farben, vom glühenden Roth der Leidenschaft bis zum sanften Blau der Schwärmerie, und diese Farben könne man nicht in einen Strahl zurückbannen, sie vertheilten sich im Gewölk. Sie prüfte sich selbst; war sie so durchaus verdammenswerth, wenn sich ihre Neigung theilte? Gesah dies aus Unnatur oder Berechnung? Es war ein natürliches, gesundes Empfinden, das ihr Herz höher schlagen machte, wenn sie in Ottomars Nähe war; es war der Puls der Leidenschaft, der sie beseelte, wenn Gordon sie ans Herz schloß . . .

mußte sie den Einen aufgeben um des Anderen willen? Die Gesellschaft, der Staat und die Kirche verlangten dies; doch sie hatte ihnen gegenüber keine Pflichten übernommen, sich ihre volle Freiheit gewahrt. Sie glaubte an das Recht der Doppelliebe; sie glaubte daran als an ein Recht ihrer eigenen stolzen und reichen Natur, deren prometheisches Feuer noch mit olympischer Glorie brannte, noch nicht zu niederem Dienst an die Herde der Sterblichen verzettelt war. Doch wenn sie ihren Glauben offen zur Schau tragen wollte, mit der Sieges-  
 trunkenheit eines reinen Gewissens: da stieß sie auf ein Hinderniß, das ihr das Herz beklemmte; weder Gordon noch Ottomar theilten diese Rehereien; sie hätten diese Freigeisterei der Leidenschaft verdammt. So war sie auf einen Weg hingewiesen, den sie nur mit Widerwillen betrat: auf den Weg des geheimnißvollen Schweigens, und sie hätte zur Intrigue, zur Lüge ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn die Nebenbuhler sich bei ihr getroffen hätten. Diese Nöthigung war demüthigend für sie . . . glücklicherweise schwebte um ihr Thüringer Abenteuer der Duft der Ferne und Gordon ahnte nichts davon.

Er trat ein bei Boß mit leuchtenden Augen;

er schien die Schrecken des gestrigen Tages schon vergessen zu haben: so mächtig riß ihn die zukunftsvolle Strömung mit sich fort, die durch Paris pulsrte. Er schloß Zoë ans Herz.

Sie fand ihn heute schön . . . schöner als sonst. Es lag wie ein Bluthauch auf seinen edelgeschnittenen Zügen. Bart und Haar mit ihrem röthlichen Schimmer gemahnten weniger fremdartig als sonst. Zoë liebte es, wegen dieser feurigen Farbe William ihren süßen Teufel, ihren entzückenden Höllensohn zu nennen, mit dem sie das Inferno selbst zum Paradiese verwandeln würde. Und Gordon fühlte genug vom Dämon in sich, um in jenen dantesken Liebfosungen mehr zu sehen als eine leere Spielerei.

„Du findest mich in freudiger Erregung,“ sagte Gordon; „Paris hat nie eine schönere Physiognomie gehabt, als heute . . . wie den Alp der Belagerung, hat es jetzt den Alp des Versailler Soldatenregiments von sich abgeschüttelt, man fühlt ordentlich, wie frisch und frei seine Athemzüge sind.“

„Auch ich habe,“ versetzte Zoë, „unserer guten Stadt heute an den Puls gefühlt und bin zufrieden mit seinen Schlägen. Er geht ein wenig rasch . . .

aber es ist dies nicht Folge des Fiebers, sondern freudiger Erregung."

"Wir haben," sagte Gordon, "auf dem Stadthause getagt. Unser Comité hat die Macht, aber nicht das Recht und wirkt am Besten im Geheimen. Deshalb müssen die Wahlen zur Commune so rasch als möglich ausgeschrieben und vollzogen werden. Paris braucht eine gesetzliche Vertretung, welche den Verfaillern und vielleicht ganz Frankreich das Gesetz diktiren kann. Wir werden schon dafür sorgen, daß die Wahlen in unserem Geist ausfallen. Damit hat es keine Noth. Wir brauchen Männer, denn wir müssen auf einen ernstern Kampf gefaßt sein. Nach dem, was gestern vorgefallen ist . . ."

"Die Execution der Generale . . ."

"Schweigen wir davon . . . es war eine That der Verblendung, der wilden Ueberreizung, die mich mit Abscheu erfüllte."

"Du warst zugegen?"

"Ich war's und konnte sie nicht hindern. Gleichviel . . . sie ist geschehen und wird in Versailles als eine empörende Herausforderung empfunden werden. Jetzt werden sie weniger als je geneigt sein, unsere Bedingungen zu erfüllen. Und

wir lassen nicht davon ab . . . alle Zeichen deuten auf Bürgerkrieg."

"Doch die Truppen haben ja die Stadt verlassen."

"Es ist die Kopflosigkeit der Generale und der Regierung draußen: sie fühlt sich zu schwach und hat keinen Halt in der Begeisterung der Armee; es ist eine Regierung des Auflaufs, nicht der Volkswahl . . . eine vom Volk gewählte Commune von Paris steht ihr gegenüber auf dem festen Boden des Rechtes. Warum desertiren die Truppen? Weil sie nicht an ihre Führer glauben; es sind ja die Helden der Vertheidigung von Paris mit ihren renomnistischen rothen Plakaten und lügenhaften Phrasen. Doch die Thorheit der Menschen hat ja stets das Signal gegeben zu den Fortschritten der Weltgeschichte: eine ernste große Zeit kündigt sich wieder an mit segnenden Wetterschlägen und einer Bluttaufe für den Genius der Zukunft."

"Das ist das Element," rief Zoë, "in welchem unsere Liebe selig athmen wird." Und sie schloß den Geliebten feurig in die Arme.

Die Rose entzündete die Ampel in ihrem Boudoir, die ein mildes Dämmerlicht über das Gemach mit seinen Spiegelwänden verbreitete. Nur

auf der einen Seite stand eine Laube, aus erotischen Pflanzen gebildet, deren Blüthen theils aus bunten Riesenblättern emportauchten, theils aus hundertblättrigen Umrankungen wie bunte Falter herabschwebten. Götterbilder standen in den Nischen . . . doch von einer schöneren Göttin wußten die Spiegel zu erzählen. Es war keine jene marmornen Olympierinnen mit der Selbstgenügsamkeit ruhiger Formen, mit dem stolzen Selbstgenuß der Göttlichkeit, mit der blendenden Klarheit, wie sie ein mit Ambrosia genährtes Leben über die äußere Hülle ausgießt; es war eine wildfremde Göttin mit den dunkleren Farben des Ostens, ins Pantherfell gehüllt, auf dem Löwengespann, Muskel und Nerv zuckend von fieberhaftem Leben, hoheitsvoll, aber von einer Hoheit, die den Taumel nicht scheut und sich in ihm bewahrt, von Rausch beseelt, im Rausch verehrt.

Zoë Aphrodite . . . so hatte Gordon anfangs die halbblütige Hellenin begrüßt! Doch als sie vor ihm das Buch heißer Leidenschaft aufgeschlagen, als ihre Liebe heißer ihn umfing, duftend, wie die erotischen Schmetterlingsblüthen, die sich in ihr Gelock verfangen, mit seltsamerem Farbenspiel wilder Laune, als die Natur auf die wunderbar gezackten

und getüpfelten Riesenblätter gefurcht, welche Zoë die Keue des Paradieses nannte und wie diese verschmähte, da nannte er sie die Göttin des Kaufches . . . Zoë-Astarte.

Oft war es ihm, als käme ihre Liebe über ihn, wie eine wilde Naturgewalt, als schüttelt esie Feuerflocken aus dem gelösten dunklen Gelock und er fühlte in jedem Nerv die verzehrende Gluth.

Sie saßen wieder im Salon beisammen; die Jose hatte ein kleines Souper gerüstet; dunkle Feuerweine schimmerten aus den Krystallflaschen.

„Es war bei den Rennen von Longchamps,“ sagte Gordon, „wo ich Dich zum ersten Male gesehen. Ich saß in Deiner Nähe auf der Tribüne; du warst in übermüthiger Laune . . . wir wetteten zusammen; ich verlor die Wette . . . und mein Herz.“

„Der Einsatz war nicht allzuhoch,“ versetzte Zoë lächelnd.

„Doch der Verlust wurde für mich zum Gewinn,“ fuhr Gordon fort; „ich war aus Amerika gekommen, wo ich unter dem Sternenbanner gefochten. Der Kampf war vorüber . . . und als ich die Sterne näher betrachtete, fand ich, daß mein

Stern nicht darunter war. Ich habe für die schwarzen Männer gefochten. Doch was kümmerten mich diese, so lange es noch Millionen weißer Sklaven gab? Ich kehrte zurück übers Meer; mein Herz war öde und ausgebrannt. Da fand ich Dich; und an Deinem schönen Glauben richtete sich mein Herz empor, Deine Liebe erquickte mich . . . ich bedurfte der Erquickung."

"So seid ihr Männer," warf Zoë ein; "ein ewiger Wechsel von Rausch und Ernüchterung! Unser Glauben ist fester; er verbreitet eine gleichmäßige Gluth durch Geist und Herz."

"Ich bin allzulange umhergeirrt in der Welt, um nicht jede Enttäuschung doppelt schmerzlich zu empfinden; mir fehlt der Trost, der Halt, den die Heimat gewährt. Der sie verlor, ist wahrhaft heimatlos, mehr als jener, der sie nie besaß. Ich bin ein Ausgestoßener; alle Bande der Familie haben sich für mich gelöst . . nicht wegen einer Jugendthorheit, nicht wegen maßloser Ausschweifungen, nicht wegen leidiger Streitigkeiten um das Mein und Dein . . . sondern weil ich einen anderen Glauben, eine andere Ueberzeugung hatte. Für diesen Glauben tritt ich wie ein Kreuzfahrer . . . und das Kreuz lag oft schwer genug auf mir. Ich

zog übers Meer und kehrte zurück, ohne Genügen gefunden zu haben in dem Erdtheil, wo meine Wiege stand."

"So bist Du kein Amerikaner?" fragte Zoë.

"Nein," erwiderte Gordon; "Amerika war nur das Land meiner Träume!"

"Und was für ein Landsmann bist Du denn?"

"Ich bin," versetzte Gordon zögernd . . . "ein Deutscher."

Zoë war überrascht von dieser unerwarteten Enthüllung. Er . . . auch er ein Deutscher, ein Landsmann Ottomars. Sie haßte die Deutschen . . . welcher Dämon trieb sie in die Zauberkreise der Barbaren?

Es trat eine Pause ein . . . man hörte nur das Ticken der Uhr auf dem Marmorkamin.

"So begreif' ich wenigstens," begann Zoë wieder, "warum Du während der Belagerung nicht zu den Waffen griffst."

"Man wird die Kinderkrankheiten nicht los," versetzte Gordon; "ich bin ein Weltbürger, und doch verbietet mir ein unvertilgbarer Rest von Heimatgefühl, gegen mein Vaterland die Waffen zu ergreifen."

In diesem Augenblick trat die Jose ein mit einer Visitenkarte.

Joë erblaßte, als sie den Namen las.

„Ich bin nicht zu sprechen,“ rief sie dem Mädchen mit großer Erregung zu. Gordon hatte die Grafenkrone auf der Karte bemerkt . . . es war dies deutsche Sitte. Eifersüchtig verlangte er den Namen zu lesen, der auf derselben stand. Joë überreichte sie ihm mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Ottomar Graf Waldenbach,“ las er und sprang vom Sopha auf.

„Woher kennst Du diesen Grafen?“

Sie begann für Joë eine langgefürchtete Marter; sie mußte die Wahrheit verleugnen, der zu huldigen stets ihr Stolz gewesen; sie mußte wie ein böser Thut verdächtiges Schulmädchen, das die Ruchte des Lehrers fürchtet, auf feste Lügen finnen.

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte sie hastig.

„Was führt ihn zu Dir?“

„Ich weiß es nicht!“

„Er ist gewiß mit den siegreichen Deutschen in Paris eingezogen . . . ein Offizier, ein Diplomat . . . die Titel unter seinem Namen beweisen es. D, er ist noch jung, ich vermuth' es wenigstens, und hat es schon weit in der Welt



gebracht. Das sind die Glücklichen, welche die geregelten Bahnen ziehen . . . ihr Name, ihr Rang, hundert Schutzgeister, sichtbare und unsichtbare, ebnen ihnen den Weg. Und all ihr Wirken bleibt im schönen Einklang mit ihrem Gewissen. Wir aber ringen mit dem unfreundlichen Geschick innere Kämpfe erleiden uns selbst den Genuß des errungenen Sieges . . . wir sind die Stiefkinder des Glückes."

Gordon hatte sich niedergesetzt, das Haupt auf die Hand gestützt. Zoë erstaunte über die wehmüthigen Betrachtungen, zu denen ihren Freund die Visitenkarte veranlaßte, die er noch immer nachdenklich prüfend in der Hand hielt.

"Was kann ihn zu Dir führen, wenn Du ihn nicht kennst? Denke nach, Zoë!"

Sie verharrte anfangs kopfschüttelnd in hartnäckigem Schweigen. Da fiel es ihr ein, daß sie der gekränkten Wahrheit doch eine kleine Genugthuung gewähren könne, ohne sich zu verrathen.

"Ich sinne und sinne . . . in der That, es ist wohl möglich. Ein Graf dieses Namens hielt sich vor Jahren in den Herkulesbädern von Mehadia auf, ich bin ihm dort begegnet, habe flüchtig mit ihm gesprochen."

„Du giebst mir Dein Wort,“ sagte Gordon fest, „daß Du ihn nie bei Dir empfängst. Was ihn zu Dir führt, kann ein Plan meiner Feinde sein; sie suchen durch Dich meine Spur auf. Bei meinem Born, Zoö!“

„Ich gehorche dem gestrengen Herrn . . . ich bin ja eine folgsame Sklavin.“

Ottomar stand indeß auf der Straße, entrüstet über die Ablehnung seines Besuches. Er hatte Mariam gesprochen und war nicht wenig erstaunt, in der Baronin, die er in Zoö's Begleitung in Thüringen gesehen, die Pflegerin seines Vaters zu entdecken. Mißtrauisch blickte er auf die geschmeidige blonde Schönheit; sein Mißtrauen würde sich in vollen Haß verwandelt haben, wenn er nicht in ihr auch Zoö's Freundin erblickt hätte. Sie war ja im Stande, ihm Auskunft zu ertheilen, wo die schöne Rumänin sich aufhielt, von der er während der großen Kriegsereignisse ohne jede Kunde geblieben war. Die ränkevolle Frau nahm seine Anfrage mit kokettem Lächeln auf . . . sie gab zu, daß sie im Besitze des Geheimnisses sei, das er zu erfahren wünsche, daß sie aber nur unter einer Bedingung das Siegel desselben lösen werde. Ottomar wurde ärgerlich und ungeduldig über

diesen Handel; anfangs schien es ihm unwürdig, nach jener Bedingung zu fragen. Als Mariam ihn bat, dem Vater nichts davon zu erzählen, daß er sie in Thüringen getroffen . . . fand er dies zwar auffallend, aber im Ganzen doch so unwichtig und gleichgültig, daß er seine Zustimmung dazu gab. Nun sagte ihm Mariam mit großer Gewissenhaftigkeit nicht nur die Nummer des Hauses in der Chaussée d'Antin, sondern sie bezeichnetete ihm auch das Stockwerk, die Fenster, die nach der Straße gingen; sie gab ihm einen Abriß der ganzen Wohnung, schilderte den Salon, das Boudoir . . . kurz, sie erfüllte ihrerseits die Bedingung des Geschäftes in vollstem Maße, in der Hoffnung, daß der ritterliche Sinn des Andern sich um so mehr gedrungen fühlen werde, auch seinerseits der Abmachung treu zu bleiben.

Ottomar ging unruhig auf der Chaussée d'Antin auf und ab. Er hatte Ortsfinn genug, um sich in dem Hause nach Mariams Beschreibung zurechtzufinden. Die hellerleuchteten Fenster waren die Fenster des Salons ein matteres rosiges Licht schimmerte durch den Vorhang des Boudoirs. So war zu Hause, ohne Frage . . . er glaubte, ihren Schatten durch den Vorhang des Salons zu sehen.

Und nun ein zweiter Schatten, der zu ihr sich neigte . . . sie war nicht allein. Das Pflaster von Paris brannte unter Ottomars Füßen . . . und doch blieb er wie festgebannt an der Stelle stehen. Heiße Sehnsucht und fiebernde Eifersucht erfüllten ihn in jähem Wechsel; es war unmöglich . . . konnte Zoë ihn vergessen haben?

Er merkte in seiner Aufregung nicht, daß eine Minute nach der andern dahinschwand, eine Viertelstunde nach der andern . . . er ertappte sich zuletzt selbst auf dem geheimen Plan, wie ein Wegelagerer dem Unbekannten aufzulauern, wenn er das Haus verließ. Immer sah er noch die beiden Schatten hinter den Vorhängen in traulicher Nähe. Die Uhr von Sainte-Trinité schlug schon eine späte Stunde . . . er fand sich noch auf demselben Platz.

Endlich . . . die Lichter im Salon verlöschten . . . nicht lange darauf öffnete sich die Hausthüre. Ein junger, hochgewachsener Mann trat daraus hervor. Ottomar konnte seine Züge nicht erkennen, da der Besucher sich nach der entgegengesetzten Seite hin gewandt. Er hatte kein Recht, ihm zu folgen, ihn zur Rede zu stellen; doch in seinem Herzen regte sich ein Sturm von Gefühlen. Er klagte Zoë an . . . und doch mußte er sich selbst

sagen, daß sie stolz jedes dauernde Band abgelehnt hatte. Als er in den Krieg zog, hatte er ihr noch einige Zeilen voll glühender Leidenschaft geschrieben, Abschied genommen und hinzugefügt: „Auf Wiedersehen in Paris.“ Er mußte wissen, daß Zoë das mit Achselzucken als eine herausfordernde Prahlerei ansehen würde; denn sie am wenigsten glaubte an den Sieg der Deutschen.

Seitdem war mehr als ein halbes Jahr vergangen . . . Ottomar hatte sie nicht vergessen: er kam sich oft wie ein Held der Iliade vor, der im Troja seine schöne Helena mitbelagerte. Haßte sie ihn jetzt als einen Feind des Volkes, dem sie sich mit ganzer Seele angeschlossen?

Schämte sie sich vielleicht jenes flüchtigen Abenteurers mit einem der Barbaren? Es war zweifellos, ihr wandelbarer Sinn hatte sich einem andern zugewendet. Das erfüllte Ottomar mit innerster Empörung, denn er wollte allein in ihrem Herzen herrschen. Mariam sollte ihm Auskunft ertheilen, sie, seine Bundesgenossin und seine Feindin zugleich. Mit diesem Gedanken kehrte er in die Champs Élysées zurück, wo er in der Nähe des väterlichen Hotels eine Wohnung gemiethet hatte.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Wunder der Weltstadt.

---

Der Einladung des alten Grafen hatte der Doktor Foller Folge geleistet; er hatte für seine Praxis einen jüngeren Vertreter gefunden und war so rasch wie möglich auf dem nächsten Thüringer Bahnhof nach der Weltstadt abgereist. Jene Aufforderung kam seinen stillen Wünschen entgegen; er hatte Paris nie gesehen und war von einer jugendlichen Wißbegierde beseelt, nicht bloß die Stadt selbst, ihre Kunstschätze und das Volksleben kennen zu lernen, sondern auch vor allem jene großartigen Lazarethe und Spitäler zu besuchen, welche von Meistern der ärztlichen Kunst geleitet wurden. Hedwig nahm er mit sich: konnte es eine bessere Gelegenheit für sie geben, die Hauptstadt Frankreichs, die Hauptstadt der Welt kennen zu lernen?

Wie freute er sich darauf, alle Eindrücke mit der Tochter zu theilen, durch ihre jugendliche Empfänglichkeit selbst noch lebhafter zu doppeltem Genuß des Interessanten und Schönen angeregt zu werden.

Er fand den alten Grafen sehr leidend; die Hitze seines Temperaments konnte ihn über die Schwäche nicht hinwegtäuschen; es waren die krampfhaften Erschütterungen eines fast ausgebrannten Kraters. Gleichwohl hoffte er die Lähmung mit der Zeit zu beseitigen; er gab strenge Vorschriften und wachte sorgfältig über die Beobachtung derselben; zu einer gründlichen Kur hielt er aber die Rückkehr in die Thüringer Berge, in ihre Laub- und Nadelwälder, in deren erquickenden Ausströmungen von Lebensluft er den Trank der Genesung erblickte, für unerläßlich. Der Graf wollte sich noch immer nicht hierzu verstehen, obschon er im Stillen bereits den Plan dazu gefaßt hatte; doch er wünschte nicht zurückzukehren in Folge einer ärztlichen Vorschrift; denn es sollte diese Rückkehr ja mit einem Wandel seines ganzen Lebens und einer großen Ueberraschung für die Seinigen verbunden sein.

Die ärztlichen Rathschläge und Hülfeleistungen ließen dem Doktor noch immer Zeit genug, Paris

zu durchwandern; Hedwig war seine treue Begleiterin. Sie merkten kaum die dumpfe und schwüle Stimmung, die auf der Stadt brütete; sie hatten zwar von den Unruhen gehört, aber es war gerade die Zeit der Verhandlungen zwischen den Versaillern, den Maires von Paris und dem Centralcomité der Nationalgarden; die Wahlen zur Commune standen bevor und man hoffte auf eine friedliche Lösung aller Wirren. Im Ganzen war in dem Leben und Treiben der Boulevards, in dem bunten Verkehr der genußsüchtigen Welt keine Stockung eingetreten; im Gegentheil, die Entbehrungen der Belagerungszeit fanden ihren Rückschlag in einer noch lebhafteren Strömung des fieberhaften Genußlebens, welches durch die Stadt pulsrte. Namentlich die Fremden mochten glauben, sich in Ruhe an den Früchten der hängenden Gärten des Seinebabylons erfreuen zu können.

Hedwig selbst war in der seligsten Stimmung; nicht blos ihr offener Sinn war entzückt von der Pracht der Hauptstadt, von ihren architektonischen Schönheiten, ihren Kunstwundern; nicht blos die Stätten der großen geschichtlichen Erinnerungen, mit denen ihre gründliche Bildung wohl vertraut war, betrat sie mit verständnißvoller Theilnahme;

auch Ottomar war in ihrer Nähe, und theils aus dem Bedürfniß, sich an deutsche Landsleute anzuschließen, theils weil er den Doktor als den Gast seines Vaters betrachtete und die Honneurs des Hauses machen wollte, hatte er sich ihnen bei manchen Ausgängen und Ausfahrten angeschlossen. Von seiner Leidenschaft für Zoö befangen, mochte er es sich nicht gestehen, daß Hedwig einen stillen, nachhaltigen Zauber ausübte, den er stets in ihrer Nähe empfand. Ein Gefühl des harmonischen Behagens kam über ihn; es freute ihn, mit erklärenden Worten ihren Antheil zu erregen, und was sie erwiederte und hinzufügte, überzeugte ihn immer mehr davon, daß sie an Bildung den meisten Aristokratinnen überlegen war, mit denen er in der Heimat verkehrt hatte. So viele Empfänglichkeit für alles Große und Schöne durfte er bei einer Clarissa nicht voraussetzen, und seine Schwester Clotilde hätte in Paris nur einen großen Jahrmarkt gesehen, mit allerlei Spielzeug zum Kaufen und Zerschlagen. Mochten sie vor der Venus von Milo im Louvre stehen, oder auf dem Arc de l'Etoile oder auf der Galerie des Pantheon: es war stets ein Einklang des Gefühls, der sie beseelte. Von einzelnen Bildern des Luxembourg war sie so liebenswürdig begeistert,

daß Ottomar nicht unterlassen konnte, ihr mit warmer Theilnahme die Hand zu drücken; sie erwiderte diesen Druck und ließ ihre Hand längere Zeit in der seinigen ruhen.

Eines Abends waren sie mit dem Vater zusammen in der großen Oper: Ottomar und der Doktor waren im Zwischenakt in das Foyer gegangen, um etwas Luft zu schöpfen; Hedwig hatte es vorgezogen in der Loge zurückzubleiben und das elegante Publikum zu mustern, das meistens aus fashionablen Fremden bestand. Sie hatte schon bemerkt, daß ein Herr in der Seitenloge sich auffallend mit ihr beschäftigte, seinen Operngucker oft längere Zeit unverwandt auf sie richtete: jetzt erschien er plötzlich ziemlich lärmend in der Loge neben ihr und begann ein Gespräch mit ihr, das trotz einiger galanter Wendungen mit einem polizeilichen Verhör eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte. Sie war vorsichtig genug, nur in Allgemeinheiten zu antworten. Die Züge des Unbekannten waren ihr durchaus nicht sympathisch; sie hatten etwas Lauerndes, Höhnisches; ein paar vorlaute Augen blickten unter der Brille hervor. Hätte Hedwig ihrer Neigung folgen dürfen, sie würde den zudringlichen Fremden energisch zurückgewiesen

haben; doch sie wollte kein Aufsehen erregen, keine Scene herbeiführen, und so bewahrte sie nur eine kühl ablehnende Haltung. Der Fremde verabschiedete sich rasch wieder, ehe der Vorhang in die Höhe gegangen, ehe der Doktor und der Graf in die Loge zurückgekehrt waren, nicht ohne ihr beim Abschied wie einen Salutschuß eine fast groteske Schmeichelei zuzuschleudern, die im Grunde eine unverfälschte Liebeserklärung war. Hedwig bemerkte später den Fremden unten im Gespräch mit einem uniformirten Beamten, wobei sie mehrfach die Blicke zu ihr hinauf wandten: es war kein Zweifel, daß sie selbst der Gegenstand dieses Gespräches war.

Am Tage darauf besuchten die drei Fremden den Vendomeplatz, um die prächtige Säule mit ihren Reliefspiralen, die aus zwölfhundert österreichischen und russischen Geschützen gegossen war, näher in Augenschein zu nehmen. Oben von der Säule blickt der Kaiser Napoleon in antikem Kostüm als römischer Cäsar auf das beherrschte Paris herab. Ottomar setzte Hedwig auseinander, daß der große Kaiser nicht immer im Lieblingskostüm Talma's oben auf der Säule gestanden habe. Das Bürgerkönigthum wollte keine Cäsaren, auch wenn sie

keinen andern Kothurn hatten, als eine moderne Trajanssäule. Louis Philipp hatte den Kaiser im Ueberrock und mit dem bekannten Napoleonshut, einen Kaiser, gegen den der Bürgerkönig mit seinem Regenschirm nicht allzusehr abstach, dort oben Posto fassen lassen; erst Napoleon III. hatte das unsprüngliche, von den Royalisten zerstörte Cäsarenbild wiederhergestellt; denn er, der Octavius Augustus des neuen Frankreich, wollte einen römischen Cäsar auf einem Postamente sehen, den Gewaltigen, der die neue Aera der Cäsaren eingeleitet hatte.

Während sie noch in solchen Gesprächen standen und die Reliefbilder aus der Kriegsgeschichte des Jahres 1805 in den sich schlängelnden Spiralen so weit verfolgten, als das Auge und das Opernglas es irgend erlaubten, füllte sich plötzlich der Bendomeplatz mit einer erregten Menge: Frauen, Kinder, Bürger aller Art drängten sich; Trommelwirbel ertönten, und bald zeigte sich ein Zug von Nationalgarden, dem eine trifolore Fahne vorausgetragen wurde. Ottomar zog rasch bei einem Nachbar Erkundigung ein und erfuhr, daß es ein friedlicher Aufzug derjenigen Nationalgardisten sei, welche den Frieden mit Versailles wünschten und auf die Verhandlungen mit den Maires, die be-

sonders den Termin der Wahlen zur Commune betrafen, durch diese Demonstration einen Druck ausüben wollten. Hedwig freute sich, einmal Zeugin einer lebendigen Volksbewegung zu sein, wie sie in den Annalen der Geschichte von Paris eine so große Rolle spielten. Ihre vollen Sympathien waren diesen Herolden des Friedens zugewendet, obschon sie nicht daran glauben wollte, daß in diesem endlosen Häuser-Labyrinth von Paris bereits der Bürgerkrieg lauré mit seiner noch nicht entfesselten Meute.

Da plötzlich sah sie diese Meute hervorbrechen . . . aus der Rue de la Paix ertönten Gewehr- schüsse . . . es waren die Föderirten, welche durch die trikolore Fahne in Wuth gebracht worden. Schuß auf Schuß . . . ein krampfhafter Aufschrei der friedlichen Volksmenge unter der Säule . . . starr blickte der Cäsar hernieder; unter seinen Augen mordete sich die Plebs von Rom. Der Zug der trikoloren Gardisten begann zu stocken hinter den gefallenem Opfern und sich zurückzuziehen: die Föderirten übersflutheten mit ihren noch rauchenden Gewehren den Platz; dicht neben Hedwig lag eine Frau, der eine Kugel in die Brust gedrungen, ein weinendes Kind im Arm. Der Doktor, seinen Be-

rufspflichten getreu, neigte sich zu der Schwerverwundeten nieder, während Ottomar das Kind einer danebenstehenden Dame der Halle in die Arme legte. Hedwig war todtenbleich; nicht das Gewehrfeuer hatte sie so stark erschreckt, aber der Schrei der Opfer und ihr Todesschmerz erfüllte sie mit namenlosem Weh; die heranströmende Menge hatte sie plötzlich von den Ihrigen gedrängt; vergeblich setzte sie sich zur Wehr gegen die heranstürmende Fluth. Da sah sie plötzlich neben sich den Fremden aus der Opernloge, mit einer rothseidenen Schärpe.

„Ah, ma belle Allemande,“ rief dieser, „Sie kommen hier zu einem tollen Carneval . . . wir sind gerade im Begriff, den Däsen bei den Hörnern zu fassen; aber retten Sie sich aus dem Gedränge!“

Und der Fremde faßte sie unter den Armen und wollte sie mit sich fortschleppen, indem er sie dabei mit verwegener Leidenschaft ans Herz drückte. Sie rief um Hilfe. Ottomar hörte ihren Ruf und eilte herbei, indem er sich mit gewaltiger Kraft Bahn durch das Gedränge brach; doch der Römer hatte die geraubte Sabinerin schon vorher freigegeben, als ein Genosse mit einer wichtigen Meldung an ihn herantreten war, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war hier keine

Zeit, ein Abenteuer zu verfolgen; Ottomar fand die todtenbleiche Hedwig, die sich halb ohnmächtig an seine Brust lehnte. Unvergeßlich waren ihr die unter der Brille hervorsunkelnden Tigeraugen des verwegenen Räubers: im Traum der Nacht sah sie sich von einem Thier der Wüste verfolgt, das sich plötzlich in den unheimlichen Mann des Vendomeplatzes verwandelte.

Der Eindruck dieses Tages war für Hedwig nicht leicht zu verwischen; die Freude, die sie an den Herrlichkeiten von Paris empfand, war ihr dadurch sehr verkümmert worden. Gleichwohl hörte man zunächst nichts mehr von neuen Kämpfen in den Straßen; nur die Nationalgarde wurde häufig alarmirt; bald dieses, bald jenes Bataillon stürzte auf seine Sammelplätze. Hier und dort marschirte man gegen die Mairien, um diesen oder jenen widerspenstigen Maire zum Gehorsam gegen das Centralcomité zu zwingen. Inzwischen fanden auch die Wahlen zur Pariser Commune statt: die Hauptgegner der Versailler Regierung wurden gewählt.

Ottomar sah die große Feierlichkeit auf dem Platz vor dem Hotel de Ville mit an, wo das Centralcomité seine Vollmachten in die Hände der neuen Commune niederlegte. Achtzigtausend National-

gardisten standen aufmarschirt im vollen Prunk ihrer Uniformen und präsentirten das Gewehr zur Verherrlichung der großen Staatsaktion. Das Centralcomité dankte indeß nur scheinbar ab und behielt die geheime Leitung der Nationalgarde in seinen Händen.

Ottomar erkannte den Ernst der Lage; er rieth seinem Vater, Paris zu verlassen; doch der alte Graf theilte die Bedenken des Sohnes nicht und verschloß sich hartnäckig seinen Rathschlägen. Dieser hatte den Rath auch nur mit schwerem Herzen ertheilt; denn Paris zu verlassen, ohne Zoë gesehen und gesprochen zu haben, das hieß ein zu großes Opfer von ihm verlangen. Er hatte Mariam ausgefragt über Zoë's Leben, doch von ihr nur ausweichende Antworten erhalten. Die magyarische Baronin erschien ihm überhaupt von Tag zu Tag verdächtiger; er bemerkte, daß der Vater ganz von dieser Liebe umstrickt war. Noch wußte er zu wenig von ihr, um ihn zu warnen; doch er nahm sich vor, nähere Erkundigungen über sie einzuziehen und sei es bei Zoë selbst. Von Tag zu Tag bestärkte er sich in einer feindlichen Gesinnung gegen die zweideutige Schöne, und es reute ihn sehr, daß er mit ihr ein Abkommen getroffen hatte.

Mariam empfand sehr wohl die wachsende Feindseligkeit des jungen Grafen; es war ja begreiflich, er mußte ihr erbittertster Gegner werden. Darauf war sie von Hause aus gefaßt. Er oder sie . . . es galt einen Vernichtungskampf, und sie war fest entschlossen, ihn auszukämpfen, wenn auch mit holdselig lächelnder Miene. Mit Herzklopfen dachte sie daran, daß jetzt ihr Gatte in Paris verweilte, daß irgend ein unglücklicher Zufall den jungen Grafen mit diesem zusammenführen und ihm eine tödtliche Waffe gegen sie in die Hände geben konnte. Wie ein unheimlicher Spuk schlich ihre Vergangenheit hinter ihr her. Hätte sie zunächst nur Ottomar unschädlich machen können . . . sie sann und sann . . . allmählig reifte in ihr ein dunkler Plan; sie begab sich eines Tags, während der alte Graf seinen Nachmittagschlummer hielt, zu ihrer Freundin in der Chaussée d'Antin.

Auch diese mußte erst aus einer Siesta geweckt werden . . . sie war ermüdet von einem langen Ritt durch die Straßen, den sie am Vormittag gemacht hatte.

Mariam fand alle Tische des Salons mit Zeitungen bedeckt . . . meist neue Blätter, die ihr unbekannt waren; sie waren emporgeschossen wie Pilze

nach einem Regen . . . und es befanden sich darunter allerlei buntscheckige Giftpflanzen, die schon in der Zeit der ersten Revolution ihre Taufe empfangen hatten: Le Père Duchêsne, dem eine Mère Duchêsne zur Seite stand, und sogar ein Fils du Père Duchêsne folgte, La Montagne, Le Bonnet rouge und andere.

Mariam las hier und dort einige Sätze; sie waren von einer Wildheit des Tons, die an den Wahnsinn grenzte. Dazwischen lagen einige Witzblätter und Carikaturen auf dem Tisch. Die französische Republik, meistens in antikem Göttinnen kostüm, war auf allen die Hauptfigur; ebenso häufig erblickte man Thiers auf diesen Bildern, bald als Räuber im Banditenhut, mit der Diebslaterne in der Hand, bald als grüner Affe, der auf dem Kopf eine phrygische Mütze trägt und auf dem Ende seines Schweifes eine Krone schaukelt, einmal sogar als heilige Jungfrau auf einem Bilde, welches, Murillos heilige Familie parodirend, den Jules Favre als St. Joseph darstellt, welcher den Esel am Zügel führt, während eine Dienerin den Grafen von Paris im Arme trägt. „Die Flucht nach Versailles“ war die Unterschrift dieses Bildes. Mariam ergökte sich an diesen bunten Harlekinaden; die politische Be-

wegung selbst war ihr höchst gleichgiltig, wenn der Lärm nur nicht zu arg wurde und bedrohlich für ihre Sicherheit.

Endlich erschien Zoë noch etwas schlaftrunken und reichte der Freundin die Hand. Diese lenkte das Gespräch bald auf Gordon.

„Er ist sehr in Anspruch genommen,“ versetzte Zoë, „und leidenschaftlicher als je. Jeder Tag bringt neue Aufregungen.“

„Ich begreife nicht,“ warf Mariam ein, „welches Vergnügen man an diesem Lärm finden kann. Lauter erhitzte Köpfe . . . sie machen das, was man Weltgeschichte nennt und was die Pedanten nachher beschreiben. Ganz Paris kommt mir vor wie eine Schüssel mit gesotteneu Krebsen: lauter rothe Mützen, rothe Rabatten und rothe Hosen; ich begreife nicht, wie man eine Tour in diesem Karneval mitmachen kann.“

Zoë zuckte mitleidig mit den Achseln über die Gleichgiltigkeit der Freundin; „Und ich begreife nicht, wie man so wenig Herz haben kann für das Volk und für die Menschheit, um nicht mit fiebernden Pulsen an jedem großen Aufschwung der Zeit Theil zu nehmen. Hier allein, hier in Paris haben sich stets die großen Katastrophen der Zeit abgespielt;

die anderen Völker verhalten sich nur duldbend und empfangend: ich sage mit Felix Pyat: „Paris ist das Ephesus des Fortschrittes, das Mekka der Freiheit, das Rom der Menschheit.“

„Freilich, wenn man immer mit einem Manne wie Gordon verkehrt, so ist es begreiflich, daß man zuletzt Feuer fängt. Doch wie steht es mit dem andern?“ fügte Mariam mit schlaudem Zwinkern der Augenwimpern hinzu.

„Ich habe ihn noch nicht gesprochen,“ versetzte Zoë; „Gordon erblickte seine Visitenkarte, die ihn in eine merkwürdige Aufregung versetzte; er verbot mir, seinen Besuch anzunehmen. Ich kenne seine zügellose Eifersucht und quäle mich mit den unfinnigsten Möglichkeiten.“

„Du willst ihn nicht wiedersehen?“

„Er hat mir einige Zeilen geschrieben, die ich noch immer nicht beantwortet habe. Ich bin unschlüssig, was ich thun soll und wage nicht, ihn hier zu empfangen.“

„Du bist doch Herrin in Deinem Hause?“

„Ich bin es eben nicht; ich kann meiner Zofe nicht trauen; sie ist von Gordon bestochen; ich weiß es, sie berichtet ihm über jeden Besuch.“

„Du hast mir noch immer nicht erklärt, ob es

Dein Wunsch ist, ihn wiederzusehen. Du weißt, ich bin so etwas wie eine werdende Mama für diesen hoffnungsvollen Sohn und stets bereit, für sein Wohlergehen zu sorgen. Eine Zusammenkunft zu arrangiren, wäre nicht so schwer; nur muß ich erst wissen, ob auch der gnädigen Comtesß damit ein Gefallen geschieht."

"Es wird mir schwer, Gordon zu täuschen; ich liebe ihn; aber es ist ein dunkles Etwas in meinem unergründlichen Herzen, was mich zu Ottomar hinzieht. Seitdem ich weiß, daß er in Paris verweilt, bin ich von einer Ruhelosigkeit ergriffen, die ich mir nicht erklären kann; es ist die Sehnsucht nach ihm."

"Ich würde Dir rathen, sie rasch zu stillen, ehe sich die seinige ganz beruhigt."

"Was willst Du damit sagen?" rief Zoë aufbrausend.

"Nun, es ist eine junge Deutsche hier, die Tochter des Arztes, den der Graf herbeigerufen, und sie flößt Ottomar ohne Zweifel ein tieferes Interesse ein. Es ist eine jener blonden beautés du diable, wie sie das Land der Barbaren zahlreich aufzuweisen hat, eine Knospe, die eben im Begriff ist, sich zur Blüthe zu entfalten. Die Kronenblätter

zeichnen sich schon recht stattlich ab. In der That, das Mädchen ist keine Pariser Ingenue, keine Kloster- und Pensionspuppe mit Häcksel im Kopf; sie hat viel Anstand, viele Kenntnisse und dabei eine Unschuld des Herzens, die gerade auf die Don Juans einen großen Reiz ausübt. Das sind anscheinend Widersprüche; doch bei einem deutschen Mädchen geht das alles friedlich neben einander her: sie wissen alles und kennen nichts. Der Graf macht mit ihr und ihrem Vater alle möglichen Touren, und er könnte, wenn Du Dich ihm gegenüber noch länger in Schweigen hüllst, schon aus *dépit amoureux* der deutschen Jungfrau sein Herz schenken."

Joë war aufgesprungen und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Nun . . . und Dein Vorschlag?“ sagte sie dann.

„Ich kenne hier in Paris einen ergebenen Mann, meinen früheren Diener; er besitzt in einer abgelegenen Straße ein Geschäftslokal und eine Wohnung; ich bin überzeugt, er ist gern bereit, zwei Glücklichen dort ein Stellbichlein zu gewähren. Dennoch bedarf es großer Vorsicht . . . ich muß mich erst mit ihm verständigen.“

„Und der Mann ist sicher?“

„Mir ist er treu; ich darf auf seine Dienstwilligkeit und Verschwiegenheit rechnen.“

„Und Du wolltest? . . .“

„Ich will Dir gern einen Gefallen thun; doch es werden Tage darüber vergehen. Jener Mann ist Nationalgardist und in dieser unruhigen Zeit meistens im Dienst. Es wird mir schwer werden, ihn aufzufinden. Ich benachrichtige Dich sogleich, wenn es geschehen. Doch rathe ich Dir, dem Deutschen inzwischen ein Lebenszeichen zu geben.“

„Du meinst?“

„Einige Zeilen . . . ich will gern den postillon d'amour spielen. Was soll ich sonst thun? Mein eigener Amor sitzt in einer alten Postkalesche und es macht mir kein sonderliches Vergnügen, ihn spazieren zu fahren. Ich Sorge lieber für das Glück der andern.“

Während dieser Rede hatte sich Zoë bereits an ihren Schreibtisch gesetzt und auf ein zierliches Rosablättchen mit fliegender Feder einen warmen Gruß an Ottomar geschrieben. Sie könne ihn nicht bei sich empfangen, aus Gründen, die sie ihm mündlich mittheilen werde; aber sie hoffe ihn an einem dritten Orte wiedersehen zu können, und sie freue

sich herzlich darauf, sie unterzeichnete den Brief: „die Fee aus der Gloriette“. Mariam versprach, diese verheißungsvollen Zeilen bald an ihre Adresse zu besorgen und schied mit Kuß und Umarmung von der geliebten Freundin.

---

## Achtes Kapitel.

### Auf der Flucht.

---

Es war ein sonnenheller Märztag.

Mariam ging über die Boulevards, deren Asphalttrottoir von den bespornten Stulpstiefeln der Nationalgarden klirrte. Die Tracht dieser Prätorianer der neuen Machthaber war von Tag zu Tag bunter geworden: allerlei Riemen, Treppen, Schnüre hatte man zur Verschönerung derselben hervorgesucht und jeder Einzelne putzte sich möglichst phantastisch heraus. Später mußte eine Ordre des Generals Cluseret diesem Unfug eine Schranke setzen. Immerhin machten die im Sonnenschein blühenden bunten Uniformen einen sehr lebendigen Eindruck, dem sich Mariam mit vollkommener Naivetät hingab. Sie freute sich darüber, wie ein Kind über die auf dem Tisch aufmarschirten bunten Soldaten aus der

Spielschachtel. Gelegentlich schenkte sie dem einen oder dem anderen Offizier, der durch sein feines Benehmen zeigte, daß er nicht zu den kleinen Bourgeois gehörte, ein freundliches Lächeln.

Da bemerkte sie in einer Gruppe, die von der andern Seite des Boulevards herüberkam, einen hochaufgeschossenen Offizier, dessen Züge ihr bekannt vorkamen und der mit dem Borgnon sie selbst scharf ins Auge gefaßt hatte. Je näher er kam, desto überwältigender wurde für sie die Gewißheit, daß sie in der größten Gefahr ihres Lebens sich befinde, eine Gefahr, welche alle ihre Zukunftsträume vernichten müsse, daß jener Offizier Niemand anders sei, als ihr Herr und Gebieter, ihr Ehegatte. Im blitzschnellen Flug der Gedanken orientirte sie sich auch über die Uniform, die ihr anfangs befremdlich vorgekommen; sie besann sich darauf, daß Pigeon ihr mitgetheilt, Dombrowski sei zum General der Buttes ernannt, habe sich einen Generalstab aus polnischen Offizieren gebildet und auch Baron Satori befinde sich unter denselben. Sie durfte weder zweifeln, noch zögern . . . das Glück ihrer Zukunft hing an jeder Sekunde. Sie sprang in einen Fiacre, der gerade neben ihr hielt, versprach dem Kutscher den reichsten Lohn, wenn er im Galopp sie nach

der Rue Mouffetard führe. Sie wollte die Richtung nach ihrer eigenen Wohnung, den Champs Elysées, vermeiden, und hoffte, bei dem Lumpenhändler sich am sichersten verstecken zu können.

Als der Fiacre den Boulevard kreuzte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß auch der Offizier in einen Fiacre gestiegen war und offenbar ihr nachjagte. Sie hoffte, daß sie ihren Vorsprung behaupten und vielleicht im Getümmel der inneren Stadt ihrem Verfolger aus den Augen kommen werde. Ihre Pulse schlugen heftig, ihre Brust hob sich und mit einem krampfhaften Aufschrei ermahnte sie den Kutscher zur Eile; sie rief ihm zu, er solle nicht den nächsten Weg fahren, sondern so viel als möglich um die Ecken der kleinen winkligen Straßen lenken.

Schon hoffte sie, ihrem Verfolger entgangen zu sein; doch als sie aus der Rue des Halles in die Rue de la Ferronnerie einlenkte, in welcher Heinrich IV. durch Ravailacs Dolch gefallen war, sah sie bei der Biegung zu ihrem Schrecken immer noch die Uniform in der Droschke hinter sich.

So war er ihr durch das ganze Gassenlabyrinth gefolgt . . . und schon bei dem Getümmel, das sich um die Centralhallen drängte, hatte sie eine Gefahr

erkannt, an die sie anfangs nicht gedacht: die Gefahr, daß durch das Gewühl selbst, durch irgend eine Stockung des Verkehrs ihre Droschke zum Halten gezwungen werden könne und sie so ihrem Gatten in die Hände fallen müsse.

Schon rollte der Wagen über den Pont Notre-Dame, jagte durch die Hauptstraße der Cité und über den andern Seine-Arm, lenkte in die kleine Straße Rue de la Bucherie ein. Da hatten sich zwei von den riesigen plumpen Normannenschimmeln, welche, vor die kleinen Karren gespannt, dem Pflaster von Paris Funken entlocken, in einander verfahren, und durch aufgehaltene Fiacres war eine Wagenburg gebildet worden, welche den ganzen Verkehr hemmte. Es galt einen verzweifelten Entschluß: Mariam sprang aus dem Fiacre, drückte dem Kutscher ein Goldstück in die Hand und stürzte in die nächste offene Hausthür. Der Concierge und seine Frau theiligten sich schreiend und gestikulirend an dem Wirrwarr, der auf der Straße entstanden war und so konnte Mariam hinter ihrem Rücken unbemerkt in das Haus gelangen. Athemlos flog sie die Treppen hinauf, vorüber an den abgeschlossenen Stockwerken, denn sie scheute jede Verzögerung und hoffte, irgendwo eine offene Thür zu finden. Se

höher hinauf, desto ficherer. In der That stand im obersten Stockwerk eine Thür offen und ein junger Mann in Hemdsärmeln schien eben im Begriff, einen Nachbar auf der andern Seite des Flurs zu besuchen. Er hielt in seiner Hand ein Etwas, das einem kleinen Schild ähnlich sah: bei näherem Hinblicken bemerkte Mariam, daß es eine mit allerlei Farbenflecken tätowirte Palette war.

Der Maler sah mit Erstaunen die schöne athemlose Dame die Stufen heraufstürmen.

„Schützen Sie mich, mein Herr,“ flehte sie mit einer erschöpften, wie von Fieber zitternden Stimme; „ich werde Ihnen ewig dankbar sein.“

„Was soll ich thun?“ rief der Künstler, sichtlich erfreut über das unerwartete Abenteuer.

„Nehmen Sie mich auf kurze Zeit hier auf, schließen Sie die Thüre hinter mir und verleugnen Sie mich vor Jedermann, der nach mir fragt.“

„Haben Sie ein Verbrechen begangen?“

„Ich schwör' es Ihnen zu, ich bin rein von jeder Schuld; ich fliehe nur vor meinem Verfolger, der mich ins Verderben stürzen will.“

Der Maler prüfte mit raschem Blick die anmuthige und elegante Erscheinung, ergriff sie bei

der Hand, führte sie in sein Zimmer und schloß die Thür des Vorfaals.

Mariam schöpfte Athem; sie war einer wirklichen Gefahr entronnen; im Uebrigen erschraf sie nicht vor gewagten und abenteuerlichen Situationen. Auf ihren Wunsch sah der Maler zum Fenster hinaus . . . in der That erblickte er einen Offizier, der mit dem Concierge des Hauses parlamentirte. Dieser zuckte mit den Achseln; er mußte offenbar zugeben, daß er seine Pflichten als Cerberus wegen des Tumultes auf der Straße nicht gewissenhaft erfüllt habe, konnte aber weder bestätigen, noch bestimmt verneinen, ob eine Dame das Haus betreten.

Der Offizier trat in die Hausthüre; Mariam schlug das Herz . . . sie antwortete nicht auf die Fragen des Malers, sondern machte abwehrende Bewegungen und lauschte mit krampfhafter Spannung nach der Thüre hin.

Alles war still . . . der Offizier durchforschte offenbar ein Stockwerk nach dem andern, endlich rührte sich die Klingel.

Der Maler trat heraus . . . Mariam lehnte das Ohr an die Stubenthüre; sie hörte seit Jahren

wieder die Stimme ihres Mannes: sie klang ihr noch heiferer und unangenehmer als früher.

„Er hat sich gewiß in Sibirien erkältet,“ sagte sie spöttisch zu sich selbst.

„Ist keine Dame hter eingetreten, Herr Billioran?“

„Nein,“ sagte der Maler kurz und bestimmt; „wen suchen Sie denn?“

„Nun weiter Niemand als meine Frau.“

„Ihre Frau?“ fragte Billioran verwundert. „Vergleichen verliert man doch nicht so leicht.“

„Und doch ist mir dies passirt und ich sehe Alles daran, sie wiederzufinden.“

„Das klingt romanhaft genug: hat sich Ihre Frau entführen lassen?“

„Durchaus nicht!“

„Hat sie sich böswilliger Verlassung schuldig gemacht?“

„Keineswegs.“

„So weiß ich in der That nicht, was für ein Roman zwischen Mann und Frau spielen kann.“

„Meine Gefangenschaft in Sibirien hat uns getrennt: seit Jahren kenne ich den Aufenthalt meiner Frau nicht. Denken Sie sich, jetzt erblick' ich sie auf dem Boulevard des Capucins . . . doch sie

steigt gerade in eine Droschke . . . ich folge ihr durch die ganze Stadt. Hier steigt sie aus, wie ich deutlich gesehen; ich sah ihr schimmerndes Kleid über die Schwelle des Hauses gleiten. Doch in jedem Stockwerk frag' ich vergebens nach ihr. Hat dies Haus etwa zwei Eingänge?"

"Daß ich nicht wüßte," versetzte der Maler; „doch, wollen Sie nicht in mein Atelier eintreten?"

Mariam fuhr erschrocken zurück.

„Ich danke Ihnen, Billioray; es wird mir nichts übrig bleiben, als einen Wachtposten vor die Hausthüre zu beziehen; denn wenn mir auch das Verschwinden meiner Frau räthselhaft ist, so bleibe ich doch dabei, daß es keine Sinnestäuschung war, ich sah sie in das Haus eintreten.“

„Sie haben vielleicht ihren Geist gesehen . . . ein Phantastebild, das Ihnen Wirklichkeit schien.“

„Nein, nein, so sehen die Geister nicht aus. Im Uebrigen, ihr Herren von der Commune, sorgt dafür, daß es bald in den frischen und fröhlichen Kampf geht. Ein Ausfall . . . voran die Bengeurs und Versailles wird erzittern!“

Mit einem Händedruck empfahl sich der Baron Satori; sein Säbel klorrte die Treppe hinunter.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Mariam mit ihrem

holdseligsten Lächeln, während sie dem Maler die Hand drückte; „Sie haben mir einen Dienst geleistet, der für mich von unschätzbarem Werthe ist.“

„Doch warum, Madame, fliehen Sie vor Ihrem Mann?“

„Und Sie glauben das Märchen, das er Ihnen erzählt hat? Sie glauben diese höchst unwahrscheinliche Geschichte von einem Ehemann, der seiner Gattin nachsetzt, wie ein Spürhund dem aufgeschreckten Wilde? O, unsere Ehemänner haben ganz andere Dinge zu thun, und die Schönheiten, denen sie nachzujagen pflegen, gehören nicht in ihr geflecktes Jagdrevier.“

„Gleichviel, Madame, Sie sind in meinem Schutze!“

„Und ich bedauere, diesen Schutz noch einige Zeit in Anspruch nehmen zu müssen; denn wie Sie sehen, bin ich hier noch immer gefangen.“

„Ich bin ein Künstler . . . und ist es für den Künstler nicht Lebenszweck, der Schönheit bei sich ein Asyl zu gewähren?“

Mariam lächelte verbindlich; jetzt erst hatte sie Ruhe genug, ihren Beschützer näher ins Auge zu fassen. Es war ein Mann mit langen blonden Haaren und langem Bart, doch ohne die Sanft-

muth, welche man an blonden Johannes- und Christusköpfen zu finden gewohnt ist. Seine Züge hatten etwas Verwittertes und feck herausfordernd war sein Lächeln.

Er hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen etwas abgetragenen Sammetrock anzuziehen. Auf dem Tische lag eine rothe Schürze mit goldenen Franzen . . . es war die Auszeichnung der Mitglieder der Commune. In der That gehörte Billioray zu den Erwählten des Pariser Volkes.

Auch er betrachtete sich jetzt die Schönheit, die wie ein verschreckter Schmetterling in sein Zimmer geflattert, etwas näher.

Das Auge des Malers fand volles Genügen an ihren Farben und Formen. Er glaubte anfangs in ihr das Modell einer Madonna zu erblicken; doch er erkannte bald den bösen Zug um ihre Mundwinkel, der die ganze goldblonde Heiligkeit Lügen strafte. Das war nur die fromme Maske eines Dämons.

„Madame, darf ich Sie in mein Atelier führen? Wollen Sie meine fertigen und unfertigen Bilder betrachten, um sich die Zeit zu vertreiben?“

Sie nickte zustimmend . . . er reichte ihr galant den Arm. Das Atelier lag nach der andern Seite

des Hauses, nach dem Quai Montebello hinaus, wo ihm der weite Horizont das nöthige Oberlicht gewährte.

An den Wänden hingen die verschiedenartigsten Bilder, die nicht gerade von Meisterhand gemalt schienen; es herrschte in ihnen eine etwas grelle Buntheit und die brüste Naturwahrheit der Courbet'schen Schule. Es waren meistens Genrebilder, nicht ohne einen gewissen drastischen Humor ausgeführt, und auch die mythologischen Scenen, welche nicht gerade die Zwölfgötter, sondern allerlei Nymphen und Waldgötter darstellten, trugen diesen genreartigen Charakter. Mitten unter diesen Dryaden und badenden Nymphen befand sich auch manches Bild von Kämpfen und Schlachten, aber von solchen, die auf dem Pariser Pflaster geschlagen worden waren: eine Erstürmung der Bastille und die Vertheidigung einer Barrikade aus der Zeit der Juni-Insurrection im Jahre 1848.

Mariam betrachtete alle diese Bilder mit gleicher Unbefangenheit: Billioray beobachtete sie scharf; er faßte allmählig den Muth zu einem Antrag, der ihm anfangs allzu verwegen erschienen war; er führte seinen Schützling zu einem Staffeleibild, das mit einem Tuch verhüllt war.

„Das jüngste Kind meiner Laune,“ sagte er, „eine Farbenfizzze zu einem Freskogemälde, wie sie die neue Republik in ihren öffentlichen Gebäuden zur Schau stellen wird. Leider fehlt mir die Muße zu Utebevoller Vertiefung: man kann nicht zugleich Staatsmann und Künstler sein.“

Mariam betrachtete den Staatsmann im verschoffenen Sammetrock mit feinem Lächeln.

„Die Inspiration läßt uns oft im Stich . . . die Berathungen, die Akten, der tägliche Verkehr mit dem Unangenehmen lähmen das Talent; aber der Gedanke meiner Schöpfung wird seinen Werth behalten.“ Er nahm das Tuch von dem Bilde fort mit den Worten: „Sehen Sie, es ist ein allegorisches Bild, welches die beglückende Republik darstellt, eine friedliche Landschaft, Abendbeleuchtung. Sie ruht auf der Rasenbank auf Blumen gebettet, das blutige Schwert neben ihr; Alle huldigen ihr, Bürger und Bauern; der Soldat jubelt ihr zu; die Künste und Wissenschaften bringen ihr freudige Huldigungen dar . . . Alles auf dem Bilde ist Licht, Wärme, Begeisterung. Leider ist die Skizze noch unvollendet.“

Mariam, die nicht ohne gebildeten Kunstgeschmack war, fand das Bild überladen mit Figuren

und etwas allegorisch hölzern, doch sie sagte mit sanft einschmeichelnder Stimme:

„Schön gedacht . . . edel empfunden! Viel Phantastie! Und die Musen hier, kräftige Frauengestalten; man sieht ihnen an, daß sie etwas leisten in ihrem Fach. Die Melpomene blickt ernst und stolz . . . auch die Urania mit ihrem Globus . . . alles sehr symbolisch. Aber die Republik selbst . . . man sieht noch wenig von ihr, nur die blassen Umrisse.“

„Das ist es, was mich quält. Ich kann meiner Phantastie in diesem Taumel der Ereignisse nicht ein würdiges Bild abringen . . . und die Republik muß doch die Musen und Grazien hier überstrahlen. Sonst hat das Gemälde keinen Mittelpunkt. Das Schwierige ist, ihr einen sanften und zugleich doch energischen Ausdruck zu geben; denn wenn sie auch als Friedensgöttin erscheint, so muß man doch noch in ihren Zügen den wilden Kampf, den sie glorreich bestanden, nachzittern sehen, aus ihnen jene Energie herauslesen, die jeden neuen Angriff abzuwehren vermag.“

Mariam nickte zustimmend mit dem Kopfe; sie fand die Skizze, je länger sie dieselbe betrachtete, desto schülerhafter.

„Madame,“ rief Billioran plötzlich mit dem begeisterten Ton des Künstlers, dem ein Ideal aufgegangen ist, „Sie können mein rettender Schutzgeist sein. Ist es wahr, daß ich Ihnen soeben einen großen Dienst geleistet habe?“

„Einen großen Dienst, ich versichere Sie!“

„Es ist in Ihre Hand gegeben, mich in noch höherem Maße zu verbinden.“

„So ist es meine Pflicht, Ihnen meinen Dank durch die That abzustatten.“

„Eine Günst des Schicksals ist es, daß Sie in meine Künstlerzelle getreten sind; Sie sind mir von den Mäusen selbst gesendet worden; Sie haben zugleich die Sanftmuth und Energie in Ihren Zügen, in Ihrer Gestalt, in Ihrem ganzen Wesen, wie eine Göttin der Republik es verlangt. Sie sind das Ideal, nach dem ich mich lange gesehnt, das zu schaffen meine eigene Phantasie zu schwach war. Ich bitte Sie . . . werden Sie mein Modell!“

„Sie verlangen viel von mir,“ sagte Mariam.

„Wie viele haben danach gestrebt, ihre Schönheit durch die Kunst verewigt zu sehen! Denken Sie an das Marmorbild jener Prinzessin Borghese in der Kunsthalle vor der Porta del Popolo in Rom.“

Mariam betrachtete sich die blassen Urtrisse der ruhenden Hauptgestalt des Bildes etwas genauer . . . wie sie dem Maler erklärte, aus Rücksichten der Kostümkunde.

„Darüber werden wir uns schon einigen.“ versetzte der Maler; „hier diese Thüre führt in ein kleines Toilettenzimmer, das Sopha hier mag Ihnen als Rasensitz dienen. Zweifelnd Sie nicht; wir haben Muße. Sie sind noch immer meine Gefangene.“

Billioray lief in sein Wohnzimmer, trat dort ans Fenster und kehrte zurück mit der Nachricht, daß Mariams Verfolger noch immer mit der Pfeife im Munde vor der Thüre hin und her spazierte,

Sie zögerte, sie erröthete . . . indessen, das Canossa, das sie ihrem geliebten Gatten bereitete, wurde in ihren Augen dadurch viel pikanter: sie genoß mit heimlicher Schadenfreude den haut-gout dieser Situation.

„Ich bin Ihnen so vielen Dank schuldig, daß ich nicht länger schwanken will . . . es ist eine Zumuthung, die ich sonst mit Entrüstung zurückgewiesen hätte; es ist ein großes Opfer, das Sie würdigen mögen.“

Billioray spannte eine andere Leinwand auf . . . er wollte die Gunst des Augenblicks voll

auskosten und in einem selbstständigen Bilde verwerthen.

Während sie sich als beglückende Republik malen ließ, war dem vor der Thüre lauernnden Gatten inzwischen die Pfeife und die Geduld ausgegangen.

„Sacrebleu,“ wetterte er, „ich hätte geschworen, daß es meine Gattin war, und darauf, daß sie in dies Haus hier eingetreten sei. War dies ein in Nebel zerfließendes Bild meiner Phantasie? Doch ich muß zurück ins Generalstabsquartier auf der Place Vendome; ich gebe die Hoffnung nicht auf, meine Frau zu finden. Rigault hat noch nichts von sich hören lassen . . . keine Nachricht aus den Polizeiakten. Parbleu, ich eigne mich für einen Carikaturenzeichner mit dieser erfolglosen Jagd nach dem Glücke, die ich da eben angestellt habe.“

---

## Neuntes Kapitel.

### Ein Eheversprechen.

---

Die Beunruhigung, welche Mariam bei der Flucht vor dem Gatten empfand, hatte ihre Nerven in lang dauernde Aufregung versetzt. Lauerte doch in der Luft eine Menge von schlimmen Möglichkeiten: sollte sie mit pochendem Herzen an dem Gewebe ihres Glückes arbeiten, stets in Furcht schweben müssen, daß ein plötzlicher Eingriff des Zufalls es in Stücke riß? Das mußte anders werden!

Der Kampf zwischen den Versaillern und der Stadt war entbrannt . . . vom Mont Valerien donnerten die Geschütze auf die Nationalgarden, welche sich vermaßen, in kühnem Ausfall Versailles zu überrumpeln. Sollte sie darauf warten, bis eine feindliche Kugel das Hinderniß ihres Glückes aus

dem Wege geräumt hatte? Unberechtigt war diese Hoffnung nicht; denn der feuerspeiende Berg schleuderte Vernichtung in die Reihen der Föderirten: die Verwundeten auf den zahlreichen Ambulancen bewiesen zur Genüge, daß er seine Schuldigkeit that.

Mariam sah in ihm einen Bundesgenossen, auf den sie großes Vertrauen setzte: doch vergeblich spähte sie auf den vorüberfahrenden Wagen mit den bleichen, blutigen Gestalten nach dem todgeweihten Gatten. Die Hoffnung auf eine Errettung durch die Kriegsfurie genügte ihr indeß nicht; sie erschöpfte sich in vergeblichem Sinnen, durch welche List oder Gewalthat sie den Verhafteten aus dem Wege räumen könne. Leider war ihr Faktotum Pigeon nicht zur Hand: er war bei den aktiven Vortruppen. Tag auf Tag verging . . . sie erkundigte sich vergebens nach ihm in der Rue Epée des Bois und mußte sich gedulden, bis diese Bataillone durch neue abgelöst wurden.

Auch für eine andere Intrigue, in deren Aus-  
spinnung sie glücklicher war, fehlte ihr Pigeon; hier hatte sie schon den Plan bis ins Einzelne ausgedacht und zweifelte nicht an dem Erfolg. Es galt Ottomar, der ihr von Tag zu Tag unbequemer wurde, bei Seite zu schaffen. Sie hatte den Brief

von Zoë an ihn abgegeben und zwar in Gegenwart Hedwig's: diese erblaßte, als sie den Namen der Brieffstellerin hörte, welchen Mariam mit besonderem Nachdruck hervorhob. Ottomar sah hierin eine neue Feindseligkeit: sie hoffte, ihn dadurch zu kränken. Auf seine Fragen über Zoë's Umgang hatte sie ihm nur ausweichende Antworten gegeben.

Der alte Graf war in höchster Aufregung; noch einmal eine Belagerung von Paris; es war eine harte Zumuthung für einen Fremden, der hier verweilte, um die Freuden der Weltstadt zu genießen; doch er wollte noch immer nicht an den Ernst der Lage glauben. Ein paar kleine Scharmügel . . . Frankreich werde doch nicht dem zuschauenden feindlichen Heere das blutige Schauspiel eines Bürgerkriegs geben.

Ottomar hatte mehrfach gewagt, über Mariam mit dem Vater zu sprechen, doch wildaufbrausend hatte der Alte, der dann den Eindruck eines kranken Löwen machte, jede Unterhaltung über die Wittwe des Barons von Satori abgeschnitten. Der Doktor hegte denselben Argwohn wie der junge Graf gegenüber dieser blonden Schönen; aber treu seinen Grundsätzen, sich nie in die Familienangelegenheiten seiner Patienten zu mischen, lehnte er es ab, dem

Grafen irgend einen Rathschlag in dieser Sache zu geben. Je mehr Ottomar einsah, daß er in Mariam bald seine Mutter werde begrüßen müssen, daß der Entschluß des Vaters feststehe: desto empörter war er über die zudringliche Fremde. Er zweifelte nicht daran, daß der Vater die Heirath beschleunigt haben würde, wäre nach der Belagerung ein Zustand vollkommenen Friedens eingetreten; insofern brachten die Unruhen und Wirren eine willkommene Verzögerung mit sich; es konnte doch in der Zwischenzeit irgend ein Ereigniß eintreten, welches diese zweideutige Baronin entlarvte. Er selbst fühlte sich dazu außer Stande, ihm fehlte jeder Anhalt zu einer Anklage. Eines Abends war der Vater gesprächiger und zutraulicher als sonst; er machte aus seiner Liebe zu der reizenden Frau kein Hehl und plauderte über die erste Begegnung mit derselben.

„Es war im Salon des Grafen Flavigny,“ begann er, „ein Salon, in welchem sich die interessantesten fremden Schönheiten der guten Gesellschaft befanden, die sich damals in Paris aufhielten. Ich war noch frischer als jetzt und schlürfte den Champagner der Lebenslust mit vollen Zügen. Ach, unsere schläfrigen deutschen Salons . . . diese ge-

langweilten Gesichter, alle mit demselben germanischen Schnitt, etwas gröber im Thüringischen, etwas feiner im Sächsischen; ich liebe mein Vaterland . . .“

Ottomar zuckte leise mit den Achseln.

„Benigstens platonisch,“ fügte der Graf hinzu; „aber diese deutschen Mädchen sind mir ein Gräuel. Eine solche Heerde von weißgekleideten Festmädchen hat auf mich stets nur einen larmoyanten Eindruck gemacht. Elftausend dieser Jungfrauen . . . man kann sie massakriren und eine Kirche für sie bauen; sonst ist mit ihnen nichts Gescheutes anzufangen. Welche Race in diesen fremden Schönheiten! Es war ein ethnographisches Album, das man bei dem Grafen Flavigny aufschlagen konnte. Ich spreche nicht von den Pariserinnen . . . pikante Büge, kleine Füße, in den Augen Romankapitel, durchgelesene und andere avant la lettre . . .“

„Du hast Dich ja stets entzückt über die Pariserinnen geäußert,“ warf Ottomar ein.

„Es sind geborene Grazien, gegenüber den Deutschen und Engländerinnen; doch wenn man länger hinsieht, findet man, daß die Büge ihres Gesichts etwas zu sehr mit der Silhouettenscheere ausgeschnitten sind, es giebt manche feine, aber auch viele holprige Profile darunter . . . man erschöpft

bald seine Freude an dieser Sorte. Die Russinnen . . . das sind nach Pariser Geschmack auflackirte Barbariinnen, man schmeckt bei allem Raffinement immer das primitiv Rohe heraus; aber die Griechinnen, die Rumäninnen, die Ungarinnen . . . das ist westöstliches Vollblut, das ist Leben, das ist Feuer!"

Ottomar fühlte sich jetzt als den Sohn seines Vaters; er dachte an Zoë und war ganz in der Stimmung, ihm Recht zu geben. Leider wurde der Alte empfindlich in seiner Begeisterung durch einen heftigen Nervenschmerz gestört, der seine ganze rechte Seite durchzuckte und ihm einen lauten Aufschrei abnöthigte.

„Dort sah ich Mariam zuerst; sie war die Sanfte unter den Wilden; aber in ihrer Sanftmuth war ein köstlicher pikanter Beigeschmack; sie war eine Madonna, die ich einmal in einer griechischen Kirche gesehen, keine Raphaelische, keine mit dem Jesuskind im Arm, eine Madonna, in deren Augen es schimmerte vom Nachglanz himmlischer Freuden, um deren Lippen ein vielsagendes, verheißungsvolles Lächeln spielte. Wir waren Alle nach einem Souper in der schönsten Champagnerlaune; da beschloffen wir in tiefster Nacht eine

Spazierfahrt durch das Bois de Boulogne zu machen. Unsere Equipagen hielten unten. Es wurde abgemacht, daß jede Dame ihren Cavalier sich wählen sollte. Die Ehemänner waren zwar darüber etwas mißvergnügt, doch ihre Zahl war nicht groß, und es ist ja bekannt, daß die Ehemänner keine Stimme haben."

"Darum ist es auch thöricht, seine Freiheit aufzugeben," warf Ottomar ein.

Der alte Graf runzelte die Stirn.

"Mariam wählte mich," fuhr er fort; "es war eine Wahl, die mich hoch erfreute. Seit dieser Fahrt durch das Gehölz de Boulogne, die sogar ein deutsch sentimentaler Mondschein erhellte, hat sich das schöne Weib eng an mich angegeschlossen; sie ist eine Samariterin geworden, die mich treulich gepflegt hat, und ich schulde ihr großen Dank."

Der Graf fand es jetzt passend, dem Sohn die Schenkung der thüringischen Villa mitzutheilen, mit welcher er die Dienste Mariams belohnt hatte.

"Und Du hast ihr schon früher davon gesprochen?" fragte Ottomar.

"Allerdings."

Die Reise der Baronin nach der thüringischen Residenzstadt erschien ihm jetzt weniger räthselhaft.

„Die schöne Villa,“ dachte er seufzend, „in den Händen dieser Harpne.“ Doch er wollte die Freigebigkeit des Vaters nicht tadeln . . . wenn sein Dank sich doch nur auf diese beschränkt hätte.

Mariam trat inzwischen ein. Ottomar war gewöhnt sich nach einem kurzen Gespräch zu entfernen, wenn die blonde Diakonistin zum Vater kam. In letzter Zeit trug er seine Feindseligkeit indeß offen zur Schau und verließ das Zimmer sogleich bei ihrem Eintritt.

Der alte Graf hatte sich durch seine Erzählung in eine weiche Stimmung versetzt; er betrachtete die eintretende Freundin mit einer sanften Nührung. Er sah in ihr das Glück seiner Zukunft und wollte nicht länger zögern, die Gewißheit desselben zu erlangen.

„Komm an mein Herz, Mariam,“ rief er, die Arme ausbreitend, soweit es die Lähmung des linken gestattete; „schon lange schwebt mir eine Frage auf den Lippen; der Augenblick ist gekommen, wo ich sie an Dich richten will.“

Mit arglosen Kinderaugen, wie sie auf der Thür haften, hinter welcher das Christkind seine Ueberraschungen ausbreitet, sah die halbkniende Samariterin zu den Lippen empor, die ihr das Heil verkünden sollten.

„Wir haben uns gefunden,“ sagte der Graf mit weihevollem Ton; „Du hast mir eine Leidenschaft gezeigt, die mich beglückt. Die Liebe des alternden Mannes hat nicht mehr das heiße Blut der Jugend; auch findet sie selbst nicht mehr Genügen an dem perlenden Schaum, dessen Farbenspiel die Jugend entzückt. Die Tändeleyen der Empfindung liegen weit hinter uns; aber auch die Leidenschaft hat ihr Farbenspiel . . . und das sind die brillanten Farben ihres zündenden Feuers. Die Jugend verglüht darin, das Alter lebt darin mit Behagen wie der Salamander. Du bist meine Feuermuse; doch Du hast auch gezeigt, daß ein opferfroher Sinn Dich beseelt, daß Du das Bülberhemd ebenso zu tragen verstehst, wie das Nessushemd verzehrender Gluth. Mariam, willst Du ganz die Meine sein, mein Weib, die anerkannte Gebieterin meines Herzens, die Mitbesitzerin meiner irdischen Güter, die Trägerin meines Namens, vor der Welt mein dauernder Stolz, im Stillen mein dauerndes Entzücken?“

Mariam hatte sich den Armen des Grafen entwunden; sie kniete nieder, faltete die Hände wie in stummer Andacht, wie betend schlug sie die Augen zum Himmel empor. Die Erklärung, die

auf ihren Zügen ruhte, war keine Lüge: der längst-  
erwartete Augenblick war gekommen; sie triumphirte  
im tiefsten Herzen; doch demüthigen Sinnes schien  
sie wie überwältigt von einem unverhofften Glück,  
dessen sie sich nicht würdig fühlte.

„Dank, unendlichen Dank, daß Du mich zu  
Dir erhebst . . . wie könnte ich zögern, da ich Dein  
Empfinden theile? Dein, ewig Dein . . . das Wort  
der Kirche kann uns nicht enger verbinden, als wir  
verbunden waren; nie hätten wir den gemeinsamen  
Pfad verlassen; doch es ist der Beweis Deiner  
Achtung, der mich aufs Tiefste rührt.“

Sie kniete nieder, küßte dem Grafen die Hände  
und ruhte dann lange an seinem Herzen in stummer  
Rührung; doch dann erhob sie sich und sagte, als ob  
dem überschwänglichen Gefühl die plötzliche Bestinnung  
folgte: „Es ist noch ein Hinderniß zu überwinden!“

Sie ließ die Perlen eines Armbandes, das sie  
abgestreift hatte, sinnend durch die Finger gleiten.

„Ein Hinderniß?“ fragte der Graf, „doch nicht  
etwa die Zustimmung der Meinigen? Frage ich  
um die Erlaubniß Ottomars? Ich bin der Mann,  
sie Alle unter meinen Willen zu beugen, jeden  
Widerspruch zu entwaffnen mit geharnischter Faust.  
Ich bin nicht der Sklave meiner Kinder; frei ver-

füg' ich über mich selbst, wie über meinen Besitz, und wenn sie murren, scheel sehen, feindlichen Sinn zeigen Dir gegenüber . . . sie sollen's erfahren, daß ich ihr Glück, ihre Zukunft in meinem gerechten Zorn mit Füßen treten kann."

Der Alte hatte sich erhoben . . . sein Auge blickte . . . mit dem gelähmten Arm umklammerte er die Lehne des Sessels, während er mit der andern Hand auf den Tisch schlug.

"O, ich flehe Dich an . . . keine feindliche Aufregung in diesem Augenblick: ich würde mich ja verfluchen, wenn ich Zwiespalt trüge in den Schooß einer Familie. Das wird nicht sein, das kann nicht sein: Du hast brave Kinder; ein Diplomat wie Ottomar," fügte sie mit leisem Spott hinzu, "wird dem Vater nicht trotzen. Das ist es auch nicht, was ich meinte; das Hinderniß, von dem ich sprach, ist anderer Art."

"Nun . . . ich bin neugierig."

"Ich erfuhr von dunklen Gerüchten, daß mein Gatte nicht gestorben sei, wie mir früher bestimmt mitgetheilt worden, sondern daß er noch lebe und aus seinem sibirischen Gefängniß entkommen sei."

Unmöglich! rief der Graf in fieberhafter Erregung.

"Ich glaube nicht daran; es sind Fabeln, die

man ausgestreut hat; doch muß ich der Wahrheit auf die Spur kommen, um die Gefahren einer Doppellehe zu vermeiden. Noch bedarf es daher einer kurzen Frist, bis die Wünsche unserer Herzen sich erfüllen können."

Der Graf war so erschrocken über diese Mittheilung, daß er eine Flasche mit stärkenden Tropfen zur Hand nehmen mußte, um sich die Stirn mit denselben zu reiben und einen Anfall von Ohnmacht zu verhindern.

"Nur Geduld," sagte Mariam mit sanftem Lächeln: „es wird sich Alles zum Guten wenden."

Noch eine Zeit lang blieb sie dem Grafen zur Seite mit tröstenden Worten und helfender Pflege; sie richtete ihn wieder auf durch ihre liebende Hingebung.

"Zweifle nicht daran," sagte sie scheidend, „ich werde mir den Todtenschein meines Gatten zu verschaffen wissen."

In gehobener Stimmung stieg sie in einen Fiaker und fuhr zu dem Maler Billioray. Er war nicht bloß ein Künstler, er war auch ein Machthaber der Commune, dessen Einfluß ihr von großem Nutzen sein konnte . . . und so war sie gern zum zweiten Male sein Modell und ließ sich als beglückende Republik malen.

---

### Behtes Kapitel.

## Primula veris.

---

Ueber dem verlassenem Lustgarten der Pariser Naturfreunden, dem Salon im Grünen, dem Bois de Boulogne plazten die Granaten des Mont Valerien; traurig genug hatten ihn schon die Bertheidiger der Hauptstadt gegenüber dem äußeren Feinde zugerichtet. Es war ein invalider Park geworden: in den Prachtreihen der hohen Bäume hatte die Art gewüthet; doch das stille, schöpferische Leben der Natur ließ sich nicht vernichten. Gleichgültig dagegen, ob sich eine hohe Wipfelkrone über ihnen wölbte, ob der klägliche Dorso eines abgehauenen Stammes an ihrer Seite durch die Jahresringe noch das Lebensalter anzeigte, in welchem er von der Vernichtung betroffen worden: im grünen Grunde blühten die jungen, schüchternen Frühlings-

finder, die Schlüsselblumen, denn der Lenz ließ sich nicht aufhalten durch die Wuth der Kämpfenden und auch aus den Pulverwolken streute er lächelnd seine Blumen. *Primula veris* . . . erstes Lächeln der Natur, Ahnung des Mais im März, deutsches Waldkind: was suchst Du hier in diesem Stadtpark, wo sonst der Blumenflor der Pariser Schönen vorüberschwebt, meistens herbstliche Asters mit welken Blüthenblättern der Empfindung, während jetzt hier zersprengte Granaten ihre Todessaat austreuen?

Eine solche *primula veris* mit dem Frühling im Herzen war Hedwig: es war der Frühling der Liebe, der ahnungsvoll sie beseelte, mitten im Herensabbath einer Pariser Revolution. Ihre Begeisterung für die Weltstadt war nach den blutigen Vorgängen, die sie mit erlebt hatte, gelähmt; unheimlich gemahnte sie der Donner der Kanonen; mit tiefem Mitleid erfüllten sie die Züge der Verwundeten, die sie vorüberfahren sah; doch von Tag zu Tag wuchs ihre Neigung für den jungen Grafen. Sie fragte nicht danach, ob sie erwiedert wurde; es war ein stilles Genügen holder Träume. Da verschoben sich die Dekorationen der Weltbühne; sie war wieder in den lieben, heimatlichen Bergen, in der Försterei

im tiefen Grunde. Am schäumenden Bach rauschten die Wälder, die ein frischer Regenturm schüttelte; im fliegenden Mantel kam ein Reiter gesprengt, stattlich und schön; bald stand er ihr gegenüber, es war ein erstes Begegnen, aber entscheidend für ihr Herz. Blicke flammten, die Donner rollten über die Berge; es war ein segnendes Gewitter. Da rieb sie sich die Augen. Die Donner rollten . . . aber es waren die Geschütze, welche über die Brücke von Neuilly herüber und hinüber ihre tödtlichen Kugeln schickten.

Und doch war auch hier Ottomar in ihrer Nähe . . . mitten im blutigen Gemehel auf der Place Vendome hatte er ihr schützend zur Seite gestanden; sie durfte einen Augenblick an seinem Herzen ruhen. *Primula veris* . . . das war ein deutsches Mädchen in Paris, mit diesem Dufthauch zarter Empfindung, mit dieser Lenzesahnung unsagbaren Glückes . . . und doch kein weißes Blatt, wie die Pariserinnen in der kurzen Kunstpause zwischen der Schule und der Ehe, in dem Puppenzustand zwischen der blöden Raupe und dem leichtsinnigen Falter, sondern mit reicher, selbstgewonnener Bildung und freiem Urtheil über die Dinge dieser Welt.

Die Fahrten in der Stadt hatten aufgehört, nur der Doktor besuchte eifrig das Hotel de Dieu und die Salpetrière; doch sie sprach Ottomar bisweilen in dem kleinen Garten hinter dem Palais des Vaters. Er bestand eigentlich nur aus einem einzigen Bosquet, aber es war ein kleiner Olymp mit Göttern und Göttinnen. Dort hatte sie der junge Graf öfter getroffen, und er sah sich nach jedem Besuch bei dem Vater stets in dem Gärtchen um, ob Hedwig anwesend sei . . . und da trat er zu ihr mit herzlichem Gruß, und heller Sonnenschein lag auf ihren Zügen. Sie plauderten oft längere Zeit; es wurde ihm schwer, sich von ihr zu trennen: so wohlthwend berührte ihn der Hauch der harmonischen Bildung, der von ihr ausging. Apoll und Venus standen auf dem Rasen, aber sie stand neben ihnen mit der Anmuth der Grazie und dem sinnvollen Reiz der Muse. Oft fragte sich Ottomar selbst, warum es ihn aus diesem ruhigen Zauberkreise hinausziehe in den Bann jener wilden Schönheit, auf deren Ruf er von Tag zu Tag vergebens harrete. Das lockende Abenteuer mit seinem heißen Fieber hielt ihn noch immer in seinem Bann. Und war Hedwig nicht leidenschaftslos wie die Statuen, neben denen sie im Garten stand? Es war be-

greiflich, daß sie nach jenem Erlebniß auf dem Benedomeplatz ein Gefühl des Dankes für ihn hegte und so sah er in ihrem wärmeren Entgegenkommen nur den Ausdruck dieses Gefühles. Ihr aber war er der Vertreter schönster Männlichkeit, der Held des großen Krieges; alle Lorbeern, die das Schwert und die Feder erwirbt, häufte sie auf seine Stirn. Oder vielmehr . . . es waren Eichenkränze aus den heimischen Wäldern, die ihr als der schönere Schmuck erschienen. Klar und fest stand sein Bild vor ihrer Seele; es strömte von ihm ein Licht aus, das ihr inneres Leben erhellte. Sie räumte sich nicht das Recht ein, Schatten zu sehen in diesem Licht, noch weniger das Recht der Eifersucht, wenn sie auch herben Schmerz empfand, so oft sie an Zoë dachte. Es bedurfte daher nicht Mariams böswilliger Mahnung: die Erinnerungen aus der kleinen Residenzstadt hatte sie nach Paris mitgenommen; sie wußte, daß Ottomar der kühnen Reiterin eine warme Theilnahme zugewendet hatte und daß diese eine Pariser Dame war. Wie oft hatte Hugo, der für sie der unvermeidliche Hausfreund blieb, wenn er ihr auch, wie es schien, nicht mehr seine Schuldigungen darzubringen wagte, über Zoë mit ihr gesprochen; er hatte ein Bild von ihr entworfen,

das nur durch die Flamme des untersten Grundes der Dante'schen Hölle hätte entsprechend beleuchtet werden können. Er bediente sich dazu eines so grellen Kolorits, ließ seine Phantasie in so schreienden Farben spielen, daß sie ihm mehrmals verbieten mußte, in ihrer Gegenwart in solchem Ton von einer Dame zu sprechen. Noch unerklärlicher war ihr der grenzenlose Haß, mit welchem Hugo den Grafen Ottomar verfolgte . . . und zwar erst seit seiner Abreise in den Krieg; früher hatte sie keine Spur einer feindlichen Gesinnung bei dem jungen Poeten bemerkt. Wenn er indeß glaubte, durch die energische Haltung, die er annahm gegenüber dem verhassten Aristokraten, Hedwig zu imponiren und sich in ein glänzendes Licht zu stellen, so irrte er sich; er entfremdete sich von Tag zu Tag das Herz des Mädchens immer mehr und erschien ihr im Vergleich mit Ottomar wie ein schönggeistiger Firlanz neben einem echten, ganzen Manne.

Die schöne, stolze Zoë aber haßte sie nicht und verdamnte sie nicht. Bei allem zarten, weiblichen Takt hatte sie doch ein dunkles Gefühl in sich, daß es Ausnahmenaturen und Ausnahmeverhältnisse gebe, die sich nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen lassen. Waren jene Beiden nicht für ein-

ander geschaffen? Trug sie nicht derselbe hohe Flug über niedere Schranken hinweg? Wo und wie sie sich fanden: das war die Sache der Liebenden; sie selbst hatte sich nicht darum zu kümmern. Es gab ihr einen Stich ins Herz, daß sie so zur Seite stehen mußte; aber sie empfand doch volles Genügen, wenn Ottomar sich mit ihr unterhielt, wenn sie ihm in das Auge sehen konnte, dessen feuriger Glanz sich zu sänftigen schien, sobald er in ihrer Nähe war. Was kann die *Primula veris* verlangen für ihren freundlichen Gruß, als einen freundlichen Blick? Die üppige Rose wird gepflückt und an die Brust gesteckt.

Wenn Hedwig aber auch Joë nicht haßte, so theilte sie doch die Gefühle, welche Ottomar gegen die Baronin hegte. Die sanfte Mariam war ihr von Anfang an zuwider; die Gespräche zwischen dem jungen Grafen und ihrem Vater, die sie mit anhörte, konnten diese Abneigung nur verstärken. Sie beobachtete scharf und setzte sich aus einzelnen kleinen Zügen das Charakterbild zusammen, und es entstand das Bild einer glattzüngigen und heuchlerischen Schönen, welche in ihrem Netz den alten Grafen gefangen hatte und es immer enger um ihn festzog. Hinter der zur Schau getragenen Sanftmuth sah

fie das Aufblitzen einer Bosheit, die gewiß im Nothfall über eine nichts achtende Energie gebot. Wenn fie auch über Ottomar mit schmeichlerischer Zunge sprach — Hedwig wußte doch, daß fie ihn hassen mußte und hatte einmal ein dämonisches Aufleuchten in ihren Blicken und Zügen beobachtet, als Ottomar eine ihr unwillkommene Aeußerung gethan.

Eines Tages, als fie aus dem Gärtchen in den untern Hausflur trat, erblickte fie an der geöffneten Thür der Wohnung der Baronin einen Offizier der Nationalgarde . . . hinter ihm tauchten die Züge Mariams auf; von einem vorspringenden Pfeiler verborgen, konnte fie Hedwig beobachten.

Mariam hatte bei den geflüsterten Worten die Augen vielsagend nach oben gerichtet . . . nicht nach dem Himmel, das wußte Hedwig, sondern nach den oberen Stockwerken. Als das Mädchen hervortrat und vorüberging, erschrak Mariam und schloß heftig ihre Flurthür.

Hedwig konnte nicht umhin, Ottomar zu warnen; fie hat so flehentlich, er möge vorsichtig sein, sich nirgends zu weit vorwagen, jeden Versteck vermeiden, daß er von dem Antheil, welchen das Mädchen an ihm nahm, vollständig überzeugt war.

„Fürchten Sie nichts für mich,“ sagte er; „ich bin stark genug, um die Netze dieser Intrigantinnen zu zerreißen, es sind nur Spinnengewebe. Doch wohin ich gehe . . . mein Revolver soll mich begleiten. Ich danke Ihnen für Ihre Warnung . . . Sie sehen, ich beachte sie auch.“

Bei diesen Worten drückte er Hedwig die Hand; er fühlte, wie sie leise in der seinigen erzitterte. Ihr tiefes, seelenvolles Auge ruhte so besorgt auf ihm, so antheilvoll . . . es war, als ob ihre Seele in der seinigen versank. Er mußte jetzt, daß Hedwig ihn liebte.

Elftes Kapitel.

## Ein Hinterhalt.

---

Die Sehnsucht Ottomars sollte nicht lange mehr auf die Folter gespannt werden: er erhielt ein Briefchen von Zoë, welches ihn zu einem Rendezvous einlud. Es war dazu eine Abendstunde gewählt und der Ort so genau beschrieben, daß er von dem Liebenden nicht verfehlt werden konnte.

Mit einigem Befremden fand Ottomar, daß die Rue Epée des Bois eine der engsten Gassen des schmutzigen Stadtviertels war, in welchem die Lumpensammler ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten; mit noch größerem Befremden sah er, daß die bezeichnete Hausnummer, die er mit großer Mühe bei dem trüben Licht einer Laterne entzifferte, einem winzigen unfreundlichen alten Gebäude angehörte, das mehr Lücken als Fenster zeigte.

Die Concierge, die auf sein Klingeln öffnete, paßte zu dem Hause, dessen Wächterin sie war: sie machte den Eindruck einer alten triefäugigen Hexe, und als Ottomar über den mit Lumpen verhangenen Hof schritt, aus welchem enge Treppen zu den Galerien emporführten, die ebenfalls mit dem abgelegten vermoderten Kram des Pariser Lebens in trostloser Weise ausgestaffirt waren: da wuchs sein Befremden über den räthselhaften Ort, wohin ihn Zoë beschieden hatte. Es war doch ein Hohn auf alle Romantik der Liebe, eine Begegnung an dieser von allen Grazien verlassenen Stätte zu veranstalten, an einer Stätte, welche wie eine Art Morgue der Pariser Kultur gemahnte und mehr zur Todtenschau als zum Lebensglück einlud. Dieser ganze verweste Prunk konnte ja nur einen niederschlagenden Eindruck machen; nur in einem Feenmärchen hätte die Liebe mit ihrem Zauberstab diesen vermoderten Hüllen den alten Glanz wiedergeben, sie in die Prachtgewänder lächelnder Genien verwandeln können.

Ottomar wurde indeß nicht die Treppe hinaufgeführt, auf welcher Mariam in das Komptoir des Nationalgardisten emporgestiegen war. Ein Pförtchen führte durch einen dunklen Korridor aus dem

ersten Hof in einen zweiten noch engeren; hier rückten die hohen Mauern bedrückend zusammen; es wehle hier eine dumpfe Luft, wie in den Höfen alter Gefängnisse.

„Wohin führst Du mich denn?“ fragte Ottomar mißtrauisch die Alte.

„Nur Geduld, schöner Herr,“ versetzte sie; „ich thue nur, was mir aufgetragen worden.“

„Aufgetragen? Aber von wem?“ fragte Ottomar.

„Von einer jungen Dame, welche Sie erwartet,“ erwiderte die Alte schmunzelnd; „das ist ein Goldkind . . . und da lohnt es sich schon, hier durch diese Lumpen zu spazieren.“

„Das ist doch nur eine Toilettenkammer für Skelette, für Gespenster; hier wird sich doch kein Goldkind betten.“

„Es wäre nicht das erste,“ sicherte die Alte; „ob goldene oder schmutzige Lumpen . . . die Schönheit braucht weder die einen noch die die andern. Wer wird denn zögern über die Gasse zu springen, wenn er drüben einen Diamanten leuchten sieht?“

Ottomar ergriff die Laterne der Alten und leuchtete im Hofe umher.

„Ich sehe keinen Ausgang mehr!“

„Das ist doch meine Sorge,“ versetzte die Alte; „folgen Sie mir nur.“

In der Holzwand des Erdgeschosses befand sich in der That eine Thür, die so kunstvoll in die Wand eingefügt war, daß ihr Rahmen sich kaum aus derselben abhob. Auch das kleine Schlüsselloch war Ottomar entgangen. Die Alte öffnete . . . wieder ging's durch einen dunkeln Korridor . . . man trat ins Freie.

Da rauschte der Wind durch hohe Bäume, hinter denen eine kleine, aber elegante Villa lag; magisch beleuchtet schimmerten Ampeln durch Rosavorhänge. Marmorstufen führten zu ihr empor. Im Sommer mußten die Bäume sie ganz verschatten und verdecken, daß man nicht die fahlen Mauern der Hintergebäude sah, welche die kleine grüne Oase in dieser Häuserwüste umringten; doch, auch jetzt konnte man sich kaum eine tiefere Verborgtheit denken; denn die Hinterfronten ringsum waren meistens „augenlos“ und nur hier und dort zeigte sich die Luke eines Speichers. Ottomar athmete auf.

„Wem gehört dies Haus?“ fragte er.

„Nun, wem denn sonst als Herrn Pigeon,

dem das Alles gehört, und der ein sehr reicher Mann ist, wie alle Welt weiß."

"Und was soll ich bei ihm?"

"Bei ihm? Nichts, schöner Herr! Monsieur Pigeon ist jetzt nicht zu Hause, ist fast nie zu Hause; er schießt auf den Wällen auf die Pruffens . . . nein, nein, das war früher. Mon Dieu, ich weiß nicht auf wen er jetzt schießt . . . wer kann das Alles behalten; es geht ja drunter und drüber in der Welt."

"Doch was soll ich in seinem Hause?"

"Fragen Sie die Dame dort, welche die Treppe herunterfliegt: ein schöner Leuchtkäfer; jetzt bin ich mit meiner alten Laterne überflüssig."

Die Alte verschwand fichernd und achselzuckend im dunkeln Korridor: Zoë aber lag in Ottomars Armen. Sie führte ihn die Stufen hinauf in einen eleganten Salon; prachtvolle Gemälde schmückten die mit matter Seide drapirten Wände; ringsum Möbel von Polisanderholz; der Kamin ein Prachtstück mit feiner Mosaik von seltenen Steinen; der riesige Spiegel aus feinem Glas, das durch keinen Strich die Gestalt des Beschauers gleichsam in zwei Stücke theilte, der Teppich sammetweich wie üppiger Rasen und

dabei Blume an Blume: Alles den höchsten Luxus zeigend, wenn auch bunt durcheinander geworfen. Ein Kofen mit einem Himmelbett, dessen Purpurseide eine Fluth von hervorquellenden Spitzen bedeckte, lauschte hinter einem brokatenen Vorhang hervor; auf der anderen Seite führte unter einem gleichen Vorhang eine offene Thür in eine Reihe von Zimmern.

Zoë ließ diesen Vorhang herunter.

„Wir sind zwar ganz allein, ganz ungestört . . . doch man muß sich auch vor den Geistern und Mondstrahlen absperren, die dort durch die leeren Zimmer spazieren gehen. Hier ist's traulich und still.“

Zoë's Gestalt hatte an Fülle gewonnen, ohne an schlanker Hoheit zu verlieren; ihr Teint, ihre Augen schienen Ottomar noch dunkler geworden zu sein. Sie kam ihm vor, wie eine Prinzessin aus Lalla Rookh, deren Wiege aus indischen Lotosblättern gebildet war, aus deren dunklen Augen Kalidasa's Liebesträume stammten. Am unergründlichen Himmel strahlten fremde Sterne, Sterne des Südens und ein narkotischer Hauch wie aus Zimmetwäldern, wie von Gewürzinseln ging be rauschend durch seine Seele.

Zoë wünschte ein schweigendes Glück: sie fürchtete Ottomars Fragen und wollte sie verstecken unter ihren Küssen. Das steigerte noch ihre Leidenschaft. Doch über die Liebenden kam nicht das volle Behagen ungestörten Glückes; er setzte den glühenden Trank ab von seinen Lippen und begann zu plaudern; nicht die Plauderei der Liebe, welche ist wie der Tropfenfall des rauschenden Waldes nach dem Gewitter . . . nein, es war wie das Fragen eines verirrtten Wanderers nach dem rechten Weg.

Zoë saß neben ihm und sah ihm ins Auge; doch ihre Blicke wurden unsicher, als er zu fragen begann.

„Es ist mir so Vieles räthselhaft hier,“ sagte Ottomar; „der nüchterne Kopf will auch sein Recht; er muß dem berauschten Herzen Ferien geben. Wer bewirthe hier den Gott Amor in diesen Prachtgemächern? Ein solches Asyl gewährt man doch nicht einem fremden Glück.“

„Es ist der Lumpensammler Pigeon.“

„Nun, man sieht, er hat nicht bloß Lumpen gesammelt. Doch was ist Dir dieser Pigeon?“

„Er war früher ein Diener meiner Freundin

und ist ihr auch jetzt noch treu ergeben und zu jedem Dienst bereit.“

„Welcher Freundin?“

„Der Baronin von Satori.“

Ottomar fuhr auf:

„Dieser Schlange?“

„Schilt sie nicht! Mir gegenüber hat sie sich stets bewährt. Im Uebrigen sucht ein jeder das Glück, wo er es findet, und man mag ihn gewähren lassen, wenn er nicht unsere Pfade kreuzt.“

„Wer sagt Dir, daß sie nicht die meinen kreuzt, sie, die Geliebte meines Vaters, die nach seiner Hand trachtet.“

„Nun, so erhältst Du eine anmuthige Mama,“ sagte Zoë, die sich zum Scherze zwang, „und darüber wirst Du nicht untröstlich werden, Du müßtest denn ein Don Carlos sein, der seine Stiefmutter liebt.“

Sie erhob warnend den Zeigefinger; Ottomar aber sprang auf.

„Sie haßt mich . . . sie ist eine Verrätherin. Regte sich hier der Vorhang nicht?“

Er trat an den Vorhang, den Zoë heruntergelassen; er blickte hinter denselben. Alles still . . . schweigend.

Ottomar nahm einen Revolver hervor und legte ihn auf den Tisch neben sich.

„Ein Revolver?“ sagte Zoë; „das ist ein seltsamer Wächter stillen Liebesglückes.“

„Hörst Du nicht Schritte?“ fragte Ottomar.

In der That schien es, als machten sich um die Villa schleichende Tritte und ein leises Waffenklirren vernehmbar.

Sie traten ans Fenster . . . es lag ein fast taghelles Mondlicht auf dem Garten; scharf zeichneten sich die Dächer der hohen, kahlen Speicher ab, scharf die Baumgestalten und ihre leicht im Abendwind sich wiegenden Zweige, deren Schatten über die Kieswege und die Blumenbeete hüpfen. Sonst war Alles still, nichts zu sehen und zu hören.

„Wozu diese Gespensterfurcht?“ versetzte Zoë; „sind wir hier in einem Schattenreiche? Bin ich ein Bampyr, der Dir die Seele aussaugt?“

„Du könntest Recht haben; es schauert etwas über mich wie Bampyrflug; ich habe mich selbst verloren im Taumel dieser Leidenschaft, die an meinem Lebensblute zehrt. Laß mich Dich ansehen . . . was ist das Wunder der Schönheit, das uns so in Rausch versetzt? Ein unter dem Dpfermesser aufzuckendes Leben; der Sezirtisch giebt die

Antwort auf unsere Illusionen; wenn der Blutstrom ebbt, zerbröckelt dieser Marmor."

„Mache keine Fragezeichen hinter die Liebe, Ottomar; sie verträgt den Zweifel nicht. Wenn sie nicht selige Gewißheit ist, hört sie auf zu sein."

„So mach' ich ein Fragezeichen hinter Deine Liebe: warum müssen wir uns hier im Versteck sehen und sprechen? Warum empfängst Du mich nicht bei Dir? Bin ich so unwerth, über Deine Schwelle zu treten oder waltet dort ein fremder Wille?"

„Ottomar!" rief Zoë, theils erzürnt, theils beängstigt; vor dieser Frage hatte sie sich gefürchtet.

„Antworte mir!"

„Das ist die schlimmste Gespensterfurcht," versetzte Zoë.

„Die schlimmste, weil sie gegründet ist. Warum verweigerst Du mir den Zutritt zu Dir und machst eine Baronin Satori zur Vertrauten unseres Geheimnisses?"

„Nichte nur den Revolver gegen mich, Othello! Vergiß nicht, daß meine Liebe ein freies Geschenk ist, daß uns kein Band verknüpft, daß ich Dir kein Recht gegeben. Der Augenblick ist Dein; ich bin's in diesem Augenblick; gebiete über mich, ich bin Deine Sklavin, weil mein Herz mich dazu

treibt, weil dies mein stolzer Wille ist. Nichts will ich zu eigen haben, nichts . . . mißhandle mich, es soll mir Entzücken sein! Und wär' ich eine hundertblättrige Rose: Du solltest Blatt auf Blatt zerpflücken und ich würde nichts fühlen als süßen Schauer, so von Deiner Hand zerstört zu werden."

Boë's Augen leuchteten von hinreißendem Feuer; sie kniete vor Ottomar nieder wie eine Sklavin; ihr ganzes Leben war schmelzende Hingebung.

Es zog ihn zu ihr mit allen Sinnen; doch er beherrschte sich.

Boë erhob sich wieder und stand vor ihm in ihrer ganzen Hoheit:

"Setz . . . hier . . . doch über das Setz und hier hinaus reicht nicht mein Wille, nicht Deine Macht und Dein Recht. Ich bin nicht wie die andern . . . und will das bleiben was ich bin. Jedes Wesen soll sich ausleben: das ist das Götterwort der Natur. Ich liebe den Odem der Freiheit: mögen die andern hinter den Gittern eines Käfigs sich wohlfühlen . . . ich verachte die Harpnenkrallen des Rechts und der Gewohnheit, welche das Göttermahl der Liebe beflecken; doch da will ich auch nicht der schlimmeren Harpne verfallen, der Eifersucht des Mannes! Nur das Heute geb'

ich hin, wie das Gestern und das Morgen: das ist der stolze Besitz meiner Freiheit."

Jetzt sprang Ottomar auf:

"Das ist ein Bekenntniß . . . Du bist eine Ungetreue!"

"Habe ich Dir Treue gelobt? Ein Gelübde, das mich zur Heuchelei verdammen würde? Nein, nein . . . ich bin frei wie Du."

"Und Du glaubst," rief Ottomar, "daß ich Dein Herz und Deine Liebe mit andern theilen würde? Ich werde jeden züchtigen wie meinen erbittertsten Gegner, der auch nur die kleinste Gabe Deiner Schuld anzunehmen wagt. Ob frei oder gebunden . . . das Heute, das ich anerkenne, dauert so lange meine Liebe währt."

"Wie thöricht ist dieser Streit," rief Zoë; "es ist der grübelnde Sinn, der stets alles Glück der Menschen verkleinert! Fragt der Nachtfalter dort die Frühlingsblume, wer sie geküßt? Sie blüht in ihrer Schönheit und blüht für ihn, so lang er sie umkreist und an ihrer Krone nascht. Sieh, wie das milde Mondlicht draußen, breitet die Liebe süße Dämmerung über das Leben . . . nichts Taghelles darf mit schneidendem Licht sie durchzucken . . . in

dunkler Regung liegt ihre entzückende Kraft: wir versäumen die köstlichen Augenblicke."

Und wie müde des Wortkampfes lehnte Zoë mit halbgeschlossenen Augenlidern sich zurück.

Die prächtige Uhr auf dem Marmorkamin, umtanzt von den Amoretten, die bei jedem Glockenschlag sich im Kreise drehten, schlug Mitternacht. Noch war es nicht so weit . . . ihr Räderwerk war in Unordnung gerathen.

"Die Geisterstunde," rief Ottomar.

"Sie kann noch nicht schlagen, die Amoretten lügen."

Zoë hauchte diese Worte vor sich hin.

"Es ist die Geisterstunde," wiederholte Ottomar, "und ich will den Geist citiren, der Deine Mitternächte beherrscht."

Es kam über ihn wie ein Taumel . . . alles Blut drängte ihm zu Kopf und Herzen. Dies athmende Wunder lockte ihn wie mit Naturgewalt. Das war der alte Reiz des Paradieses, das war Eva, die Verführerin, das war Lilith, der blutsaugende Schemen. Doch in den Reiz der Liebe mischte sich die Regung des Hasses; es erbitterte ihn, daß sie trogte auf ihre stille Gewalt, daß sie ein Recht sich anmaßte, das er ver-

warf. Und von diesem Wechsel der Leidenschaften wie vom Fieber geschüttelt, schloß er Zoë in seine Arme mit krampfhafter Hestigkeit wie in einen eisernen Bann und Aug' in Auge blickend in nächster Nähe, rief er mit höchstem Ausbruch der Leidenschaft: „Bekenne . . . wer ist mein Nebenbuhler?“

In diesem Augenblicke wurde der Vorhang, der in die Zimmerreihe führte, zurückgeschlagen; ein Mann trat daraus hervor.

„Verrätherin!“ donnerte er; „wer ist der Nichtswürdige?“

Ein geschwungener Säbel blitzte über Ottomars Haupt. Er sah den Blitz . . . er hörte den Schimpf . . . im Sturm wilder Erregung griff er nach dem Revolver, der neben ihm auf dem Tisch lag, und drückte ihn auf den Eindringling ab. Ein leiser Aufschrei bewies, daß er getroffen hatte; der Säbel entfiel der Hand des Verwundeten; er nahm ihn in die Linke und drang zornentflammt auf Ottomar ein.

Zoë, die sich aus den Armen desselben losgewunden, warf sich dem Wüthenden entgegen.

„Halt ein, Gordon . . . ich beschwöre Dich!“

Sie war bereit den Hieb aufzufangen, der

Ottomar bedrohte . . . war sie doch die Schuldige; sie sah Alles, wie man's in Träumen sieht . . . verzerrte Bilder . . . ein doppelköpfiges Gespenst, das auseinanderfällt, dessen beide Theile sich gegenseitig befehlen, wie die Theile jenes zerhackten Burmes, von dem sie viel gelesen. Es gelang ihr, der ungeübten linken Hand Gordons die Waffe zu entreißen. Durch den Pulverdampf aber sah sie die Gesichter der erbitterten Nationalgardisten, die inzwischen eingetreten waren und nicht übel Lust zeigten, ihre Gewehre anzulegen, um mitten im Salon eine Exekution an dem Schuldigen zu vollziehen. Da zeigte sich der Kahlkopf Pigeons, der mit dem Ansehen eines Offiziers ein Halt gebot.

„Wollt Ihr mir meinen Salon demoliren,“ rief er aus, „Kugeln in meinen Trümeau jagen? Gewehr bei Fuß . . . er wird seiner Strafe nicht entgehen. Helft mir rasch die Wunden verbinden . . . man lernt dies draußen auf den Wällen.“

Während ein Nationalgardist Pigeon half, den ersten Nothverband um die Wunde zu legen, suchte Gordon sich zu fassen. Es ward ihm nicht leicht, sein ganzes Wesen stand in Flammen, er war nicht darauf gefaßt, Soë hier zu finden und hätte das treulose Weib mit ihrem Geliebten in den

Staub schmettern mögen. Wie sie vor ihm stand, im Wechsel von Erblassen und Erröthen, von Schreck und Scham, wie alles sie verflagte; er fühlte sich mit ihr beschimpft, die so den neugierigen Blicken preisgegeben war.

„Und nun den Namen Deines Buhlen,“ rief Gordon.

„Ottomar Graf Waldenbach . . . es ist ein Preussen. Ihr habt kein Recht auf ihn.“

Gordon fuhr zurück in höchster Bestürzung; er riß den blutenden Arm aus den Händen seiner Pfleger und drückte mit der Linken die rothe Schärpe an das klopfende Herz. Jetzt erst ruhete sein Auge auf seinem Gegner.

„Ottomar Graf Waldenbach,“ wiederholte er wie gedankenlos.

„Ich danke Dir, Zoë,“ rief er dann, „daß Du den Säbel aus meiner Hand gerissen . . . dies aber ist ein Brudermörder.“

Ottomar fuhr auf, wie vom Blitz getroffen und starrte Gordon an.

„Ein Brudermörder, Wahnsinniger,“ wiederholte dieser, „denn ich bin Dein Bruder Manfred.“

„Manfred,“ rief Ottomar, den Revolver auf den Tisch werfend; „o, verflucht sei meine blinde

Wuth! Ja, ja Du bist es . . . doch wie kommt' ich erwarten, Dich hier zu finden, Dich, den verschollenen, verlorenen Bruder."

"Den verlorenen Bruder?" versetzte Gordon und zog seine Augenbrauen düster zusammen.

"Verloren . . . ja für uns Alle . . . für immer. Ein Graf Waldenbach trägt die rothe Schärpe der Commune. Kann ein Erbe unseres Namens tiefer sinken?"

"So hast Du auf diese Schärpe Dein Pistol abgedrückt? Du bist ein Staatsverbrecher!"

Gordon ging bei diesen Worten auf Ottomar zu, und ihn mit seiner Linken krampfhaft beim Arm fassend, sagte er leise zu ihm, aber mit einer vor innerer Erregung zitternden Stimme:

"Das bist Du für die andern . . . mir gegenüber trägst Du eine schwerere Schuld. Glücklicher Erbe, Du wirfst Dich stolz in die Brust gegenüber dem Enterbten, Verstoßenen, dem Ihr Euren Fluch mit auf den Weg gegeben."

"Unseres Vaters Zorn . . ."

"Was er gethan, geschah in Eurem Sinn, geschah für Euch; er sprach es nur aus, was Ihr alle gedacht, gefühlt. Ich war ein Unwürdiger, ein Flecken auf Eurem Wappenschild. Ihr habt Euch

von mir losgesagt; ich habe keinen Vater, keinen Bruder mehr, kein Band des Blutes, das mich bindet, keine Pflicht des Herzens, die mich fesselt. Du bist mir fremd . . . wildfremd . . . ich habe ein Recht, feindlichen Sinn gegen Euch zu hegen; denn Ihr wart meine schlimmsten Feinde."

„Du selbst bist desertirt aus unserm Lager.“

„Und der Deserteur, meinst Du, darf sich nicht wundern, wenn man seinen Namen an den Galgen schlägt! Immerhin . . . ich bin meine eigenen Wege gegangen und es hat mich nie gereut, ich durfte hoffen, Euch niemals auf denselben zu finden. Und jetzt, jetzt trittst Du mir entgegen, doch als ein Räuber, der mein einziges Glück mir raubt, an dem der Verlassene sich fest klammert.“

Ottomar warf auf Zoë einen vorwurfsvollen Blick und schwieg.

„Du sollst erfahren, daß das Blut meiner wilden Ahnen noch in mir lebt. Es ist gerechte Nothwehr, aus dem Weg zu räumen, was sich zwischen uns drängt und unser Glück. Ihr haltet mich für einen ohnmächtigen Bettler, der auf den Heerstraßen des Westens umherirrt: Du sollst erfahren, daß ich ein

Machthaber bin, vor dem Du zittern sollst. Tinte und Feder!"

„Was willst Du thun, Gordon! Keine Ueber-eilung, keine Gewaltthat!“ rief Zoë.

Pigeon kam mit Tinte und Feder zurück. Da trat Ottomar vor.

„Nimm mir das Leben, wenn Du kannst . . . aber schenk' es mir nicht auf die Bitten dieser Sirene!“

Und er wandte Zoë verächtlich den Rücken. Sie warf sich verzweifelt in einen Fauteuil und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Schreiben Sie, Pigeon, mein Arm ist gelähmt, Verdächtig . . . hat auf mich, Gordon, Mitglied des Centralcomités, einen Revolver abgefeuert.‘ Diese Zeilen an Raoul Rigault . . . mit dem Gefangenen ins Palais de Justice.“

Gordon unterschrieb mit der linken Hand, gab einem Sergeanten der Nationalgarde den Brief und strenge Ordres.

„Achte das Völkerrecht,“ rief ihm Ottomar zu.

„Es schützt nicht die Thäter ruchloser Gewaltthat, es schützt die Mörder nicht.“

Die Zahl der Nationalgardisten in den benachbarten Gemächern hatte sich inzwischen vermehrt.

„Unsere Gewehre sind geladen,“ sagte der Sergeant; „bei dem ersten Fluchtversuch schießen wir Sie nieder.“

Die Soldaten nahmen Ottomar in die Mitte.

„Verrätherin!“ rief er beim Abgehen Zoë zu.

„Ich bin unschuldig,“ versetzte diese aufspringend und die Hände ringend. Die Nationalgardisten hatten das Zimmer verlassen, nur Pigeon war zurückgeblieben.

„Schicken Sie nach dem Wundarzt, Freund!“ sagte Gordon zu ihm, „und vergönnen Sie mir hier eine Zufluchtsstatt. Die Wunde schmerzt und meine Kräfte ermatten.“

Pigeon eilte hinaus . . . Gordon blieb mit Zoë allein.

„Verwundet . . . hier und dort,“ begann Gordon, indem er sich ans Herz griff, „das war heimtückisch! O, meine schönen Träume!“

Er setzte sich erschöpft auf die Ottomane.

„Was willst Du noch bei mir, Schlange?“ rief er plötzlich auffahrend, als sich Zoë ihm näherte. „Willst Du mich vergiften? Hinweg!“

Gegen die doppelte Verwerfung empörte sich Zoë's Stolz; sie richtete sich auf mit trotzig drohender Geberde.

„Nichts als Leichen meines Glücks, wohin ich sehe . . . o, ein feueriges Schlachtroß, um über sie hinweg zu setzen! Ich bin es müde, Schmach zu ernten für schöne Stunden; ich bin nicht die Furie, die den Bruder gegen den Bruder heßt; aber ich seh' es immer mehr, es sind Barbaren, denen ich mein Herz geschenkt.“

Gordon machte mit der linken Hand eine abwehrende Bewegung, ihm war es lästig, bei seiner Ermattung solche herausfordernden Worte zu hören, die er nicht nach Gebühr zurückweisen konnte.

„Wer hat Dich hierher gelockt, sprich?“ sagte Zoë jetzt mit gebieterischem Ton.

„Ich stehe Dir nicht Rede . . . es wäre an mir, Dich zur Verantwortung zu ziehen; doch ich bin müde, sehr müde . . . ich habe viel verloren an diesem Abend. Ich glaubte an Dich . . . Du warst mein Stolz, meine Kriegsgöttin . . . wir zogen zusammen in den Kampf für die schöne Zukunft, deren blutrother Sonnenaufgang am Himmel stand. Auf Deiner Stirn sah ich ein ambrosisch Leuchten, wie es jenen Lieblingen der Götter eigen ist, die heimisch sind in der Welt des Geistes; im Bunde mit Dir, Hand in Hand mit Dir, in aus-

schließlicher Liebe: so fühlt' ich mich gehoben, getragen; ich, der Ausgestoßene, glaubte in Deinem Herzen eine Heimat gefunden zu haben. Es ist vorüber . . . laß mich allein mit meinen Wunden; nie mehr tritt mir vor die Augen; doch den ganzen Fluch meines zerrütteten Lebens nimm mit auf Deinen Weg."

„Gordon!“ schrie Zoë auf.

Indeß erschien Pigeon mit dem Chirurgen . . . Gordon wurde im Alkoven gebettet.

„Die Alte mit der Laterne steht unten,“ sagte Pigeon zu Zoë, „es ist Zeit, daß Sie das Haus verlassen.“

Niemand würdigte die stolze Gräfin eines Grußes, als sie mit gesenktem Haupt den Salon verließ.

„Das ging ja lebhaft zu,“ sagte die Alte; „so vielen schmucken Soldaten hab' ich lange nicht das Geleit gegeben.“

„Auf wessen Befehl?“

„Natürlich auf den Befehl des Herrn Pigeon. Sehen Sie, der Wind hat hier einige nasse Haderu heruntergeweht. Treten Sie nicht darauf. Sie würden Ihr Kleid beflecken . . . und es wäre schade darum.“

„Es wird auch einst verwesen, wie diese Lumpen, wie wir alle . . . wie wir alle,“ erwiderte Boë, indem sie das stolze Haupt unter die Leine beugte, an welcher einige abgelegte Roben im Nachtwind flatterten.

---

Zwölftes Kapitel.

## Drei Schutzgöttinnen.

---

Mariam triumphirte.

Pigeon hatte ihr am frühen Morgen alle Vorgänge berichtet, die sich in seinem Gartenhause zugetragen hatten: es war alles gekommen, wie sie es erwartet und gewünscht hatte; ja ihre Erwartungen waren noch übertroffen worden. Zunächst aber galt es für sie, aus dem Spiele zu bleiben: Pigeon mußte alle Schuld auf sich nehmen; sie versprach ihm dafür eine bedeutende Entschädigung, wenn sie die Hand des Grafen erhalten. Pigeon war geizig und habgierig und ließ sich von solcher Verheißung locken, um so mehr als seine Vermögensverhältnisse bei weitem nicht so glänzend waren, als es den Anschein hatte: er versprach, alles auf seinen patriotischen Eifer, auf eine falsche

Denunciation, auf ein Mißverständniß zurückzuführen und niemals den Namen der Baronin damit in Verbindung zu bringen. Auch mußte sie jetzt ihm gegenüber eine feindliche Miene annehmen, und er sollte es vermeiden, sich von jetzt ab in ihrem Hause sehen zu lassen.

In Wahrheit hatte sie an Gordon einen anonymen Brief geschrieben, in welchem auf eine bedrohliche Verschwörung hingewiesen wurde: es sei im Werk, die Commune an die Prussiens zu verathen, welche durch diesen Aufstand die Früchte ihrer Siege bedroht sähen; Versailles aber schein zu ohnmächtig, um den Parisern die Spitze zu bieten. Die Fäden der Verschwörung seien in den Händen vornehmer Frauen. Mariam sah voraus, daß Gordon sogleich den Besitzer des Hauses fragen und zur Rede stellen werde, und hatte diesem bereits die nöthigen Weisungen ertheilt. Pigeon bestätigte den Inhalt des anonymen Briefes; er selbst habe seine Villa nur dazu hergegeben, um der Verschwörung einen Hinterhalt zu legen, und es würde ihn sehr freuen, wenn ein Mitglied des Comités selbst die Sache in die Hand nehmen und die Verschwörer entlarven wolle

So erschien Gordon, ahnungslos, daß diese

Verschwörung nur gegen ihn selbst gerichtet sei, daß er seine Geliebte in den Armen eines Fremden treffen werde. Daß aber dieser sein Bruder sei, das mußte weder Mariam, die Leiterin dieser Intrigue, noch Zoë, das Opfer derselben.

Die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, als Zoë im Palais der Champs Elysées erschien.

Sie trat in Mariams Salon, zwei Pistolen in den Händen.

„Nimm . . . die eine Du, die andere ich . . . und eine von uns muß auf dem Platze bleiben!“

Mit ihren sanften Taubenaugen blickte Mariam erstaunt auf die Wüthende.

„Was ist denn geschehen? Uns Himmelswillen . . . Du bist von Sinnen! Hat diese hirnverbrannte Commune alle Welt für Bicêtre reif gemacht? Sind die Pistolen geladen, so öffne ich das Fenster, damit Du eine der Krähen schießen kannst, welche draußen von den Leichenhaufen des Pont de Neuilly kommen.“

„Du weißt von nichts, Du willst von nichts wissen,“ antwortete Zoë; „gut! Du hast mich elend gemacht — durch eine jämmerliche Intrigue, Du nur konntest sie eingefädelt haben.“

Mariam zuckte mit den Achseln.

„Du nur warst im Geheimniß!“

„Wenn es Dir möglich ist,“ sagte Mariam, „mit Deinen Mordversuchen zu warten, bis Du mir ruhig erzählt hast, was sich zugetragen; wenn es Dir dann möglich ist, ebenso ruhig anzuhören, was ich zu einer Rechtfertigung für eine mir bisher unbekannte Schuld zu sagen habe, so setze Dich in diesen Fauteuil; lege die Pistolen ruhig neben Dich und laß die Hähne so lange in Ruh, bis Du mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung sie auf mich losdrücken kannst.“

Mariam lächelte so unbefangen, als handelte es sich um ein Toilettegespräch, um neue Parfümsprizen, die sie in ein Dunstgewölk hüllen sollten. Soë aber setzte sich, in ihren bleichen Zügen, ihren zornsprühenden Blicken die wandellose Drohung, während ihre Finger auf dem einen Terzerol ruhten. Ihre Freundin beklagte sich zunächst über den bitteren Undank, mit dem sie stets belohnt werde für ihr freundliches Entgegenkommen, für ihre thörichte Herzengüte; sie berief sich auf eine jahrelang bewährte Freundschaft und fragte, welches Interesse sie daran haben könne, eine Freundin ins Unglück zu stürzen; sie schob die ganze Schuld auf Pigeon; sie selbst habe den Liebenden nur eine

ungestörte Zusammenkunft sichern wollen; doch Pigeon, auf den sie sich ganz verlassen, der nichts-würdige, geistesbeschränkte Pigeon habe in seinem blöden Deutschenhaß Verdacht geschöpft; sie habe ihm doch den Namen des Mannes nennen müssen, der unter seinem Dache ein Ayl suche, und als er erfahren, daß dies Graf Ottomar sei, ein deutscher Diplomat, so habe er an eine Verschwörung geglaubt und das Centralcomité um einen Auftrag ersucht, gegen dieselbe einzuschreiten; ein Mitglied des Comités habe sich selbst an die Spitze der Mannschaften gestellt. Pigeon habe ihr Vertrauen in schmachvoller Weise getäuscht; sie habe sich auf immer von ihm losgesagt und ihm verboten, je wieder über ihre Schwelle zu treten.

Sie sprach mit einer sanften Beredsamkeit und schien so vollkommen überzeugt von ihrer Unschuld, daß Goë in der That irre wurde und die Pistolen bei Seite schob.

„Möglich, daß Du die Wahrheit sprichst . . . möglich; doch Du kannst mir's nicht verdenken, wenn ich von jetzt ab ein tiefes Mißtrauen gegen Dich hege.“

„Jede Thatsache, die Dich Lügen straft, waffnet meinen Arm gegen Dich . . . das schwör' ich Dir!

Uebrigens hat die unselige Begegnung zu einer Entdeckung geführt, die auch für Dich von Wichtigkeit ist . . .“

„Der verlorene Sohn,“ sagte Mariam achselzuckend; „nun, er kehrt doch nicht zurück ins Vaterhaus, und man kann dem Vater die Kunde ersparen, daß der Sohn hier in seiner Nähe verweilt.“

„Die Familie vermehrt sich vor der Hochzeit,“ versetzte Zoë spöttisch.

„Und ich stehe dieser Familie schon jetzt so nahe,“ sagte Mariam mit nachdrucksvollem Ton, „daß es mich tief verletzt, die Brüder in so blutigen Zwist gerathen zu sehen. Ottomar wird Reue empfinden über seine vorschnelle That. Im Uebrigen bedauere ich Dich, Zoë; ja ich klage Dich an . . .“

Zoë griff wieder nach dem Terzerol.

„Laß Deine Waffe ruhen . . . ich sage Dir nur was Du selbst Dir sagen mußt. Ich habe Dich dort und hier gewarnt vor diesem Uebermuth der Liebe, die mit einer Neigung sich nicht genugthun kann, vor dieser frevelhaften Unersättlichkeit des Herzens und der Sinne. Das dulden die Männer nicht. Don Juan ist ihr Schutzheiliger, aber eine Donna Juanna ist ihrem Zorn verfallen. Da hast Du's nun . . . Deine unselige Doppelliebe hat ihre Früchte

getragen, der Zündstoff ist explodirt und Du bist mit in die Luft geflogen.“

Zoë saß nachdenklich da und erwiederte nichts.

„Und nun gar zwei Brüder . . . das gehört ja nach Tibet, in den Himalaya, an den Brahmaputra . . . was weiß ich! Dort ist das ja Landesfitt! Wir kopiren freilich hier in Paris in freien Umrissen die Sitten aller Länder, aus dem äußersten Westen und äußersten Osten; die Mormonen am Salzsee und die Töchter des Dalai-lama finden hier ihre Abbilder; doch das rächt sich, das rächt sich; es trägt den Zwiespalt in die Familien, es führt zu blutigen Verwicklungen; denn so weit geht hier die Bruderliebe nicht, wie in den asiatischen Hochebenen, und Dein tibetantisches Gelüsten hat schweres Unheil angerichtet; die traurigen Folgen haben es zu einem unverzeihlichen Frevel gestempelt.“

„Greifere Dich nicht so,“ warf Zoë spöttisch ein, „die Tugendpredigt steht Dir seltsam zu Gesicht; ich brauche ja Deinen Segen nicht, künftige Mutter dieses Geschlechtes, weder für den einen noch für den andern. Es ist doch bedenklicher, zwei Männer zu haben, als zwei Liebhaber.“

Mit diesem Trumpf, den sie energisch ausspielte,

erhob sich Zoë siegesgewiß, sie glaubte in dem unblutigen Duell der Gegnerin die schwerere Wunde beigebracht zu haben.

„Ich wenigstens will gut machen, was ich verbrochen habe, soviel an mir ist. Ich will zu Gordon und nehm' es als mein Recht in Anspruch, den Verwundeten zu pflegen. Er wird mich nicht zurückweisen. Der Rausch seiner Leidenschaft wird verflogen sein; er wird milder denken und Ottomar die Freiheit wiedergeben; ich bitte ihn darum.“

„Nun, und die sündige Magdalena?“

„Wird nicht in die Wüste ziehen, nicht mit Gebethbüchern und Skeletten hantieren. Ich kenne die Leidenschaft der Männer: die Wuthausbrüche der Eifersucht beweisen nur ihre Macht; die Gluth des Bornes ist nur Bürgschaft für die Gluth der Liebe.“

„Und der andere?“ versetzte Mariam.

„Ich geb' ihn auf: diese Liebe war der Traum einer Mondnacht, auf deutschen Bergen geträumt . . . ein Zwischenspiel, eine Verirrung. Ich will es eingestehen und auch bei Gordon Buße thun. Ich passe nicht zu Ottomar; es ist kein germanisches Blut in meinen Adern; was er will, ist mir fremd, was er denkt, ist mir verhaßt. Ich fühlte an ihm das Panzerhemd der alten Vorurtheile,

als er mich an sein Herz drückte; mich umwehte der Moder aus den Erbgrüften, mit dem das ganze deutsche Denken und Fühlen parfümirt ist; mein Herz aber ist bei der rothen Fahne, dort, wo Gordon steht."

Zoë schied von Mariam mit mißtrauischer Zurückhaltung; sie hoffte von Gordon selbst den entscheidenden Aufschluß zu erhalten. Noch war derselbe in Pigeons Villa; als Zoë sich melden ließ, wurde sie von der Alten entschieden zurückgewiesen, und als sie diese gewaltthätig bei Seite stieß, um sich den Eingang zu erzwingen, trat ihr der Lumpensammler selbst entgegen . . . diesmal nicht in der Uniform, denn er hatte es sich zu Hause bequem gemacht. Er schob seine Brille auf die hohe Stirn zurück und erklärte der Dame, die er mit seinen etwas matten Augen anblinzelte, mit verbindlicher Höflichkeit, sie möchte die Güte haben, zum Rückzug zu blasen, denn ihr Sturmlaufen sei ganz vergeblich. Herr Gordon bedürfe der Ruhe und wünsche gerade sie um keinen Preis zu sprechen. Er selbst sei durch sie in solche Unannehmlichkeiten gestürzt worden, daß er lebhaft bedauere, ihr die Pforten seines Hauses geöffnet zu haben; er müsse dringend

wünschen, daß sie seiner demüthigen Behausung den Rücken kehre.

Zoë mußte unverrichteter Sache die Rue Epée de Bois verlassen; doch sie gab die Hoffnung nicht auf, sich mit Gordon zu verständigen. Zu Hause angekommen, schrieb sie einige Zeilen an ihn, in denen sie um Ottomars Freilassung bat.

Mariam sann inzwischen darüber nach, wie viel sie dem alten Grafen von den Ereignissen jenes verhängnißvollen Abends mittheilen solle. Zunächst wartete sie geduldig, bis Ottomar vermißt wurde. Am ersten Tage fand man es befremdend, daß er sich nicht zeigte; erst am zweiten begann der Graf lebhafteste Besorgnisse zu hegen; man schickte in seine nahegelegene Wohnung. Der Concierge berichtete, daß er nicht nach Hause gekommen sei. Der Graf ließ Mariam, die sich auch an diesem Tage noch nicht gezeigt hatte, bitten, zu ihm herauf zu kommen. Inzwischen suchte der Doctor, der eben von einer Fahrt in die Hospitäler zurückgekommen war, ihn durch seine Plaudereien etwas zu zerstreuen.

„Eine grenzenlose Masse von Elend . . . meistens Erbschaft, die nicht *cum beneficio inventarii* angetreten werden konnte. Die Prediger der menschlichen

Freiheit sollten nur diese Spitäler besuchen, wo die Kinder schwindsüchtiger Eltern dahinsiechen, wo die Erben der Trunkenbolde, vom Wahnsinn ergriffen, durchs ganze Leben dahintaumeln, wie ihre Väter durch die Stunden des Rausches! Und aus den Sammerbildern, die sich dem entsehten Auge darbieten, gestaltet die Statistik ihre unerbittlichen Ziffern, die wie die alte Ate über Göttern und Menschen, so über allem Lebendigen waltet und es mit eisernem Griffel, mit kaltem Hohn einträgt in ihre unwandelbaren Rubriken. Das ist die furchtbare Herrschaft der todten Zahl, zu welcher alles Leben sich verflüchtigen muß, und diese Zahl herrscht mit einer Nothwendigkeit, die gerade durch die kleinen Schwankungen sich am überzeugendsten bewährt. Es giebt kein Schattenreich mehr, keinen Scheol, keinen Tartarus; aber im Schattenreich der Statistik leben die Todten fort als die Einer, Zehner, Hunderte in der ungeheuren Summe des menschlichen Glends, und schon die Lebenden verwandeln sich in Zahlgespenster."

"Sie sind ein Pessimist, Doktor," sagte der alte Graf.

"Man ist kein Pessimist, wenn man die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt, und man giebt

seine Menschenwürde nicht auf, wenn man sich die echte Freiheit wahrt durch die Erkenntniß der waltenden Nothwendigkeit. Ich leugne die Zurechnungsfähigkeit der Menschen. Die Justiz braucht sie, um ihre Nothwehr zu rechtfertigen; aber alle ihre Entscheidungen sind Attentate auf die Menschlichkeit. Kein Verbrecher, der nicht einen blöden, dumpfen oder wilden Sinn geerbt hätte. Die Erziehung kann in die Menschen nur hineinspazieren, soweit die Thüre offen steht; es ist ein Aberglauben, durch das hineingegossene Del milder Weisheit die brandenden Wogen des Blutes beschwichtigen zu können. Das Thierreich in der Menschheit . . das ist eben das Unvergängliche: die Race lebt fort und in der Race die Bestie. Man kann einen Wolf todschlagen, aber die jungen Wölfe setzen das Geschäft fort. Man kann aus Tigern und Hyänen keine Lämmer machen und aus Schafen keine Löwen. Das Eselsohr unter der Löwenhaut: das ist das letzte Wort aller pädagogischen Mascheraden."

"Nun, da ist es wenigstens ein Trost," versetzte der Graf, "wenn man einer guten Race angehört. Doch wo nur Ottomar bleiben mag . . ."

"Darüber seien Sie unbesorgt. Paris ist jetzt

ein großer Knäuel von Hindernissen, in denen sich jeder mehr oder weniger verstrickt. Paris ist toll geworden; die Städte und die Völker haben ihre Krisen. Soviele Tausende tragen, nach den statistischen Mittheilungen, als Blödsinnige oder Wahnsinnige die Folgen der elterlichen Trunkenheit: nun, Paris ist jetzt in dieser Lage. Auf den Rausch des Kaiserreichs folgt jetzt der Wahnsinn der Commune; auf die Orgie der Väter folgt die Tobsucht der Kinder. Was war denn dieser Cäsar selbst, als ein etwas müder Erbe jenes Napoleon, dessen kühne Willensregungen sich bei ihm zu fixen Ideen infrustirt hatten? Der schwelgerische Rausch der kaiserlichen Herrlichkeit wurde bei ihm zu einem Herrschermahnsinn mit Methode; das zweite Kaiserreich war das abstrakte Schema des ersten, sein blutleerer Schatten. Die ganze Weltgeschichte besteht nur aus Nachlaßregulirungen, bei denen sich die Erben in die Haare gerathen; das Testament aber, welches das Evangelium des Friedens bringt, gehört zu den unauffindbaren Urkunden."

„Ich würde Ihre Paradoxen ruhig über mich ergehen lassen,“ versetzte der Graf, „wenn mich nicht die Besorgnisse wegen meines Sohnes hinderten,

Ihren Gedankengängen und Gedankensprüngen zu folgen. Wo nur Mariam bleibt?"

In diesem Augenblick trat sie erregt zur Thüre herein; sie hatte es für passend gefunden, ihre Frisur in eine geniale Unordnung zu versehen und ihr Gelock den Lüften zum freien Spiel zu überlassen.

„Ich habe Nachricht,“ rief sie; „es bedarf der Fassung, doch . . . es wird sich wohl noch alles freundlich fügen. Eben war ein Offizier der Nationalgarde bei mir . . . Ottomar ist verhaftet worden.“

„Verhaftet?“ rief der Alte aufspringend, daß die Gläser klirrten; auch der Doktor war erregt.

„Offenbar wegen eines falschen Verdachtes . . . doch durch ein Mitglied des Centralcomités . . .“

Der Graf ließ sie nicht aussprechen.

„Verhaftet? Und diese Canaille wagt es, einne deutschen Grafen zu verhaften?“

Er wandte im Zimmer umher und stampfte mit dem Stock auf die Erde.

„Nun, sie haben ja sogar ihren eigenen König geköpft,“ warf der Doktor ein.

„Das ist ihre Sache, das ist eine häusliche Angelegenheit; doch einen deutschen Grafen . . . sie, die Besiegten! Dies zusammengelaufene Gefindel

in seinen rothen Affenjacken! Sie sollen ihn augenblicklich freigeben oder die preussischen Bomben von Saint-Denis werden über ihren Häuptern plagen."

"Wie ich höre," versetzte der Doktor, "wollen es die Communards mit den Preußen nicht verderben; sie wollen nicht zwischen zwei Feuer gerathen. Ein Brief an die deutsche Gesandtschaft oder vielmehr an die amerikanische, die jetzt ihre Geschäfte mitbesorgt . . ."

"Das wird der rechte Weg sein," versetzte der Graf beruhigter; "aber nicht bloß Freilassung, auch Genugthuung will ich haben. Man soll dies Comitémitglied an seiner rothen Schärpe aufknüpfen. Mariam, setze Dich hin und schreibe. Der Anlaß der Verhaftung?"

"Ist unbekannt," antwortete die Baronin, sich das wirre Gelock von der sorgenschweren Stirn streichend; "ich glaube, man hält ihn für einen Spion."

"Schreibe, schreibe, Mariam!"

Und der Graf diktirte ihr, während er gleichzeitig einen Löffel Medizin nahm und sich den Unterarm, mit einer Salbe einrieb; doch der Doktor und Mariam mußten ihm öfter ins Wort fallen und für einzelne Wendungen eine gemilderte Fassung in Vorschlag bringen, die der Graf meistens erst

nach heftigen Protesten annahm; er wollte seiner Entrüstung die Zügel schießen lassen; doch man bedeutete ihn, daß sein Schreiben von der Gesandtschaft der Commune übersandt werden und, in so verletzenden Ausdrücken abgefaßt, jede Wirkung verfehlen würde.

Mariam hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, man werde den Brief ihrer Besorgung anvertrauen; doch der Graf übergab ihn dem Kammerdiener, der von allen Hausgenossen für die Baronin der unnahbarste war. Er empfand ihr ganzes Auftreten und Gebahren als einen Eingriff in seine unveräußerlichen Rechte, hegte einen stillen Groll gegen sie und gehorchte ihr mit innerstem Widerstreben. War das Schreiben erst in seinen Händen, so ließ es sich nicht mehr unterschlagen.

„Wer weiß,“ meinte Mariam, „ob die Post zuverlässig ist unter dieser wilden Parteiherrschaft; ich kenne ein Mitglied der Commune, ein einflußreiches Mitglied; ich will alles aufbieten, um durch ihn Ottomars Freilassung zu bewirken.“

Der alte Graf drückte ihr gerührt die Hand. „So bist Du immer, Du opferst Dich für andere; denn es ist doch gefährlich, sich in die Höhle dieser Löwen zu wagen.“



„Ich habe Muth und fürchte nichts,“ versetzte Mariam.

Sah sie nicht aus, wie eine christliche Märtyrerin, mit diesem frommen Augenausschlag, mit dem sie des Grafen Zärtlichkeit erwiderte? Und dann wieder bei aller Sanftmuth, solche Entschlossenheit, solches Gottvertrauen: sie sagte nicht und sollte sie auch den wilden Thieren vorgeworfen werden.

Eine Stunde darauf saß sie als beglückende Republik in dem Atelier des Malers Billioray.

„Sie können mir einen Gefallen thun, Billioray,“ sagte sie mit gewinnendem und vielversprechendem Lächeln.

„Mit Vergnügen! Ich bin Ihnen großen Dank schuldig . . . bitte, jene halbe Wendung!“

Billioray setzte den Pinsel an:

„Ich sehe nicht blos . . . ich höre.“

„Gordon vom Centralcomité hat einen deutschen Grafen verhaftet, einen Grafen von Waldenbach.“

„Schreiben Sie mir den Namen auf,“ versetzte Billioray, „nachher . . . bitte, jetzt stören Sie mir den schönen Linien Schwung nicht . . . auch die Beleuchtung, der Farbenton ist, wie ich ihn brauche.“

„Er galt für einen Spion.“

„Schlimm, schlimm,“ sagte der Maler, mit dem Pinsel auf der Palette hin- und hertupfend. „Und Sie wünschen, daß er freigelassen wird?“

„Um's Himmelswillen nicht! Ich wünsche gerade das Gegentheil.“

„Bitte, bitte . . . keine Aufregung, keinen Wechsel der Stellung; meine Republik muß göttliche Ruhe athmen, olympisches Behagen.“

„Man wird sich für den Grafen verwenden von einflußreicher Seite und zwar bei der Gesandtschaft. Wer ist der höchste Polizeibeamte der Commune?“

„Raoul Rigault. Die Polizei ist in den besten Händen; das Empire könnte uns um einen solchen Chef beneiden. Soviel Talent bei so viel Jugend; wär' ich als Künstler, was Raoul Rigault als Polizist ist, ich könnte mit Titian und Raphael wetteifern.“

Mariam beglückwünschte im Stillen die Republik, daß Raoul Rigault als Polizist nicht auf derselben Höhe stand, wie Billioray als Künstler.

Dann fuhr sie fort:

„Und Sie haben Einfluß auf ihn?“

„Er ist mein bester Freund!“

„Nun denn, so theilen sie ihm mit, daß der

Graf Waldenbach zwar als der Spionage verdächtig verhaftet werden sollte, daß er sich aber seitdem eines offenkundigen Verbrechens schuldig gemacht, indem er auf Gordon, ein Mitglied des centralen Comité's, eine Kugel abgefeuert und ihn am Arm verwundet hat."

„Ventre bleu . . . ein nichtswürdiger Prussien!"

„Raoul Rigault möge sich nur bei Gordon selbst erkundigen. Der Graf ist ein Verbrecher und Verbrecher giebt man nicht frei: das kann das Völkerrecht nicht verlangen."

„Gewiß nicht . . . indeß, wir vermeiden ängstlich jede Verwicklung mit den Prussiens vor unseren Thoren. Unser Minister des Auswärtigen ist Pascal Grouffet, ein sehr feiner Herr, der für Europa die Friedensflöte bläst, der mit den Mächten in bestem Einvernehmen zu bleiben wünscht und die diplomatischen Glacéhandschuhe mit Anstand zu tragen weiß. Krieg den Versaillern, Frieden mit Europa ist seine Losung . . . und besonders Frieden mit den Deutschen, die mit ihren zahllosen Horden ja immer noch den Norden unserer Stadt bedrohen."

Das Gespräch war lebhafter geworden; Billioray hatte seinen Pinsel ausgewaschen, Mariam die

plastische Attitude der Republik aufgegeben. „Doch Verbrecher darf man nicht frei lassen,“ wiederholte sie mit Nachdruck.

„Ich werde mir Mühe geben, Pascal Grouffet und Raoul Rigault für diese Ansicht zu gewinnen,“ versicherte Billioray.

„Man möge die Sache nur in die Länge ziehen; es ist ja bei der Menge von Gewalthabern und Gefängnissen schwer, die Gefangenen sogleich aufzufinden. Man möge Mißverständnisse hervorrufen oder mindestens zum Vorwand nehmen. Mir kommt alles darauf an, daß Zeit gewonnen wird“.

„Nun, Pascal Grouffet ist ein angenehmer Stylist; er besprengt die Commune mit dem diplomatischen Parfüm der Friedensmanifeste Lamartine's; aber er ist kein erfinderischer Kopf. Dagegen rechne ich auf Raoul Rigault. Dessen Schnappsack ist voller mit Listen und Ränken, als der des Cartouche mit gestohlenen Sachen. Sie hassen wohl diesen Grafen sehr?“

„O nein, durchaus nicht! Er ist mir unbequem, störend . . . weiter nichts! Im Uebrigen hab' ich soviel Gerechtigkeitsgefühl, daß es mir widerstrebt,

ein Verbrechen ungestraft zu sehen aus irgend welchen Rücksichten."

"Jetzt sind Sie in der Stimmung, wie meine Republik sie braucht! Sanft, aber gerecht und streng . . . nehmen wir die unterbrochene Sitzung wieder auf!"

Gleichzeitig beschäftigte man sich auch im Palais der Champs Elysées und zwar im oberen Stockwerk, wo der Doktor seine Wohnung genommen, mit dem Gefangenen. Der Vater hatte Hedwig die Nachricht mitgetheilt und war nicht wenig erstaunt über die grenzenlose Aufregung in welche das Mädchen darüber gerieth und welche zu verbergen sie sich gar keine Mühe gab.

"Gefangen . . . mitten in diesen Schrecken des blutlehzenden Paris . . . er ist verloren! Wer fragt hier nach Recht und Gesetz?" Sie rang die Hände . . .

Der Doktor suchte sie zu trösten; er theilte ihr mit, daß schon ein Brief an die Gesandtschaft abgegangen.

"Welch langer Geschäftsgang durch die Bureau's, die mit Arbeiten überhäuft sind! Tage, Wochen werden vergehen; man wird fragen und antworten, Ausflüchte suchen und finden. Inzwischen

verschmachtet er in den Kerker, wenn ihm nicht ein noch schlimmeres Leben beschieden ist. Nein, nein! Man wende sich sogleich an die Mächthaber!"

„Die Baronin Mariam wollte sich bei einem derselben, den sie kennt, zu Ottomars Gunsten verwenden.“

„Die Baronin nimmer! Das ist sein Untergang. Ich habe Grund zu glauben, daß sie ihm diese Falle gelegt hat; doch ich muß sie sprechen.“

Zweimal klingelte Hedwig vergeblich an der Thüre der Baronin: sie war ausgegangen. Endlich fand sie Zutritt. Mariam sah etwas ermattet aus.

Hedwig suchte mühsam den Schein der Ruhe zu behaupten; sie fragte mit der Miene der Neugierde nach den verhängnißvollen Vorgängen. Mariam erzählte, was sie bereits dem Grafen mitgetheilt hatte; doch das Mädchen mit den klugen Augen unterbrach die Erzählung mit so vorwitzigen Fragen, als wollte sie die Erzählerin einem Kreuzverhör unterwerfen. Hedwig hatte nicht vergessen, daß Mariam dem Offizier der Nationalgarde neulich ein Wort ins Ohr zugeflüstert. Das war doch wohl derselbe Pigeon, in dessen Hause Ottomar verhaftet worden. Es lag hier ein Verrath vor, den sie entlarven mußte. Mariam hatte anfangs

auf alle Fragen mit schläfriger Verdroffenheit geantwortet. Dann aber merkte sie die drohende Feindlichkeit in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens; dies deutsche Kind, diese Unschuld aus den Thüringischen Bergen mit dieser jugendfrischen Schönheit, die für alle Damen in Paris geradezu beleidigend war, mit diesem unmöglichen Teint, den so zart keine Madame Rachel emailiren konnte, wagte wohl gar, sich gegen sie aufzulehnen.

Sie mußte in ihre Schranken zurückgewiesen werden . . . und das that Mariam mit wachsender Hestigkeit.

Hedwig wagte sogar die Frage, mit welchem Mitglied der Commune die Baronin zu Gunsten Ottomars gesprochen.

„Das ist mein Geheimniß,“ antwortete die Baronin.

„Wohl mit dem Präfekten der Polizei?“

„Mit Raoul Rigault? Nein,“ versetzte Mariam.

Hedwig prägte diesen Namen ihrem Gedächtniß ein.

„Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, Madame,“ sagte sie und schied mit einer kühlen Verbeugung.

Von ihrem Vater erfuhr sie dann, indem sie

das Gespräch wie zufällig auf dies Thema brachte, daß die Polizei im Palais de Justice ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Lange Zeit stand sie schweigend am Fenster und starrte hinaus auf die öden Champs Elysées, welche nicht mit den glänzenden Equipagen und eleganten Coupés der ganzen und halben Welt belebt waren; denn der Kanonendonner, der von Neuilly herübertönte, verscheuchte doch von hier das Treiben der in den Tag hineingaukelnden guten und schlechten Gesellschaft . . . und die Granaten platzten über den Siegesgöttinnen und Schlachtenreliefs des Arc de l'Etoile.

Sie starrte hinaus . . . und sie empfand eine unennbare Angst um Ottomar. Wie, wenn das Schlachtgewühl sich weiter hinein in die Stadt wälzte, wenn alle Leidenschaften entfesselt tobten und ihre Opfer suchten? Es überkam sie die Erinnerung an die Septembermorde der großen Revolution, an das sinnlose Wüthen in den Gefängnissen, welchem Schuldige und Unschuldige zum Opfer fielen. Sie sah wie in einer Vision den blutigen Säbel der Mörder gezückt über dem Haupte Ottomars, während eine mit Rauch, Gluth und Todesgeschossen gefüllte Wolke sich auf die entsetzte Stadt niederfenkte und die Mörder und Gemor-

deten in ihrem vernichtungsschwangeren Schooße begrub.

Sie drückte die Hand an das klopfende Herz und rang mit einem Entschluß.

Der Vater machte die Runde in den Spitälern; sie schlich sich leise aus dem Palais auf die Straße; erst an der Place de la Concorde fand sie die ersten Fiaker.

„Nach dem Palais de Justice,“ rief sie dem Kutsher zu.

Dreizehntes Kapitel.

## Raoul Rigault.

---

Die volksthümlichen Machthaber des Tages waren keineswegs unzugänglich für Bittsteller und Bittstellerinnen; auch Frauen und Mädchen fanden Zutritt bei dem „Civildelegirten der Polizei;“ ein bescheidener Titel, mit welchem Raoul Rigault die Machtfülle eines Diktators verband.

Als Hedwig in den großen Hof des Polizeigebäudes gelangt war, welches den südlichen Theil des großen Häuserkomplexes des Palais de Justice einnahm, bot sich ihren Blicken ein sehr buntes Schauspiel dar. Um einen mit Fässern beladenen Wagen drängte sich eine jubelnde Menge mit Geschrei und lebhaftem Gederdenspiel: lauter mit dem rothen Käppi geschmückte Köpfe, deren Züge den Ausdruck schmutziger Bacchanten zur Schau

trugen. Es gemahnte wie die Karikatur eines Dionysosfestes. Hoch auf dem Wagen thronte die einzige Bacchantin, welche an diesem Kultus theilnahm, eine Marketenderin mit der Schärpe der Föderirten in einer hellblauen Atlasjacke, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Sie zapfte aus einem auf die andern gethürmten Fasse den belebenden Trank und kredenzte ihn mit erstaunlicher Beweglichkeit. Die verschiedenartigsten Gefäße, bis zu den Kännis und hohlen Händen, waren in Thätigkeit, diesen Nektar aufzufangen; doch Schaaren umlagerten die buntscheckige Hebe mit Bitten, Galanterien, Injurien, Ausbrüchen der Ungeduld; denn sie konnte bei aller Gewandtheit nicht den aufdringlichen Wünschen und dem unlöslichen Durst dieser Mamelucken Rigaults gerecht werden.

„Wein her!“ krächzten zwanzig heifere Stimmen auf einmal.

„Wein her!“ rief der eine, „oder wir werden Dir die blaue Atlasjacke ausklopfen, die Du ja doch nur aus der Garderobe der Polizeipräsidentin Pietri entlehnt hast; denn ich habe sie selbst darin gesehen.“

„Ventre-bleu,“ rief der andere, „nicht bloß die Atlasjacke . . .“

„Geduld,“ rief einer mit großem Bart in reich galonirter Uniform, auf der flatternden Brust einen dicken Knoten von rothen Bändern.

„Ihr wißt, Raoul Rigault belohnt unsere Dienste, die wir ihm bei der eifrigen Durchsuchung des Hotels Bereire nach einem Waffendepot geleistet. Wir haben die Waffen nicht gefunden, dafür aber diese Fässer requirirt. Unsere Requisition ist amtlich bescheinigt; Ihr benehmt Euch aber wie bei einer Plünderung. Solchen köstlichen Wein muß man mit Muße genießen! Ein Dank dem Freudenspender! Es lebe Raoul Rigault.“

Alle stimmten in das Hoch ein mit einem jodelnden und wiehernden Halloh, und die verthierten Faungesichter, von der Röthe des Kaufsches überflogen, wandten sich wieder der hochthronenden Hebe zu, welche von neuem Mühe hatte, sich der wachsenden Zudringlichkeit der wilden Horde zu erwehren. Glücklicherweise verstand Hedwig nichts von den im Pariser Dialekt gesprochenen Worten; doch die ganze Scene zeigte ihr, in welche Gefahr sie sich begeben; sie war nicht darauf gefaßt gewesen, im Hofe der Polizei ein solches Bacchanal zu finden. Gleichwohl, sie sah nichts, sie hörte nichts und fürchtete nichts; sie

schritt wie im Asbestgewande der Unschuld durch diese infernalischen Schwefelflammen, nichts vor Augen als das eine Ziel: die Errettung Ottomars. Man schien sich nicht um sie zu bekümmern, wenn auch einige trunkene Augen sie anstierten wie eine Vision. Endlich wandte sie sich an den ansehnlichsten Wortführer, den Mann mit dem großen Bart, und bat ihn, sie zu Raoul Rigault zu führen, den sie zu sprechen wünsche.

Es war offenbar einer der Häupter dieser Leute, der Leibgarde Rigaults, die alle Befehle, ja alle Launen ihres Herrn und Meisters mit sklavischem Gehorsam ausführte . . . wenn er sie nur nicht auf die Wälle schickte; denn das Feuer der Geschütze war ihnen unangenehm. Der Bärtige betrachtete das schöne Mädchen vom Kopf bis zum Fuß mit feinem Lächeln; an ihrem Accent erkannte er, daß er eine Ausländerin vor sich habe.

„Dergleichen darf man nicht zurückweisen,“ sagte er zu einem nahestehenden Janitscharen, der eben den köstlichen Burgunder Pereires aus einem Blechgefäß trank, das aus einem mit einem beliebigen Boden versehenen Stück Dachrinne bestand.

„Wir erquicken uns am Burgunder . . . da

mag sich Rigault an einem ausländischen Wein delectiren. Importartikel werden versteuert. Es ist und bleibt ein Hauptferl! Kommen Sie, Citoyenne!“

Der Bärtige führte das Mädchen durch einen langen Gang, dann eine Treppe hinauf, durch eine enge Galerie und mehrere Säle, voll von Soldaten und Beamten. Der Begleiter wurde mehrfach befragt; er brach sich indeß Bahn bis ins Allerheiligste.

Sie traten in ein Zimmer mit eleganten Möbeln, mit einem großen Schreibsekrätär, einem Divan, einer Bibliothek, die hinter Glasfenstern Register und Akten zeigte, mit einer Uhr von Saspis; an der Wand hingen mehrere Bilder und eine Karte von Frankreich.

Auf den Stühlen, auf dem Kamin, überall lagen Revolver umher; auf dem Schreibtisch dienten sie als Papierpressen. Daneben befand sich ein kleiner, aber ganz vollgepackter Koffer; offenbar ein memento mori für die Herren der Commune, das sie selbst sich zur Schau stellten.

Auf einem Tisch am Fenster saß ein langer hagerer Obrist der Nationalgarde, aus einer Porzellanpfeife rauchend, einen Schoppen Bier vor sich,

die Beine mit den bespornten Stiefeln hin und her schlenkernd.

„Die Bürgerin will Raoul Rigault sprechen.“

„Warten!“ brummte der Alte, der sich kaum umsah; „er ist in dem Hotel de Ville, doch er kommt bald zurück.“

Hedwig wurde jetzt von ihrem Begleiter verlassen, sie durfte auf einem Stuhle Platz nehmen, von dem zuvor ein Revolver entfernt werden mußte. Sie blieb mit dem mürrischen Alten allein. Ihr gegenüber befand sich die Flügelthüre, welche in Rigaults Kabinet führte.

Sie war in höchster Spannung; ihre Phantasie malte sich das Bild des Gewaltigen aus, vor dem sie erscheinen sollte. Immer schwebte ihr das Bild der Landrätthe und Regierungsbeamten ihrer Heimat vor, so sehr sie sich auch Mühe gab, dasselbe zu retouchiren mit den Farben einer aufständischen Stadt. Sie sah einen düsteren, fanatischen Mann vor sich, den imponirenden Vertreter eines wichtigen Amtes. Einen hartgesottenen Revolutionär glaubte sie zu finden, aber einen mit grauen Haaren, der vielleicht früher wie Blanqui, von dem sie gelesen, in allen Gefängnissen gefessen und sich so das Zeugniß der Reife für eine hohe Stellung in der rothen

Republik erworben hatte. Vielleicht war es ein solcher verschlossener Alter, wie der Obrist mit der Thonpfeife, der ruhig weiter schmauchte und sich nicht im Geringsten um sie bekümmerte.

Sie folgte dem Zeiger der Gaspiuhr auf seinem langsamen Wege; die Minuten hatten für sie eine endlose Dauer, das Blut drang ihr zum Herzen. Sie überhörte sich, was sie dem Machthaber sagen wollte und suchte nach einem gewählten Französisch; doch sie hoffte, daß mehr als dies ihr Bitten, ihr Flehen vermögen und sein Herz rühren werde.

Eine Viertelstunde verging nach der andern. Der in türkische Beschaulichkeit versunkene Obrist hatte kein anderes Lebenszeichen gegeben, als daß er das Glas, das er ausgetrunken, neben sich auf den Tisch stellte.

Endlich wurde die Thür aufgerissen; ein junger Mensch von mittlerer Größe mit dunklem Vollbart, glattgeschorenem Haupte, den Klemmer in die Augenwinkel eingepreßt, stürzte herein, ein Packet offene Briefe in der Hand.

„Wo ist Gaston?“ rief er dem Obrist zu.

„In Deinem Zimmer.“

„Gaston! Gaston! . . .“ rief er polternd, die

Flügelthür öffnend. Der blondlockige Sekretär Gaston du Costa trat hervor.

„Hier . . . die Correspondenz der Gefängnisse; es sind köstliche Briefe darunter . . . von den Schwarzröcken, die darin das Kreuz schlagen, daß man sich frank lachen möchte. Ein Weihrauchduft weht einem daraus entgegen, man muß sich die Nase zuhalten. Sie schreiben an ihre Mütter und an ihre Küchenschürzen; sie vermiffen ihre Präbenden. Doch es sind auch wichtige Briefe darunter; ein paar Verräther sind für die Kugel reif. Sortire Alles, Gaston, und mache Notizen für die Personalakten.“

Gaston nahm den Haufen Briefe und setzte sich an den Sekretär. Der alte Obrist hatte es doch für nöthig gehalten, seinen Sitz auf dem Tisch am Fenster zu verlassen.

„Dort die Citoyenne will Dich sprechen,“ sagte er, auf Hedwig deutend.

Jetzt erst bemerkte Raoul Rigault das Mädchen; ein triumphirendes Lächeln flog über seine Züge. Sie schrak zusammen, denn sie erkannte den schwarzhärtigen Mann aus der großen Oper und vom Vendome-Platz, der sie mit Zudringlichkeiten überhäuft und sogar in seine Arme geschlossen hatte.

Noch immer wollte sie nicht glauben, daß dieser verwegene Don Juan hier eine wichtige Rolle spielen könne; jedenfalls glaubte sie hier in den Büreaus der Polizei vor seiner Frechheit geschützt zu sein; ja sie gab sich sogar der thörichten Hoffnung hin, da sie ihm einmal so lebhaften Antheil einflöße, so könne er vielleicht seinen Einfluß zu ihren Gunsten verwenden.

Doch alle diese Hirngespinnste, die ihr Verstand sich in der Haft des Augenblickes zusammenreimte, verschwanden, als Rigault ihr gegenüber stand, mit dem stechenden Blick des Auges unter dem Augenglas und dem bösen Lächeln um die Lippen. Da siegte das Gefühl über alle lockeren Trugschlüsse und sie empfand im leisen Zusammenschauern, daß ein feindseliger Dämon vor ihr stand.

„Darf ich Sie bitten, mich zu dem Präfecten Raoul Rigault zu führen?“ sagte sie ruhig und mit fester Stimme, als könnte sie so am besten den bösen Geist beschwören, in dessen Bann sie gerathen war.

„Präfect?“ versetzte Rigault laut auflachend; „die Sorte giebt's nicht mehr; wir haben die Präfectur hier ausgefegt, sie liegt mit alten Scherben des seconde empire auf dem großen Rehrichthaufen.“

Was aber Raoul Rigault betrifft, so bedarf es weiter keiner Einführung . . . er steht vor Ihnen in voller Lebensgröße.“

Jetzt erschrak Hedwig und konnte ihr Staunen und ihren Schrecken kaum verbergen. Dieser zudringliche Wüstling mit dem Lachen des Gamins Raoul Rigault, der erste Polizeibeamte der Hauptstadt!

„Und auch der Empfehlung bedarf es nicht,“ fuhr Rigault fort; „wir sind ja alte Bekannte und es ist ein verwetterter Schnickschnack des Zufalls, daß Sie mir hier so sans façon in die Arme laufen. Sie sind eine Allemande, eine kleine Landesfeindin; man merkt es nicht nur an Ihrem Dialekt, der ja die französischen Worte so auseinandersperrt, als wären jedem einzelnen Fußschellen angelegt: man merkt es auch an Ihrem Temperament. Lauter gemalte Schönheiten, diese Deutschen . . . lauter Farbe, kein Blut . . . erst durch den Vorhof der Langeweile dringt man in den Tempel dieser Schönheiten.“

„Solche Gespräche, mein Herr,“ sagte Hedwig, „hab' ich an dieser Stelle nicht erwartet; ich komme in einer ernstern Angelegenheit.“

„Das wird feierlich,“ versetzte Rigault; „so

zieh' ich meine Toga an und setze mich auf meine sella curulis. Gaston . . . bezeichne in den Personalakten mit einem rothen Strich die Geißeln, die wir gelegentlich expediren. Sie sollen alle nach Mazas geschafft werden. Und nun kommen Sie, Citonenne, folgen Sie mir in mein Cabinet . . . und sprechen wir von Geschäften."

Rigault ließ Hedwig zuerst durch die Flügeltüre eintreten, nickte hinter ihr seinem Genossen zu und schnippte vergnügt mit den Fingern, wie ein Knabe, der über einem seltenen Käfer den Deckel seiner Schachtel geschlossen hat.

Das Cabinet des Delegirten der Polizei war geschmackvoll und elegant eingerichtet; es trug noch die Spuren jener Glorie, welche die städtebauenden Trabanten des Kaiserreichs hier umgeben hatte. Zwar die Papiere lagen in Unordnung auf den Tischen und Stühlen umher, wie bei einem Studenten des Quartier Latin, das ja in Wahrheit seinen Einzug in das Palais der Polizei gehalten; aber das Schreibbureau, der Divan, das Holzgetäfel der Wände zeugten von einem Luxus, wie er den hohen Würdenträgern eines großen Reiches ziemte.

Rigault nöthigte Hedwig galant, auf dem

Divan Platz zu nehmen, stützte sein Kinn nachdenklich in die Hand, mit einer würdevollen Amtsmiene, die er nur durch ein spöttisches Lächeln selbst ironisirte.

„Sprechen Sie, Bürgerin!“

„Ich bin eine Deutsche, aus Thüringen, Tochter eines Arztes, den der alte Graf Waldenbach, der hier in Paris lebt, zu Rathe gezogen; ich kam mit dem Vater hierher.“

„Da sind wir ja von derselben Fakultät,“ warf Rigault ein; „auch ich habe die Ecole de la Médecine besucht, wie Marat, ja ich bin, soviel ich weiß, dort noch inscribirt. Kennen Sie Marat? Der größte Mann unserer Revolution; er dachte gleichsam mit dem Messer. Es war dies dasselbe Secirmesser, das er bei Seite warf, wie ich, um nicht an erbärmlichen Cadavern herumzustümpfern; er suchte mit dem Guillotinemesser die Auswüchse der ganzen menschlichen Gesellschaft herauszuschneiden. Wir haben die Guillotine verbrannt, aber die Chirurgie bleibt immer unsere Hauptwissenschaft und wir werden mit anderen Mitteln die Produkte der Fäulniß beseitigen, welche diesen Staat und die Menschheit überwuchern. Was sagt Hippokrates? Sie kennen den Spruch von Eisen und

Feuer? Er ist mir haften geblieben im Gedächtniß, soviel ich auch sonst vergessen habe von der Weisheit der Klinik. Warum ich Ihnen das sage? Man soll uns richtig beurtheilen, Sie und auch die Deutschen: wir sind Männer, die ihren Kopf an eine große Sache setzen . . . und wir sind dabei keine Pedanten, wir wissen zu leben und zu sterben. Fahren Sie fort!"

„Der Sohn dieses Grafen Waldenbach,“ fuhr Hedwig fort, „ist in einen Hinterhalt gelockt und verhaftet worden.“

„Waldenbach? Ottomar Waldenbach . . . richtig, ganz richtig. Ich habe ein beneidenswertes Gedächtniß für Namen und Thatfachen. Ganze Faszikel trage ich in diesem meinem Kopfe herum . . . vorgestern wurde er eingesperrt.“

Er warf einige Aktenhefte durcheinander, stieß ein paar andere vom Tisch herunter und ergriff ein kleines, elegant eingebundenes Büchlein, das wie ein Souvenir von zarter Hand aussah.

„Hier steht sein Name,“ sagte er, in dem Notizbuch blätternd; „ich trage mir hier alles Wichtige und Interessante ein. Hier vorne die Geißeln, mit denen wir kurzen Prozeß machen werden, wenn die Versailler uns auf den Hals rücken . . . es sind

dies einige Spitzen der Gesellschaft; jetzt freilich liegen sie unten, da die Pyramide umgekippt ist. Ein Gerichtspräsident . . . ein Erzbischof und dergleichen mehr."

Hedwig überließ unwillkürlich ein leises Frösteln bei diesen Reden.

"Richtig . . . hier steht auch Waldenbach! Warum habe ich mir diesen Namen notirt? Ah, er ist ein Preussien; wegen der diplomatischen Verwickelungen . . ."

"Gewiß," sagte Hedwig, "und die deutsche Regierung wird Rechenschaft fordern wegen dieser Verhaftung."

"Sie drohen mir? Das ist kühn. Ihr Auge blüht! Sie sind so eine deutsche Pucelle von Orleans, wie es scheint, ganz artig, sogar schön, auch ohne Brustharnisch. Ich sage Ihnen, daß wir diesen Grafen nicht herausgeben . . . und wenn die deutsche Artillerie uns deshalb Depeschen schriebe."

"Er ist kein Spion; es ist dies ein falscher Verdacht. Er kam nur nach Paris, um seinen kranken Vater zu besuchen; er hat sich hier nicht in politische Händel verwickelt; ich kann es beschwören."

"Das wird interessant! Ei, die Bürgerin ist

wohl in alle seine Geheimnisse eingeweiht, wohl ein Stück von denselben? Kein Spion? Wohl möglich . . . doch er ist ein Mörder!"

„Ein Mörder?“ rief Hedwig aufspringend, „welche sinnlose Beschuldigung!“

„Mäßigen Sie sich, Bürgerin! Sie sprechen mit einem Mitglied der Regierung. Dies kleine Wort in diesem kleinen Buche sagt genug; das Uebrige ergänz' ich aus meinem Gedächtniß. Der Fall ist mir ganz klar. Dieser deutsche Bär hat an uns seine Taten versucht: er hat auf ein Mitglied des Centralcomités einen Revolver abgefeuert und dasselbe schwer am Arm verwundet.“

„Unmöglich,“ rief Hedwig aus.“

„Im Gegentheil, vollkommen beglaubigt, auch von ihm selbst eingestanden. Da hilft keine diplomatische Vermittelung; da gilt nur das forum loci, das heißt, man hängt die Diebe, wo man sie findet.“

Davon hatte Mariam nichts erzählt.

Hedwig erschrak; sie sah jetzt ein, daß die Sache ernster war, als sie selbst vermuthet hatte. Ihr Herz klopfte; um so glühender wurde ihr Bestreben, die Gunst dieser Augenblicke auszunützen, wo sie dem Gewalthaber gegenüberstand, in dessen Händen Ottomars Schicksal lag.

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie,“ rief sie mit gerungenen Händen, „schützen Sie, retten Sie den jungen Grafen! Er ist der Stolz der Seinen, eine schöne Hoffnung unseres Vaterlandes. Ich weiß nicht, wie das alles zugegangen ist; doch nur aus Nothwehr, nur gegen einen Ueberfall konnte Ottomar zum Revolver greifen. Sein Schicksal liegt in Ihren Händen, ich weiß es, so jung Sie sind. Sie haben doch eine Stufe der Macht erstiegen; üben Sie auch Ihr schönes Vorrecht, die Gnade.“

„Einen solchen Verbrecher freigegeben, der sich noch dazu gegen das eifersüchtige Centralcomité vergangen hat, das die Commune mit Argusaugen bewacht?“

Hedwig fuhr fort zu bitten: ihre bezaubernde Schönheit, die auf Rigault schon früher beim ersten Anblick einen so hinreißenden Eindruck gemacht, trat ins hellste Licht, als sie halbgebeugt mit ihren tiefblauen Augen ihn ansah, wie ein gängstiges Reh, das dem geladenen Lauf der Jagdflinte gegenüber steht.

„Was Sie da wünschen, Bürgerin, ist keine Kleinigkeit; es kann mich in Unannehmlichkeiten verwickeln mit den Herren vom Château d'Eau ...

und ich habe nicht Lust, mir mein Amt noch schwerer zu machen. Wenigstens, wenn mir die Dornen die Finger rißen, soll eine Rose mich dafür belohnen.“

Wie vor einem Schlangeniß fuhr Hedwig zurück; im Eifer ihrer Fürsprache hatte sie vergessen, daß sie mit dem Manne vom Wendomeplatz sprach.

„Du bist schön, mein Kind; ich gehörte schon lange zu Deinen Anbetern . . . das weißt Du selbst. Du hast in Deinen Augen ein prachtvolles Ultramarin, wie es nur jenseits des Rheins bekannt ist. Du hast ein goldnes Nixenhaar, wie die Loreley, die weibliche Schildwache dort auf dem Felsen am Rhein, die wir schon gelegentlich sammt ihrem Schilderhaus und sammt dem alten trunkenen Vater Rhein in unsere Wachtstube schleppen werden. Du hast einen alabasternen Teint, während die emaillirten Pariser Nixen immer fleckig aussehen, daß man sie mit allen möglichen Toilettenseifen reinscheuern möchte: kurz, Du bist eine aparte Schönheit . . . und auch das Phlegma, das einem deutschen Mädchen so fest sitzt, wie einem Sumpfsäger die Wasserstiefeln, läßt sich bei Dir in Fluß bringen; ich sah es so eben an Deinen heißen

Bitten . . . ich seh' es jetzt an dem Zornesfeuer in Deinen Augen."

In der That, Hedwigs Augen bligten . . . und mit der Hand machte sie eine abwehrende, fast drohende Bewegung.

"Liebes Kind . . . die Welt ist ein großer Preiscourant. Ein Jeder zahlt mit dem, was er hat, noch besser mit dem, was er ist. Du hast Deine Schönheit . . . sie steht gerade jetzt hoch im Preis. Nach Jahren wird sie herabgedrückt. Es schätzt sie vielleicht nicht Jeder . . . ich schätze sie. Also . . . ein glattes und rundes Geschäft. Ich lasse den Grafen frei und trage die Folgen; Du schenkst mir dafür Deine Liebe."

Rigault eilte auf Hedwig zu, um sie in seine Arme zu schließen, wie einst auf dem Vendômeplatz; aber sie setzte sich zur Wehre mit krampfhaft gesammelter Kraft. Der Polizeichef war es nicht gewöhnt, auf solchen Widerstand zu stoßen . . . gleichwohl hatte er den Eindruck einer Hoheit des Geistes, einer Energie, die ihm imponirten; denn er fühlte etwas, was seinem eigenen Wesen verwandt war, dessen Kern in einer unbezwinglichen Energie bestand.

"Wohl," rief er aus; "Dir fehlt die Einsicht

in das Unvermeidliche, Dir fehlt der rasche Entschluß . . . man muß Dir Zeit lassen. Du würdest wieder kommen: doch ich will Dir dies erleichtern und den weiten Weg ersparen; ich will Dich dorthin bringen lassen, wo Du mich alltäglich auf das Bequemste sprechen kannst."

Rigault trat an die Thür.

"Colonel," rief er hinaus, „zwei Mann bewachen diese Dame und bringen sie sogleich nach Rue du Bac Nr. 20, ersten Stock. Martin wird sie dort empfangen."

"Ich protestire gegen diese Freiheitsberaubung . . ."

"Sie werden sich besinnen, mein Fräulein. Fürchten Sie nichts; es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen. Auch sind Sie nicht allein."

"Ich bitte um Tinte und Feder, um an meinen Vater zu schreiben."

"Tinte und Feder bleibt Ihnen versagt. Das sind gefährliche Waffen, besonders für eine Deutsche; denn das Tintenfaß gehört dort zu den Nationalheiligthümern: es ist das große Danaidenfaß der deutschen Philosophie. Meine Damen aus der Rue du Bac haben nie Sehnsucht danach ausgesprochen."

„Im Geleite dieser Männer . . . eher sterben,“ rief Hedwig, als zwei der Mamelucken der Polizei eintraten.

„Wir nehmen Rücksichten auf die Dehors . . . ein geschlossener Wagen, der eine Geleitsmann auf den Boock, der andere als Kammerdiener hintensteinend . . . Colonel, Sie sorgen dafür. Ich werde mich erkundigen, ob Sie anderen Sinnes geworden sind. Bis dahin leben Sie wohl!“

Und mit einer galanten Handbewegung verabschiedete Rigault Hedwig, welche auf einen Wink des Colonel, der seiner Thonpfeife noch keinen Augenblick Ruhe gegönnt hatte, von den beiden Mamelucken Rigaults in die Mitte genommen wurde. Sie folgte ihnen tieferröthend, aber mit festem unbeugsamem Entschluß . . . es tröstete sie, daß sie für Ottomar dieses Märtyrerthum durchmachen mußte.

## Vierzehntes Kapitel.

### In den Tuilerien.

---

Das Verschwinden Hedwigs versetzte ihren Vater in die größte Verzweiflung: hier fehlte jede Spur, während man von Ottomar doch wenigstens wußte, daß er von der Commune gefangen gehalten wurde. Der Doktor wandte sich an die Oberärzte der Spitäler, mit denen er verkehrte; einer derselben, ein Professor am Collège, an welchem Raoul Rigault seine Studien gemacht, übernahm es auch mit diesem über das verschwundene Mädchen zu sprechen. Raoul empfing seinen Lehrer und Meister mit vieler Höflichkeit, versprach, seine Spione, auf die er sich am meisten verlassen konnte, auf die Spur der Verschollenen zu hegen; doch sobald ihm der berühmte Mediziner den Rücken gekehrt, machte er als echter Gamin ihm hinterdrein eine Nase,

zur großen Freude seines blondlockigen Sekretärs da Costa.

„Der würdige Kollege will das Wild für sich selber aufjagen; er ist ein *chasseur à femmes*, ein fauntycher Hippokrates. Weit gefehlt, mein Herr Leichenzerschneider . . . wir haben unser Versteck für uns.“

Und zu da Costa fügte er hinzu: „Das Lagerobst wird schon allmählig reif werden.“

Im Hotel des gräflichen Palais herrschte eine Niedergeschlagenheit, welche durch die Unsicherheit der Zustände, die Aussicht auf die bevorstehenden ernstesten Kämpfe noch vermehrt wurde. Jetzt hätte der alte Graf gern die Stadt verlassen; doch er mußte bleiben, um für Ottomars Freilassung zu wirken, und auch der Doktor, der um das Geschick seiner Tochter tief bekümmert war, rieth jetzt nicht mehr zur Abreise. Viele Tausende verließen Paris, so lange noch irgend ein Thor ihnen geöffnet war. Der Kanonendonner draußen war eine eindringliche Mahnung, der alte Graf wußte jetzt, daß es sich um eine zweite Belagerung handelte; er war außer sich und verwünschte sein blindes Vertrauen, seine Geringschätzung dieses roth galonirten Communespuks. Wäre er rechtzeitig aufgebrochen, so

wäre Ottomar nicht in Gefahr gerathen und auch dem Doktor der Schmerz um Hedwig erspart worden.

Mariam benutzte die allgemeine Aufregung und Verwirrung, um sich recht oft in das bunte Treiben von Paris zu stürzen, dessen toller Lärm, dessen Vergnügungssucht nicht ermattete unter den Schrecknissen des Bürgerkrieges. Auf den Boulevards, in den Theatern kümmerte man sich nicht um das, was auf den Wällen vorging. Mariam hatte den Vorwand, den Verlorenen nachzuspähen, alles aufzubieten, um sie wiederzufinden und zurückzubringen. In Wahrheit besuchte sie am Arm Billioran's, der jetzt seine Republik spazieren führte, nachdem er sie zu Hause auf die Leinwand geworfen, die Theater, die Nachtcafés, die lustigen Gesellschaften und verkehrte so häufig als möglich mit Pigeon, der sich jetzt zum Generalstab hatte kommandiren lassen und die Schritte ihres Mannes auf das Peinlichste bewachte. Sie vernachlässigte die Pflege des Grafen jetzt gänzlich und überließ sie fast ausschließlich dem Kammerdiener; doch der Graf war von ihrer Anhänglichkeit trotzdem überzeugt; sie kam nie von ihren Ausflügen zurück, ohne irgend einen wohlerrundenen Roman mitzubringen,

eine Erzählung von den Gefahren, in welche sie sich gestürzt, um Ottomar und Hedwig zu entdecken, zu retten. Der Graf war gerührt und bat sie, sich zu schonen, sich nicht um feinetwillen immer neuen Gefahren auszusetzen; doch Mariam war zu opfermuthig. Im Uebrigen suchte sie den Grafen in ihrer Art zu trösten.

„Ich glaube fast,“ sagte sie mit feinem Lächeln, „daß Ottomar schon wieder frei ist.“

„Wie kommst Du zu diesem Glauben?“ fragte der Alte hastig.

„Gerade das Verschwinden Hedwigs bringt mich auf diesen Gedanken. Die Beiden leben vielleicht als Paul und Virginie auf einer einsamen Insel in diesem wildbrausenden Meer von Paris, wo sie der lästigen Aufsicht der Väter überhoben sind.“

„Verwünscht!“ rief der alte Graf aus; „indefß dem Jungen ist dergleichen zuzutrauen. Doch zu einer Ehe gebe ich niemals meine Einwilligung.“

Mariam zuckte mit den Achseln, während der Graf eine Pille nach dem jüngsten Rezept des Doktors hinunterspülte. Am Abend dieses Tages wollte Mariam mit Billioray die Tuilerien besuchen, in denen ein großes Volksfest stattfinden sollte:

an Ausflüchten fehlte es ihr wieder nicht; sie durfte heute erwarten, von dem Mitgliede der Commune eine wichtige Auskunft zu erhalten über das Gefängniß, in welchem Ottomar verweile, dann würde es vielleicht möglich sein, zu ihm zu dringen.

Der Graf ertheilte ihr bereitwillig Urlaub, mahnte sie nur zur Vorsicht und strömte über von Worten des Dankes.

Wiederum wie zu den Zeiten des kaiserlichen Glanzes strahlten die Tuileries wie ein Feenpalast, weitleuchtend mit ihren Kronenleuchtern und Girandolen in den feuchten Märzabend hinaus, durch die kahllästigen Bäume des Tuileries-Gartens. Doch der Mann der Napoleonischen Ideen brütete nicht mehr an der Bildsäule Nero's über die Stellung der Gesellschaft und seine Krone . . . und die schöne Kaiserin, das Entzücken der Diplomaten, lächelte hier nicht mehr so herzwinnend mit dem Lächeln der ungekrönten Eugenie von Montijo, welche nichts besaß als ihre Schönheit und ihre durch den Fleiß der Heraldik ausgegrabenen Ahnen. Mariam war bisweilen in diesen Sälen gewesen; sie hatte Namen, Rang und Titel, und wenn auch ein gewisses Dunkel über ihren ehelichen Beziehungen und ihrer Vergangen-

hett schwebte . . . es gingen ja unter diesen Kronenleuchtern leichten Fußes so viele Damen einher, die man nicht nach ihrem Tauf- und Trauscheine fragen durfte. Und die höchste Dame Frankreichs war ja auch eine Fremde, mit einem bunten Stammbaum, von spanisch = irischer Herkunft, eine kühne Amazone und Herzenseroberin unter der Präsidentschaft, und etwas vom Blute der Mariams und Zoë's lebte auch in ihr.

Wie erstaunte Mariam, als sie, mit Billioray über die große Pracht- und Audienzterrappe hinaufsteigend, die jetzt ihre vornehme Ausschließlichkeit aufgegeben hatte, die hell erleuchteten Räume mit einer Volksmenge belebt sah, die zum Theil aus den dunkelsten Stadtvierteln von Paris sich rekrutirt zu haben schien. Im prächtigen Saal der Marschälle, im Pavillon de l'Horloge hatte Mariam oft die Würdenträger des Reichs versammelt gesehen, die Gesandten Europa's, ein Gewühl der buntesten Uniformen. Auch jetzt noch schmückten die Bilder der Generale und Marschälle die Wände; aber sie sahen verwundert herab auf das seltsame Schauspiel, das sich in diesen Räumen abspielte.

Die Tabakspfeife im Munde, mit zerrissenen Schuhen wanderte der Arbeiter von Belleville, der

Lumpenlehrer der Rue Mouffetard über das Parquet, auf welchem einst die vornehmsten Würdenträger des Kaiserreiches dahinglitten . . . und wo die koketten Hofdamen, die weibliche Halbwelt des Napoleontischen Adels, auf welche auch schon damals die echte Aristokratie des Faubourg Saint-Germain mit Verachtung herabsah, mit ihren von Brillanten leuchtenden Fächern spielten, da brachen sich jetzt Weiber der Halle mit ihren Ellenbogen kräftig Bahn durch das Gewühl, und alte Megären mit zerzausten Haaren sahen sich in den vor ihrem Anblick erschrockenen Trümeaus. Freilich, es fehlte auch nicht an rauschenden seidenen Kleidern, an Puß und Glanz; doch es waren nur einzelne neugierige Pariserinnen, welche an den Saturnalien im Schlosse des Kaisers ihr Auge weiden wollten, das übrige war der glänzende Schaum einer aus den Tiefen des Lebens auftauchenden Weiblichkeit, welche die Trottoirs mit dem Parquet vertauschte. Auch fehlte es nicht an Uniformen und die rothen Rabatten und Schärpen, Bänder und Troddeln erinnerten an den Glanz der Napoleonischen Generalität; auch waren Generäle und Präsidenten anwesend, man hörte dies aus Anreden, mit denen die Gespräche eingeleitet wurden. Selbstgefällig kirrten die Ka-

valiere mit ihren Sporen und machten den Damen in den Fauteuils den Hof, allerdings mit ungeschickten Verbeugungen und in unmöglichen Stellungen, mit Worten, die den Duft des Pariser Argots athmeten, indem sie sich räusperten und spuckten und nur ihre Goldborden dabei zu schonen suchten. Es gemahnte Alles wie die Verzerrungen eines Verirrspiegels, wie eine affenartige Parodie auf ein kaiserliches Hoffest.

Mariam schritt durch die Galerien, vorüber an den Musikkorps, welche hier Stücke exekutirten, von denen das Echo des alten Medicäerpalastes in Staunen gesetzt wurde. Im Theatersaale, dem Saal der Hofkonzerte, hatte sich ein Klub gebildet, welcher auf die Reden der sich rasch ablösenden, vom Geist der Commune beseelten Zungen lauschte. Den Kopf mit der phrygischen Mütze bedeckt, deklamirte eine Schauspielerin, die in den Kunsttempeln der äußeren Boulevards tragische Rollen zu spielen pflegte, ein wildes Gedicht, in welchem Paris, das neue Sodom und Gomorrha, dem Untergang durch die Flammen geweiht wurde. Ein endloser Jubel begrüßte die Prophezeiung . . . man war eben in der Stimmung des jüngsten Gerichtes und nicht lange darauf sollte diese rhetorische Flamme durch

die wirklichen abgelöst werden, die an derselben Stelle in die Höhe schlugen, an welcher die Rachel der Vorstadtbühne ihr deklamatorisches Feuerwerk abgebrannt hatte.

Mariam stimmte nicht in den Jubel des Volkes ein: sie fand es bedenklich, mit dem Feuer zu spielen, und auch der Gedanke, Paris, welches so viele schöne Dinge enthielt, niederzubrennen, erschien ihr geschmacklos. Sie hatte eben die Bildsäule Nero's gestreift . . . war denn das wilde cäsarische Gelüste aus dem Kopf des steinernen Imperators in die Köpfe einer hirnverbrannten Menge hinübergewandert, welche zur Erbin des Cäsarenwahnsinns geworden war?

So wenig der Begleiterin Billioray's indefs der Jubel über diese Brandpoesie zusagte, so sehr fühlte sie sich durch die Huldigungen geschmeichelt, die dem Maler von allen Seiten zu Theil wurden; er trug die rothe Schärpe der Communemitglieder, und das war an diesem Tage eine größere Auszeichnung, als früher in diesen Sälen die mit allen Großkreuzen Europas prangende Marschallsuniform.

Freilich wurde ein so hervorragender Machthaber auch von allen Seiten in Anspruch genommen,

angeredet, mit Fragen, Wünschen, Bitten jeder Art bestürmt.

Er mußte aber bisweilen ungalant sein und das Original seiner allegorischen Republik im Stiche lassen, mit wie großem Stolz er sie auch sonst im Arme führte. Ihre feine Anmuth erregte Aufsehen in diesen Kreisen; ihre anmuthigen Züge prägten sich dem Gedächtniß ein, und wenn einst das unsterbliche Gemälde des Künstlers den großen Saal des Hotels de Ville schmückt, gewiß, dann flüstert einer der Beschauer dem andern zu: „Kennt Ihr diese Züge? Kommt Euch dieser Kopf nicht bekannt vor? Man weiß doch nun, wo Alles Uebrige hingehört . . . der glückliche Billioray!“

In einem solchen Augenblick, wo Mariam allein im Theatersaal umherging, während der Maler von mehreren Damen der Halle in ein lebhaftes Gespräch verwickelt wurde, traf sie eine bleiche Schönheit, an einen Pfeiler gelehnt und wie mit irren Blicken in das Getümmel starrend.

Es war Zoë . . . seit jenem Besuch im Palais der Champs Elysées hatten sich die Freundinnen nicht gesehen. Zoë hegte einen dumpfen Groll gegen Mariam im Herzen; sie hatte keine Beweise für die Anschuldigung einer verrätherischen Intrigue, denn

ſie hatte ſeitdem vergeblich geſucht, Gordon zu ſprechen und auf ihre Briefe von ihm keine Antwort erhalten; doch ſie beharrte bei ihrer ſchweigenden Anklage Mariams; ſie erwiederte ihren Gruß mit kalter Gleichgiltigkeit, doch ſie hatte eine Frage auf dem Herzen und zwang ſich daher zu einem mühseligen Lächeln.

„Iſt Ottomar noch immer gefangen trotz meines Briefes?“

„Er iſt es!“ erwiederte Mariam mit dem Ausdruck tiefer Bekümmerniß.

„Du wollteſt Dich für ihn verwenden?“

„Gewiß . . . ich kenne ein einflußreiches Mitglied der Commune; doch es iſt vergeblich . . . er hat ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, welches vor die gewöhnlichen Gerichte gehört. Im Uebrigen, warum beſchäftigſt Du Dich noch mit ihm? Du haſt mir ja feierlich verſprochen, Dich von ihm loſzufagen?“

„Wenn er durch mich unglücklich geworden iſt, ſo iſt es doch meine Pflicht, Alles aufzubieten, um ihn zu retten.“

„Das iſt edel gedacht! Wenn nur nicht im Hintergrunde wieder die alte Leidenschaft lauert. Es muß doch etwas Schönes ſein um ſolche Doppel-

liebe, nur macht man aus der Liebe nicht ungestraft einen Revolver mit mehreren Kammern."

"Laß das," versetzte Zoë schwermüthig; "ich lebe in tiefer Bekümmerniß und Verzweiflung deshalb. Und doch denk ich nicht so gering von dem menschlichen Herzen, daß es nur einer einzigen Liebe fähig sei; ein reiches Gemüth, entzündet von dem Vortrefflichen und Herrlichen, kennt eine solche Beschränkung nicht. Die Welt ist nur arm für die geistig Armen; ihres Reichthums sich zu freuen, sollte der Muth der geistig Reichen sein."

"Diese Freude ist Dir ja unbenommen," versetzte Mariam; "doch allzugroß scheint sie nicht zu sein, nach Deinen trüben Mienen zu schließen."

"Seit jener unglücklichen Begegnung ist Gordon mir fremd und feindlich geworden; er lehnt jeden meiner Besuche ab. Und doch fühl' ich . . ."

Sie hielt plötzlich inne; ihre Blicke ruhten wie gebannt auf einem Manne, der eben durch die Pforte des Saals eingetreten war und den Arm in einer Binde trug. Es war Gordon . . . sie flog ihm entgegen. Mariam schien verletzt von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher Zoë die Unterredung abbrach; ihre eigene Aufmerksamkeit war in gleicher Weise von dem Gespräch abgelenkt worden; denn

hinter Gordon erblickte sie ihren alten Freund Pigeon, den sie schon lange dringend zu sprechen wünschte.

„Warum verleugnest Du Dich vor mir?“ rief Zoë, als sie in Gordons Nähe gekommen.

Dieser schwieg und machte eine abwehrende Bewegung.

„Hat innige Freundschaft kein größeres Recht erworben? Selbst dem Verbrecher wird es gegönnt, sich zu rechtfertigen.“

„Wir sind geschieden,“ sagte Gordon kalt.

„Geschieden . . . in Folge einer nichtswürdigen Intrigue. Wer hat Dich damals aufgefordert, in die Villa des Lumpensammlers zu kommen?“

„Das ist gleichgültig,“ versetzte Gordon tonlos; jedenfalls ein Freund, der es gut mit mir meinte.“

„Doch ich will meine Feinde kennen lernen.“

„So sieh mich an,“ sagte Gordon; „laß Dir an dieser Feindschaft genügen.“

„Wenn Du unerbittlich bist gegen mich, so rette wenigstens Ottomar.“

„Einen Brudermörder?“ sagte Gordon höhniisch auflachend; „er mag es büßen, was er verbrochen hat.“

„Er ist Dein Bruder . . .“

„Ich werde mich dessen vielleicht erinnern, wenn

es Zeit ist, wenn eine ernstere Stunde geschlagen hat. Zunächst mag er hinter Kerkergittern nachdenken über das, was er gethan."

"Und für mich hast Du kein Wort der Verzeihung?"

"Nein," rief Gordon, indem er Zoë mit seinem linken Arm aus dem Gedränge in eine Fensternische zog. "Ihr habt den Enterbten um sein letztes Glück betrogen . . . und der eigene Bruder . . ."

"Er wußte es nicht . . ."

"Du aber wußtest, daß Du mir treulos warst."

"Nimm mich wieder auf zu Dir . . . bei Dir, bei der Sache des Volkes ist mein Denken und Empfinden. Verhänge eine Buße über mich. Doch dann . . ."

"Welche Buße?" unterbrach sie Gordon; "welche kann eine so empörende Untreue sühnen?"

"Gut denn," versetzte Zoë, wie versteinert von Gordons Hartherzigkeit; "noch eine Frage. Wie steht es um Paris, um die Freiheit, um die Commune?"

"Wir werden bis zum Aeußersten kämpfen!"

"Ihr seid verloren!"

"Ich fürchte, ja! Das Heer der Versailler verstärkt sich von Tag zu Tag mit den Veteranen des

letzen Krieges; die Truppen gehen nicht zu uns über und kämpfen erbittert. Die Provinzen schweigen."

"So höre meine letzte Bitte: kämpft Ihr den Todeskampf, so rufe mich zu Dir und laß mich mit Dir sterben!"

Gordon wandte der schönen Gestalt der vor ihm stehenden Rumänin jetzt einen wärmeren Blick zu. Da stand sie mit festgeschlossenen Lippen, dem Ausdruck kühnen Entschlusses; aus ihren Augen leuchtete es wie Todesfackeln; hoch und stolz stand sie da, und ihre Züge von dunklem Marmor schienen regungslos und starr.

"Es sei," sagte Gordon.

"Ich habe Dein Wort . . ."

"Du hast es."

Und er wandte sich und verlor sich in der Menge.

Boë sah hinaus durch das Fenster. Mond und Sterne glänzten hell über den Prachtbauten des Louvre, über den Unsterblichen Frankreichs, die in seinen äußeren Nischen, auf seinen Zinnen standen; schwer aber fiel der Schatten des Pavillon d'Horloge auf den Carousselplatz. Die Mediceer, die Bourbons, die Imperatoren . . . sie zogen vorüber

vor ihrem Auge im bunten Schattenspiel. So vergänglich schien ihr Alles, Hoheit, Glanz und Glück . . . und auch die Liebe.

Da weckte sie aus ihren Träumen der stürmische Jubel des Volkes; er galt einem schäbigen Redner, der einige Stichwörter des Tages mit fecker Handbewegung in die Menge geschleudert hatte.

„Wir kämpfen für das künftige Geschlecht,“ sagte sie zu sich, „das gegenwärtige könnte uns Ekel einflößen.“

Und durch den dichten Tabaksqualm, der den Saal verfinsterte, schritt sie dahin wie eine Göttin, die sich aus dem olympischen Gewölk in diese profanen Wolken verirrt hatte, mit denen der neue Souverain von Paris seinen Thron umgab.

Inzwischen eilte Mariam, wie von Furien gescheucht, durch Säle und Galerien nach der großen Treppe, die sonst nur bei feierlichen Gelegenheiten den Gesandten und Hofstaaten zugänglich war, auf welcher jetzt aber ein buntes Getümmel auf- und niederwogte.

Sie hatte von Pigeon die Schreckenskunde erhalten, der Baron von Satori befinde sich in den Tuileries; gleichzeitig hatte der frühere Diener ihr mitgetheilt, daß er jetzt die schönsten Aussichten

habe, den Baron für immer unschädlich zu machen; doch bei der augenblicklich drohenden Gefahr war Mariam für diese tröstliche Hoffnung wenig empfänglich; sie fragte nicht einmal, was Herr Pigeon zu dieser Erwartung berechtige, sondern ihr Kleid zu eiliger Flucht zusammenraffend, um so mehr, als die Parquets der Tuilerien sich heute in ein Noli me tangere verwandelt hatten, eilte sie auf dem nächsten Wege dem Ausgang zu, als wollte sie aus einem in Flammen stehenden Schloß entkommen. Nicht einmal ihrem Begleiter Billioray, so nahe die Gruppe war, mit der er sich unterhielt, sagte sie ein Wort des Abschiedes; er merkte nicht, daß seine beglückende Republik dem glücklichen Volke von Paris in stürmischer Eile den Rücken kehrte. An der Prachttreppe angekommen, athmete sie auf; noch einige Stufen . . . und sie war von der unerträglichen Angst erlöst.

Da sah sie auf das Geländer der Treppe eine Gestalt sich stützen . . . ohne Frage, es war die Generalstabsuniform, es war die lange, dünne Figur, es waren die ermüdeten Züge des Barons.

Wie von einem Blitz geblendet, wandte sie sich um und flog die Marmorstufen hinauf: kein Adjutant, der hier dem Kaiser die Botschaft eines großen

Sieges an einem Festabend überbrachte, konnte beflügelter die große Treppe hinaufsteigen. Ein flüchtiger Blick zeigte ihr, daß sie bemerkt worden war; auch der Baron hatte, zum Erstaunen derer, die er bei Seite stieß, treppauf einen wilden Wettlauf begonnen. Das verdoppelte Mariams Angst und Haß. Das Gedränge im Saale der Marschälle erwies sich an einigen Stellen undurchdringlich; es blieb ihr nichts übrig, als ein Versteck zu suchen. Sie hoffte, hinter einer der dichtesten Gruppen, die sich wie zu einem Knäuel verstrickt hatten, sich verbergen zu können; es waren Nationalgardisten, die sich über die Kunst des Barrikadenbaues unterhielten, während ihre umfangreichen Gattinnen kauend und schlürfend sie umstanden, die Gläser und Teller in der Hand. Das war ein schützender Wall, und in der That, der Baron, der sich zwischen den Gruppen mit großer Geschwindigkeit hindurchschlangelte, schien an ihm vorüberzugleiten. Mariam trohlocte . . . jetzt war hinter ihm der Weg zur Treppe frei. Sie duckte sich, wie ein gescheuchtes Wild, unbekümmert darum, was die Gäste des Volkskonzertes dazu sagen würden, die ja auch alle viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren . . . und als sie so mit einigen nothwendigen Windun-

gen und Spiralen die nächsten Gruppen umkreist hatte, sah sie sich plötzlich zu nicht geringem Schreck ihrem Gatten gegenüber, der plötzlich umgekehrt war und noch einmal den Saal der Marschälle durchsuchte.

„Endlich, Mariam,“ rief der Baron, indem er seine Arme öffnete, um sein Weib ans Herz zu schließen; „wie lange suche ich Dich!“

Mariam ließ sich stumm umarmen, mit dem Gefühl einer gefangenen Maus, über der eine Falle zuklappt.

„Doch fort aus diesem wilden Treiben,“ sagte der Baron; „wir haben uns viel zu sagen.“

Die wiedergefundene Gattin fühlte, daß ihr das Wort versagte, um ihrem Entzücken Ausdruck zu geben. Um aber nicht allzukunft zu erscheinen, entschloß sie sich zu einem seelenvollen Blick, einem auf Sicht lautenden Wechsel der Liebe, den der Gatte acceptirte.

Sie hatte jetzt nur den einen Wunsch, daß Niemand ihr begegnen möchte bei ihrem Gang durch den Saal und über die Treppe; doch auch dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Gerade der Unwillkommenste trat ihr entgegen, Billioray, der sie hierhergeführt hatte, der sie jetzt in allen Sälen

suchte. Es fiel ihr ein, daß sie damals bei ihrem ersten Besuch im Atelier des Malers ihren Gatten bei ihm verleugnet hatte. In der That näherte sich das Communemitglied, an seiner rothen Schärpe zupfend, mit der Miene der Entrüstung und, wie es schien, mit der sehr entschiedenen Absicht, den Generalstabssoffizier zur Rede zu stellen.

Mariam raffte ihre ganze Geisteskraft zusammen, um hier eine feindliche Begegnung zu vermeiden.

„Da hab' ich sie endlich,“ rief der Baron frohlockend, indem er in glücklichster Laune dem Maler die Hände entgegenstreckte; „Sie wissen, wie lange ich Paris durchstreift, um sie zu finden.“

Während Billioray zögerte, in die dargebotene Rechte einzuschlagen, entwickelte Mariam ein viel-sagendes Mienenspiel; sie bat ihn mit ihren Blicken, den Wunsch ihres Begleiters zu erfüllen; sie versprach ihm mit vertraulichem Zunicken spätere Aufklärung und deutete durch ihr Achselzucken an, daß sie sich jetzt unter einem Zwang befinde, der sie verhindere, ihm die Wahrheit zu sagen.

So bequemte sich Billioray, nicht ohne der blonden Heiligen, über deren Wangen diesmal doch eine heiße Röthe strömte, bedenklich fragende Blicke zuzuwenden, zu einem flüchtigen Händedruck und

verfolgte mit sichtbarem Mißmuth das Paar, wie es die Treppe hinunterschrift.

Die Gattin wider Willen hielt es für das Beste, ein etwas herausforderndes Lächeln auf ihre Lippen zu heften; denn sie wollte lieber für die leichte Beute eines Condottiere gehalten werden, als für sein ihm angetrautes Weib. In ihrem Herzen aber regte sich Aerger, Zorn, eine wahre Fluth des Hasses: sie hätte den Gatten, der ihr jetzt hindernd entgegentrat, wo sie dem Ziele eines langen Strebens so nahe war, mit den Waffen der Mediceerin, welche diesen Palast gegründet, mit vergifteten Handschuhen oder Kerzen aus dem Wege räumen mögen. Doch noch war es vielleicht nicht nöthig, zum Aeußersten zu schreiten . . . es war klüger, dies andern Händen zu überlassen.

Trostreich klangen ihr die Worte des Barons. „So lange ich im Kriegslager lebe, kann ich uns hier keine sichere Heimstätte gründen. Mein Absteigequartier ist das Grand Hotel; dorthin wirst Du mir folgen. Lange wird's nicht mehr dauern; unsere Sache ist verloren, und es ist Zeit, damit ein Ende zu machen.“

Mariam athmete auf . . . das Hotel . . . Der Kampf auf den Wällen . . .

„Doch wie ist es Dir so lange ergangen?“ fragte der Baron.

Jetzt war es an Mariam, Wahrheit und Dichtung aus ihrem Leben zu einem spannenden Ganzen zu verschmelzen. Die Dichtung hatte natürlich das Uebergewicht: sie war oft in Noth gerathen, hatte untergeordnete Stellungen annehmen müssen, war als Gesellschafterin nach Paris gekommen, lebte jetzt dürftig von ihren Ersparnissen. Keine Penelope konnte mit größerer Sehnsucht ihren Odysseus und das Ende seiner Odyssee erwarten. Von dem deutschen Grafen, von dem Palais in den Champs Elysées war nicht die Rede: sie gab eine bescheidene Wohnung in einem etwas entlegenen Stadtviertel an, und der Baron rieth ihr, vorläufig noch ihr Mobilien und ihre kleinen Besitzthümer dort in sicherer Obhut zu lassen. Die Komödie der Belagerung müsse bald ein Ende nehmen, darüber sei Dombrowsky mit ihm einig.

Seines neugesicherten ehelichen Glückes sich zu freuen, hinderte den Baron indeß noch ein kleines Bedenken.

„Es machte fast den Eindruck,“ sagte er lächelnd, „als ob Du vor mir die Flucht ergriffen hättest.“

„Ich habe Dich gar nicht gesehen,“ versetzte

fie mit fecker Stirn. „Der garftige Billioray . . . Du wirft es wohl bemerkt haben . . . verfolgte mich.“

Sie gingen gerade im Schatten dahin, den die Vendômesäule im Mondſchein warf. Satori konnte es nicht unterlaſſen, ſein treues Weib durch innigen Kuß zu belohnen. Bald hatten ſie das Grand Hotel erreicht.

Am nächſten Morgen mußte Satori in aller Frühe auf die Wälle. Als er Abends zurückkehrte, fand er Mariam nicht mehr. Sie war verſchwunden . . . Niemand im Hotel konnte ihm Auskunft geben, wohin.

---

### Fünfzehntes Kapitel.

## In der Höhle des Löwen.

---

Das war ein lustiges Leben, das Raoult Rigault, der Polizeipräsident von Paris, führte, der inzwischen zum Syndikus der Commune avancirt war. Er hatte ja auch dafür seine glänzenden Vorbilder in der ersten französischen Revolution: den doppelzüngigen Barère, den üppigen Barras; ja selbst Robespierre wird in den zeitgenössischen Memoiren beschuldigt, in seinem Landhause zu Massons Bacchanalien gefeiert zu haben. Ueberall, in Ellichy, Auteuil, Passy hatten die Männer der Regierung ihre Villen; in der Stadt der Schrecken, außerhalb der Stadt die Leppigkeit! Leider konnte Rigault seine großen Vorbilder hierin nicht nach Wunsch kopiren; die Granaten von Versailles machten die Umgegend von Paris zu einem wenig idyllischen Aufenthalt,

und besonders der Mont Valerien war ein grossender Tugendwächter für die ganze westliche Campagna der Hauptstadt. Ländliche Zurückgezogenheit, ein Schwärmen der Nymphen und Bacchantinnen in schönen Gärten . . . das waren Träume, welche Rigault nicht ins Leben rufen konnte. Dafür hatte er sich in der Rue du Bac ein stilles Asyl begründet, wo er sich von den Staatsgeschäften ausruhen konnte.

Vorhänge schützten dies Asyl vor dem Mondschein und den allzuneugierigen Nachbarhäusern, und nur die springenden Pfropfen der Champagnerflaschen und das schallende Gelächter bewiesen den Lauschern in den hohen Mansarden auf der andern Seite der Straße, daß sich hier eine lustige Gesellschaft versammelte, die sich um den Sammer von Paris nicht im Geringsten bekümmerte. Die unglaublichen Weinrechnungen, mit denen Raoul im Hotel de Ville und in der Polizeipräfektur das Budget der Commune belastete, wurden zum Theil erklärlich durch den ausgezeichneten Stand seines Privatkellers, der allerdings auch durch Confiskationen von Staatswegen gefüllt wurde.

Doch dieser Gamin mit dem unverfiegbaren Hohn auf seinen Lippen, dieser Herold der Satur-

nalien, durch welche die Welt auf den Kopf gestellt und die Hohen von den Niederen, die Richter von den Verbrechern gerichtet werden sollten, diese Spottgeburt aus dem Straßenschmutz und revolutionärem Feuergeist zusammengeknetet, war zugleich das größte Polizeigenie, welches jemals im Palais de Justice eine Stätte gefunden hatte, und der erste Napoleon hätte seinen Fouché, der dritte seinen Pietri freudig hingeben können, wenn sie dafür einen Raoul Rigault eingetauscht hätten.

Es war noch heller Tag; gleichwohl waren die Fenster des Salons verhangen und bunte Ampeln verbreiteten ein magisches Licht, das sich in den Krystallflaschen, welche die Tafel schmückten, widerspiegelte, noch mehr aber in den Trümeaus, mit denen alle Wände dekorirt waren. Es ging ein Regenbogenspiel durch den Saal, wie in einer Krystallgrotte, welche plötzlich von den Strahlen der Sonne durchleuchtet wird.

Der Kastellan Raoul Rigaults, ein bewaffneter Polizeimann mit einem martialischen Schnurrbart, hatte Hedwig zu Tisch geladen, nachdem er an ihrer Dachmansarde feierlich angeklopft. Hedwig zögerte keinen Augenblick; sie fürchtete sich nicht vor dem wilden Despoten; sie traute sich die Kraft zu, seine

Leidenschaft zu entwaffnen, und hegte noch immer die Hoffnung, durch ihren Muth und ihre Beredsamkeit Ottomars Freiheit zu erringen.

Als sie in den Saal trat, erblickte sie drei Leidensgenossinnen, welche Raoul Rigault ebenfalls, wie es schien, in seiner Privatwohnung gefangen hielt. Die eine indeß, eine Schönheit von imposanter Gestalt, näherte sich Hedwig mit freundlichem Gruß: sie machte die Honneurs des Hauses.

„Wir sind hier,“ begann sie, „bei unserem lebenswürdigen Wirth gesichert vor allen Gefahren, welche die Unruhen und der Bürgerkrieg im Gefolge haben. Sie sind eine Deutsche?“

Hedwig bejahte diese Frage.

Die zweite dieser Schönheiten trat mit einem koketten Lächeln an sie heran.

„Wir führen keinen Krieg mehr mit den Deutschen. So also sehen die deutschen Mädchen aus . . . nicht übel, ganz apart! Und keine Schminke? Wahrhaftig, alles Natur! Ein ganz charmantes Roth . . . diese unmerklichen Uebergänge! Das läßt sich schwer erreichen! Sie sind vom Handwerk?“

„Von welchem Handwerk?“ fragte Hedwig.

„Ich meine, Künstlerin, wie ich.“

„Nein,“ erwiderte Hedwig kurz.

„Es sind schlimme Zeiten jetzt für die Kunst; ich habe es aufgegeben, die Gestalten der Dichter zu verkörpern und deklamire nur noch in Konzerten. Damit allein kann man jetzt begeisterten Jubel erregen; es müssen aber Gedichte sein, schwunghaft wie die rothen Plakate. In jedem Vers muß sich eine Faust ballen; die Reime müssen zusammenschlagen wie Schwerter, die Refrains zusammenflirren wie Sporen; dann bricht ein Sturm des Beifalls los.“

„Und Sie dürfen hier frei aus- und eingehen?“

„Gewiß.“

„Und warum bin ich hier gefangen?“ fragte Hedwig.

„Das will ich Ihnen sagen,“ versetzte die dritte Schönheit, die bisher trotzig schmollend am Fenster gefessen hatte. Sie trug noch das Nonnenkleid der Karmeliterinnen. „Wir sind gefangen, weil wir uns als Bittende an den Herrn des Hauses gewendet und weil dieser unsere Bitten nicht erhören will, es sei denn, daß wir seinen Wünschen entgegenkommen. Ich habe um Gnade gebeten für die Superiorin des Klosters, die man in Haft ge-

nommen hat aus thörichten Gründen: man beschuldigte sie, eine Folterkammer im Kloster eingerichtet und drei Schwestern jahrelang im Kerker eingesperrt zu haben. Und diese drei Schwestern waren Irtsinnige, die wir in einem Pavillon im Garten isoliren mußten und jene Folterkammer eine orthopädische Heilkammer. Vergebens wandte ich mich an Herrn Rigault . . . er ließ mich hierher schleppen und beraubt mich meiner Freiheit."

"Schwester Bernhardine sehnt sich nach ihrem Kloster zurück," sagte Victoire, die hochgewachsene Schönheit, „und doch bietet Raoul Rigault Alles auf, ihr den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen."

Die Klosterschwester, ein sanftes Mädchen mit anmuthigen Gesichtszügen und schwärmerischen Augen, zuckte verächtlich mit den Achseln und näherte sich Hedwig, in der sie eine Bundesgenossin erblickte.

"Warum sollen wir hier nicht vergnügt zusammen leben?" sagte die Künstlerin, die nicht zu den Berühmtheiten Frankreichs gehörte, sondern nur im Theater der Folies dramatiques zweite Rollen gespielt hatte und zuletzt im Eldorado aufgetreten war, wo sie durch den unnachahmlichen Chic, mit dem sie die herausforderndsten Refrains vortrug,

stürmischen Beifall errungen. Sie begann auch jetzt einen dieser Refrains zu trillern, wobei sie einen wehmüthigen Blick auf die leeren Weingläser warf, die auf der gedeckten Tafel standen.

Da ertönte Sporengelirr draußen auf dem Korridor, und die Thüre gewaltsam aufstoßend trat der junge Syndikus der Commune herein, der sogleich in den Refrain der Sängerin energisch einstimmte und dabei den Takt mit seinen Sporenstiefeln schlug. Zwei Polizeimänner trugen ihm dicke Attenfascikel nach, die er unter den Tisch warf, um sie während der Tafel als Fußschemel zu benutzen. Dann entfernten sich die beiden Guiden.

„Morbieu,“ rief Raoul, indem er den Revolver neben sich auf den Tisch legte, „eine nichtswürdige Neuigkeit! Fort Issy ist in die Hände der Versailler gefallen. Mesdames, es beginnt nach Schwefel zu riechen: bereiten wir uns bei Zeiten vor, zum Teufel zu fahren. Da ist ja auch die verwetterte Allemande, die Loreley mit dem Felsenherzen . . . das ist schön!“

„Ich bin nur hier,“ versetzte Hedwig unerschrocken, „um die Freiheit des Grafen Waldenbach und die meinige von Ihnen zu verlangen.“

„Diplomatische Verhandlungen, meine Schöne: dazu bedarf es zunächst der Erquickung und Stärkung. Da sieh, Martin, das Findelkind, bringt bereits die Weine und die Speisen. Das wissen Sie doch, Bürgerin, daß die höhere Diplomatie den Weinflaschen und den Völkern zugleich die Hälse bricht? Zwischen einem Ragout fin und einem boeuf à la sauce piquante, zwischen einem Glas Malvaster und Burgunder wird über das Schicksal der Nationen entschieden; sanftes Geflüster wie bei einem Rendezvous, und wenn sich die Herren mit ihrer Serviette den Mund wischen, dann haben sie dafür gesorgt, daß sich Hunderte und Tausende gelegentlich massacriren. Folgen wir ihrem Beispiel, essen wir, trinken wir . . . und verhandeln wir im großen Styl. Victoire, ich verzichte heute auf Deine Nachbarschaft; ich setze mich zwischen meine Feindinnen, ich nähre die Schlangen an meinem Busen. Die Deutsche zu meiner Linken, die Nonne zu meiner Rechten.

En avant,  
Pour l'honneur du couvent!

singt Beranger.

„Ich nehme den Platz zu Ihrer Linken an,“ versetzte Hedwig, „um Sie immerfort an Ihre Pflicht

zu erinnern; doch ich verachte Ihre Gastfreundschaft, ich bitte nur um trockenes Brot in meine Zelle."

"Auch ich esse und trinke nichts," sagte Schwester Bernhardine.

"Victoire . . . seh' ich nicht aus wie ein begnadigter Sünder, der von zwei Engeln ins Paradies escortirt wird? Ach, wenn sich erst aus diesem härenen Gewand die himmlische Seligkeit herauschälen wird . . . vielleicht schon auf Erden: das wird ja sein wie im Feenmärchen oder im Robert le Diable — essen wir, trinken wir: Glas auf Glas!"

Und Raoul Rigault gab sich eine Zeit lang dem Genuß der Tafelfreuden mit solchem Eifer hin, daß er ganz seine Tischgesellschaft vergaß.

"Das verwünschte Fort Sffy," murmelte er dabei vor sich hin; „ich muß es mit Burgunder hinunterspülen.“

Seine beiden Nachbarinnen saßen wie die Säulenheiligen neben ihm.

"Welche unheimliche Stille." rief Raoul plötzlich; „hat die Klosterhexe denn alle angesteckt? Sitzen wir hier in einem Refectorium? Champagner

her, Findelkind! So . . . laß die Pfropfen knallen; fort mit allem, was das Leben zur Last macht!"

Dabei stieß er die Altkenfascikel mit den Füßen fort.

\* „Citoyennes . . . es lebe die Commune!"

Victoire und die Künstlerin stießen mit Rigault an.

„Und nun ein Lied, Stephanie! Ein lustiges Lied! Das verwünschte Fort Fffh . . . es ist mir in die unrechte Kehle gekommen . . . überall Verrath und Verräther. Singe, finge, daß die Gläser klirren!"

Und Stephanie erhob sich und sang mit dem ganzen Chic einer Cafésängerin eines jener apokryphen Lieder von Beranger, welche dem französischen Nationaldichter wenig zur Ehre gereichen würden, wenn sie seinem Genie entstammten.

Glücklicherweise entzog sich der Sinn der Worte dieses Pariser Argot gänzlich dem Verständniß Hedwigs, welche nur die Mienen und das Gebardenspiel dieser Straßensängerin bemerkte und sich zur Seite wandte.

Der Polizeichef selbst aber begleitete jeden Refrain mit schallendem Gelächter, stimmte, das Glas hoch erhebend, ein, faßte dann die Künstlerin um

die Taille, drehte sie sporenklirrend im Kreise herum, indem er den Refrain mit schmetternder Stimme wiederholte. Bei diesem Rundtanz wurde der leere Stuhl von Stephanie umgeworfen; auf dem erschütterten Tisch klirrten und schwanften die Gläser und gossen ihr Maß auf das Tischtuch aus.

Raoul aber, ehe er sich wieder zwischen die beiden Heiligen setzte, schloß den Rundtanz mit einer zarten Nuance des Cancan, indem er trotz der schweren Sporenstiefeln den Fuß mit seltener Gewandtheit in die Höhe schleuderte; verständnißinnig antwortete Stephanie und ließ ihre zarten Füßchen wie Elfengeister in den Lüften herumtanzen.

Als sich Rigault wieder an den Tisch gesetzt, betrachtete er das in allen Farben spielende Tischtuch mit einer gewissen Wehmuth, stützte sein Haupt auf die Hand und sagte vor sich hin:

„Citoyennes, wer weiß, wie lange wir noch so fröhlich sein werden! Böse Nachrichten! Immer näher rücken die Versailler . . . es wird wohl kein Ostern der Menschheit gewesen sein, nur eine kurze Fastnacht! Immerhin: die Letzten sind einmal die Ersten gewesen; wir haben Alles auf den Kopf gestellt, und das Ding wäre ohne Athmungsbeschwerden abgegangen, wenn die ver-

wünschten Versailler draußen nicht solchen Druck ausübten. Nun, mögen sie siegen . . . für die Beleuchtung des Schlußtableaus werden wir schon Sorge tragen.“

Raoul trank wieder ein Glas nach dem andern; seine Züge, seine Augen glühten; er sang mit Stephanie noch einige kecke Lieder, dann erhob er sich:

„Die Tafel ist aufgehoben! Meine Damen, auf Wiedersehen! Schwester Bernhardine, Ihre würdige Oberin, dies Skelett, muß in Mazas bleiben; ich kann sie ohne Weiteres nicht begnadigen: wir sprechen noch einmal darüber; jetzt hab' ich mit dem deutschen Fräulein zu verhandeln!“

Die drei Damen verließen das Zimmer, Victoire, welche hier das älteste Hausrecht besaß, warf einen mißvergnügten Blick auf die zurückbleibende Hedwig.

Und Hedwig blieb ohne Zagen und Zögern, fest entschlossen. Mit klarem und festem, sieghaftem Blicke stand sie dem Revolutionsmann gegenüber, der mit einer fieberhaften Unruhe hin und her ging wie ein heutigieriges Thier, mit unstät blitzenden Augen, zögernd, den Tigersprung zu wagen.

„Man hat Umstände genug mit Ihrem Grafen

und mit Ihnen," begann er; „die Diplomatie hat sich seiner angenommen; wir haben auch einen Diplomaten, der das Auswärtige Amt vertritt. Unser Pascal Grouffet kann's mit Euren Grafen aufnehmen: ein verwetterter Elegant, korrekt vom Kopf bis zu Fuß und von allen Toilettenwassern duftend; doch er kümmert sich zu viel um den Frieden mit Europa . . . ventre - saint - gris, was kümmert uns Europa? Er schreibt mir, wir möchten auf die Preussens Rücksicht nehmen: sie sehen zu und reiben sich die Hände; ein Maulloch werden sie uns doch nicht offen lassen. Ich hasse die Preussens . . . und wenn wir gesiegt, wir hätten den Krieg gegen sie von neuem begonnen, den großen Volkskrieg der Republik gegen die Tyrannen. Das ist das letzte Wort unserer Commune, es wird unter ihren Trümmern begraben werden. Verkünden Sie's in Deutschland, mein Fräulein.“

„Ich bin nicht der Herold Ihres Ruhmes und will es nicht sein," versetzte Hedwig; „ebensowenig sitze ich zu Gericht über Sie! Das würde einem einfachen Mädchen nicht ziemen. Ich kam nur als eine Bittende; Sie haben die Macht, und vor der Macht, stamme sie woher sie wolle, müssen wir uns

beugen. Man hat sich für den Grafen Waldenbach verwendet . . ."

„Gewiß . . ."

„Es ist Ihr eigenes Interesse, ihn freizulassen."

„Das werd' ich selbst beurtheilen."

„Ich aber bitte Sie darum im Namen seines greisen Vaters, in meinem eigenen Namen; er ist mein nächster Landsmann, ein Freund unseres Hauses."

„Sachte, Fräulein! Ich glaube wohl, daß eine solche Märchenprinzessin einen deutschen Bären verzaubern kann, auch wenn ihm das Grafenwappen auf den Pelz gebrannt ist; ich glaube auch, daß er nicht ungerührt bleibt von einer Schönheit, die etwas Gefundes, Schmachhaftes, den haut-gout der Unschuld hat . . . pardon, das ist für uns haut-gout; ich glaube auch gern, daß das Herz der Schönen ein warmes Gefühl für den Grafen hegt; doch was kümmert das Alles mich? Ich halte etwas vom Völkerrecht, denn wir sind keine Rothhäute. Doch der Graf ist ein gemeiner Verbrecher, kein politischer Angeklagter, und nach dem Völkerrecht darf man nicht die Freitgebung gemeiner Verbrecher verlangen."

„Aber ich . . . ich selbst . . . befreien Sie

mich von dem unwürdigen Loos, wider Willen Ihre Hausgenossin zu sein! Oder geschieht dies auch nach dem Völkerrecht?"

„Nein, Fräulein, das ist mein Privatvergnügen; tel est mon plaisir, sagten die Könige und sagen wir jetzt. Man hat sich auch nach Ihnen erkundigt . . . doch die Polizei ist nicht allwissend.“

„Die Zeiten ändern sich; trotzen Sie nicht zu sehr auf Ihre Allmacht. Ich bin hartnäckig und werde Sie zur Rechenenschaft ziehen, früher oder später, wenn ich jetzt vergebens bitte.“

„Ei, ei! So stolz und trotzig! Und dazu dieses sanfte Gesicht. diese märchenblauen Augen! Ich verlache Ihre Drohungen, Fräulein! Wissen Sie denn, es steckt etwas vom jüngsten Gericht in der Luft und Ihre guten Prussiens werden zu spät kommen. Das ist meine geringste Sorge. Pascal Grouffet mag sich mit seinem diplomatischen Lavendelduft in einer alten Kommode begraben lassen; dieser Odeur ist nur für die große Menge, die noch an etwas glauben muß. Wir sind fertig; wir haben abgewirthschaftet nach so und so vielen Tagen, aber unsere Leichen sind nicht für die deutschen Nasgeier, sondern für die Hunde von Versailles. Für die Diplomatie und die Prussiens bleibt da

nichts übrig; doch vorher wird noch etwas ausgeräumt werden, und da könnte Ihr theurer Graf auch in den allgemeinen Untergang gerathen."

"Ottomar," rief Hedwig plötzlich mit gepreßtem Herzen, schluchzend und die Hände ringend; es übermannte sie das Gefühl seiner und ihrer Hilflosigkeit.

"Noch ist nichts verloren, mein Kind! Du bist schön, mein Kind! Denk' an den Vendômeplatz . . . ich bin schon lange Zeit Dein Verehrer. Und jetzt, wo ich Dich in den rostigen Nebeln des Champagners sehe, erscheinst Du mir als eine rechte Fee! Hörst Du den fernen Kanonendonner? Sie sind an der Arbeit, die Versailler; sie klopfen mit Macht an unsere Thore! In blühender Jugend stehen wir dem Nichts gegenüber . . . welche Thore wären wir, wenn wir des Lebens schäumenden Kelch nicht mit vollen Zügen leerten, ehe der letzte Tropfen in den Sand geschüttet wird."

Hedwig hörte nicht auf diese Worte; sie hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben und den Entschluß gefaßt, das Herz dieses harten Wüßlings durch innige Bitten zu rühren. Als sie aufsaß, erschrak sie; sie begegnete wildfunkelnden Blicken und dem Geberdenspiel eines Wahnsinnigen.

„Du siehst mich verwundert an mit dem holden Erstaunen eines Engels, den man bei den Flügeln packt? Ja, wenn Du dem Grafen ein Schutengel sein willst, so falte Deine Flügel etwas zusammen und lege sie bei Seite, wenn auch nur auf kurze Zeit; dann kannst Du wieder in alle Himmel fliegen.“

Waren dies die Worte des Irrsinns oder der Trunkenheit? Hedwig lauschte mit krampfhafter Angst.

„Du siehst mich mit den frommen Taubenaugen fragend an? Ja, ich bin ein Habicht . . . was weiter? Das ist einmal meine Natur, und ich bin darüber gar nicht mißvergünstigt; doch ich will Dir nicht das Gefieder zerpfücken: nur mußt Du ein frommes, geduldiges Täubchen sein. Sieh, wir schließen einen Vertrag: ich lasse den Grafen frei . . . und Du zahlst mir dafür den Preis.“

Hedwig, die bei der Verheißung Rigaults fast aufgejauchzt hätte, zuckte jetzt um so schmerzlicher zusammen.

„Ich bitte um Deine Liebe, um Deine Gunst . . .“

Die eine Hand fieberisch zitternd auf den Tisch stützend, hielt Hedwig die andere wie zur Abwehr

dem Wüftling entgegen, um dessen Lippen jetzt ein höhnißches Lächeln schwebte.

„Ich bitte . . . brauch' ich zu bitten? Ich verhandle . . . brauch' ich zu verhandeln? Reize meinen Born nicht!“

„Das ist infam,“ rief Hedwig heißerglühend.

„Bin ich nicht Raoul Rigault, vor dem Paris zittert? Ein Herrscher von sechs Wochen . . . sei es drum! Sechs Wochen Allmacht . . . und der zerschmetternde Blitz! Es genügt für ein Menschenkind! Dir gegenüber aber bin ich ja der sanfte Roi d'Yvetot qui prend le plaisir pour code! Güte Dich, verwandle mich nicht in einen Tyrannen!“

„Dttomar wird mir verzeihen; ich kann ihn nicht retten; aber Dich verachte ich!“

„De par tous les diables!“ rief Raoul erblaffend und zurückweichend. „Das ist eine unerhörte Schmach . . . in meinen Armen sollst Du sie büßen.“

Er stürmte auf Hedwig los, um sie ans Herz zu drücken; doch in rettungsloser Verzweiflung umherspähend, hatte diese den Revolver auf dem Tische bemerkt; blitzschnell griff sie nach demselben, spannte den Hahn und trat Raoul drohend gegenüber.

Er fuhr zurück.

„Das Ding ist geladen; das wäre ein ver-  
teufelter Streich, der Syndikus der Commune über  
den Haufen geschossen von einer deutschen Charlotte  
Gorday. Schone Dein eigenes Leben, Kind; auch  
Du würdest sogleich einen wenig beneidenswerthen  
Tod sterben unter den groben Fäusten meiner Leib-  
wache!“

Und Rigault zog an einer elegant gestickten  
Klingelschnur, die dicht neben ihm an der Wand  
hing, einer Arbeit seiner Victoire. Er klingelte  
heftig . . . mit Martin traten die beiden Polizei-  
männer ein.

Hedwig senkte den Revolver.

„Ich vertheidige nicht mein Leben, nur meine  
Ehre!“

„Diese junge Dame,“ sagte Rigault mit kaltem  
Hohn, „hat sich der Ehre unwerth gezeigt, unter  
meinem Dache zu hausen. Martin . . . einen  
Fiafer! Ihr Beiden bringt die Dame nach dem  
Depot; ich werde an Kanvier schreiben, daß man  
ihr später eine Zelle in Mazas anweist. Sie soll  
dort eine Luft athmen mit ihrem geliebten Grafen;  
bin ich nicht liebenswürdig? Doch ich werde auch  
schreiben, daß man sie heraustraten läßt in den  
Korridor, wenn er zum Kriegsgericht geführt

wird, und in den Hof, wenn das Peloton die Gewehre anlegt, um ihn zu erschießen. Sie selbst ist eine Hochverrättherin; Ihr Zeugen seht den Revolver in ihren Händen, den sie auf mich abfeuern wollte."

Hedwig ließ sich ohne Sträuben den Revolver abnehmen und folgte willenslos den Schirren. Sie sah ein schreckliches Bild vor Augen, vor dem sie zurückschauderte; aber der Gedanke, mit Ottomar ein gemeinsames Loos zu theilen, hob ihre Brust.

"Ein Bandalenvolk!" brummte Raoul vor sich hin; „Blut und Eisen, sagte der große Häuptling, ist die Losung, und auch die Frauenzimmer haben davon profitirt; doch ich will das Täubchen kirre machen. Martin, die Akten in mein Kabinet; auch Victoire soll kommen; ich muß ihr erzählen, wie grimmig diese deutschen Bärinnen sind; das wird sie amüsiren. Fast vergess' ich über dieser Affaire Fort Issy und den ganzen Plunder . . . und das ist das Beste!"

Eine Cigarre sich anzündend, begab sich der Syndikus der Commune in sein Arbeitszimmer.

---

## Sechszehntes Kapitel.

### Die Gegenverschwörung.

In dem düsteren Gebäude der Rue de l'Épée de Bois wurde die Klingel gerührt; die Alte öffnete. Mariam trat ein.

„Herr Pigeon ist gerade sehr beschäftigt,“ sagte die Pförtnerin mit wichtiger Miene; „er hat sich auf einige Stunden vom Dienst dispensiren lassen, um nach seinem Geschäft zu sehen!“

„Er erwartet mich,“ versetzte Mariam und ging mit stolzem Schritt an ihr vorüber.

Im Hofe herrschte indeß reges Leben, das ihr unwillkommen war: Herr Pigeon gehörte zwar zu den Dgres, zur Aristokratie der Lumpensammler, zu ihren Großkaufleuten; doch er hatte daneben auch noch aus alter Anhänglichkeit ein kleines Detailgeschäft bewahrt; heute gerade waren alle dienstbaren

Geister versammelt; alte, schmutzige Männer mit der „Hotte“, abgerissene Gamins, ungekämmte Weiber; es war, als ob ein Chiffonnier unter der Menschenwelt selbst seine Ernte gehalten hätte. Und dies Alles wimmelte durcheinander, wie ein durch den Stock des Wanderers aufgestörter Ameisenhaufen.

Hier war eine Art von Schädelstätte: die Knochen wurden fortirt, der Abfall von den Tafeln der Reichen und der Armen; dort stand eine ganze Garnitur von fortgeworfenen Stiefeln und Schuhen, die kläglichsten Ueberreste des an der Spitze der Civilisation marschirenden Paris, wasserschöpfende Schuhe, Saugpumpen mit klaffender Sohle, aus denen der Flickschuster den neuen Schuh, den dix-huit fabricirt. Weiterhin wurden Tuch- und Sammetsegen, Leinenlumpen und blaue Tücher fortirt. Dort krazten kleine Mädchen den Lack von den Flaschenhälsen, während weiterhin Kinder, nur mit zersehten Schwimmhosen bekleidet, große, zwischen Dreifußstativen aufgehängte Siebe schwenkten, in denen als werthvolle Reste Knöpfe, Nägel, Samenförner, Knochenstücke übrig blieben.

Mitten in diesem Treiben stand Herr Pigeon, eine Briestafche in der Hand, mit kahlem Kopf,

den Schweiß auf der Stirn; denn er war heute, um die spärlich zugemessene Zeit zu benutzen, trepp auf und trepp ab in seinen Geschäftsräumen umhergerannt. Ueber den Hosens mit den breiten, rothen Streifen trug er eine Art von Blouse.

Mariam wagte nicht, bis zu ihm hindurchzubringen, aus Furcht, mit dieser Sammlung der Herrlichkeiten der Pariser Gasse in unliebsame Berührung zu kommen.

Pigeon winkte ihr freundlich zu und bat sie, einen Augenblick zu warten. Noch einmal musterte er diese Waarenausstellung aus dem Inferno, notirte sich die Zahlen der Gegenstände eines jeden Refforts, wanderte wie der General der nächtigen Rundschau von der Rechten zur Linken und trat dann zu Mariam.

„Folgen Sie mir ins Gartenhaus,“ sagte er; „auf meinem Comptoir sind heute die Gehülfen in voller Thätigkeit. Blicken Sie indeß beim Vorübergehen nicht zu verächtlich auf diese Dinge: sie harren alle einer fröhlichen Auferstehung; ich kenne das Geheimniß dieses Stoffwechsels, der viele Industrien belebt. Die Gourmands bei ihren feinen Soupers werden manchen Fleischüberrest, manchen Geflügelkopf in einem Hâché oder Brodpudding wieder-

finden, in wiedergeborener Gestalt erblicken; manches Toilettenstück ihrer Schönen geht aus diesem Schmutz wieder mit voller Eleganz hervor, und aus den Cigarrenstümpfen, welche die Gamins einsammeln, werden noch einmal lustige Dampfwölkchen steigen im Cabinet und im Salon; aus jenen hochgethürmten Holzschuhen werden Zahnstocher gemacht. Denken Sie nicht gering von uns; wir nehmen uns des Verächtlichen an und gestalten daraus das Werthvolle . . . ist das nicht rühmenswerth?"

Beide schritten durch den engen Gang nach dem hinteren Garten. Die Villa lag im Maigrün gebettet, und fröhlicher Vogelsang tönte von den Zweigen. Es war noch früh am Tage; sonst wäre auch das schmetternde Lied der Nachtigall erklingen. Der Frühling hatte sich nicht aufhalten lassen durch den bösen Zwist der Menschen; die Granaten mochten draußen über die Bäume und Büsche dahinfegen: wie in diesem grünen Versteck, so hatten sich überall, auch in den Bosquets der Champs Elysées, die zartgrünen Blattknospen entfaltet, wenn sie auch verwundert in den Pulverdampf blickten, der ihnen die lebenspendende Sonne verbarg.

Als Mariam mit ihrem Begleiter in den Salon getreten war, sank sie ermüdet auf das Sopha; ihr

blondes Gelock fiel über ihre Stirn, sie gab sich nicht die Mühe, es zurückzustreichen.

„Lebt er denn immer noch?“ fragte sie mit sanfter, fast erlöschender Stimme.

„Er lebt,“ erwiderte Pigeon.

„Und noch keine Aussicht?“ fragte sie dann mit einem unheimlichen Aufleuchten ihrer Augen.

„Ich hoffe, seine Stunde hat bald geschlagen,“ versetzte der Lumpensammler, indem er sich neben Mariam in einen Lehnstuhl warf.

„Ich ertrag's nicht länger, Krankenpflegerin zu sein und nicht die Herrin des Hauses; auch darf sich's nicht zu lange verzögern; denn ich merke bereits feindliche Einflüsse, die meine Stellung zu erschüttern suchen. Die Zuflüsterungen des Doktors, der beständig um den Grafen ist, finden mehr und mehr Gehör. Das Verschwinden des Grafen Ottomar und das Verschwinden Hedwigs, zu dem auch mir der Schlüssel fehlt, hat die Stimmung in unserem Hause aufs Aeußerste erbittert; man beginnt, Mißtrauen gegen mich zu hegen. Ich brauche, wie die Feldherren sagen, eine gesicherte Operationsbasis, um zu siegen; ich bin entmuthigt, so lange diese mir fehlt.“

„Sie dürfen Muth schöpfen, Madame . . . ich glaube, wir sind am Ziel.“

„Ich war überzeugt davon, daß Sie Ihrer Sache eingedenk bleiben würden, sobald der günstige Augenblick für sie eingetreten ist.“

„Er ist gekommen, und ich bin bereit, ihn zu benutzen. Glauben Sie, daß ich eine mir angethane Schmach jemals vergesse? Nicht mehr in der Sklavenjacke, als Ebenbürtiger steh' ich an seiner Seite und will's ihm heimzahlen, was er an mir gethan hat.“

„Ich bin gespannt,“ versetzte Mariam, und sah den Meister Chiffonnier mit fragenden Blicken an.

„Er hat ein unbegreifliches Vertrauen zu mir; ich spiele meine Rolle auch nicht schlecht, Madame! So bin ich denn Mitwiffer eines Geheimnisses geworden, das ihn mir ganz in die Hände liefert.“

„Erzählen Sie,“ sagte Mariam hastig, während sie sich lauschend über die Sophalehne herüberneigte.

„Es handelt sich um nichts weniger, als um einen fein gesponnenen Verrath an der Commune, deren Stunden, wie jene Herren glauben, gezählt sind.“

„Welche Herren?“ fragte Mariam.

„General Dombrowski selbst und Ihr Gatte, Baron Satori. Die Verhandlungen mit Versailles sind in vollem Gang. Beide wollen die Commune so theuer wie möglich verkaufen.“

„Ei, ei! Ich wußte nicht, daß der Baron ein so guter Geschäftsmann geworden ist,“ versetzte Mariam mit triumphirendem Lächeln; „vielleicht braucht er das Geld, um von Neuem den häuslichen Herd zu begründen; schade nur, daß dazu das Hauptinventarstück fehlt, die Gattin, die das heilige Feuer pflegt.“

„Der Abgesandte der Versailler, der sich einen Passirschein zu verschaffen wußte, hat schon zweimal eine Zusammenkunft mit Satori und dem General gehabt. Morgen Abend ist er an meine Adresse gewiesen; ich habe ihnen hier dies versteckte Gartenhaus für ihre geheimnißvolle Begegnung angeboten.“

„Das ist schön!“ rief Mariam, in die Hände klatschend, mit der Freude eines Mädchens, dem eine reizende Puppe geschenkt wird.

„Nun aber beginnt Ihre Aufgabe, Madame!“

„Nur zu, nur zu: seien Sie überzeugt, daß ich sie lösen werde.“

„Ich muß sogleich zurück zu Dombrowski; ich

werde ihm mittheilen, daß alle Vorbereitungen für die Zusammenkunft von mir pünktlich getroffen worden sind. Nur unter diesem Vorwand gelang es mir, auf kurze Zeit Urlaub zu erhalten, um nach meinen Geschäften sehen zu können. Jetzt trete ich wieder meinen Dienst an und muß Alles vermeiden, was mich bei meinen Vorgesetzten verdächtigen könnte."

"Nur weiter . . . ich höre," sagte Mariam ungeduldig.

"Sie kennen Billioray?"

"Gewiß . . . ich interessire mich für sein Talent."

"Auf seinen Pinsel und seine Palette kommt es jetzt nicht an, aber er ist einer der einflußreichsten Männer der Commune. Gehen Sie zu ihm, ich kann es nicht; doch Sie dürfen sich auf mein Zeugniß berufen. Er möge morgen Abend um acht Uhr unter einem zuverlässigen Führer eine Schaar von Nationalgardisten, am Besten die tapferen Vengeurs de Florens hierher in mein Haus schicken; er ist sicher, einen guten Fang zu machen, einen Agenten von Versailles und einen Verräther . . . den Baron von Satori."

"Triumph!" rief Mariam frohlockend aus.

„Und das Ende?“

„Ich sehe kein anderes als das Kriegsgericht und die Kugel.“

„Ich fliege zu Billioray.“

„Noch eins, Madame! Darf ich Sie bitten, heute Abend die Honneurs meines Hauses zu machen? Ich werde alle nöthigen Ordres ertheilen, aber selbst nicht Urlaub erhalten, da ich den Dienst Satori's bei Dombrowski vertreten muß. Auch soll die Zusammenkunft so geheim wie möglich sein; ich selbst bin zwar eingeweiht in den Zweck der Verhandlungen, doch man will auch vor mir noch Einiges verborgen halten, vor allem die Summen, welche den Preis des Verrathes bilden; man fürchtet wahrscheinlich, daß ich zu unbescheidene Ansprüche auf einen Theil derselben erheben könnte.“

„Und worin bestehen die Honneurs, die ich in Ihrem Hause machen soll?“

„Fürchten Sie nichts . . . Sie brauchen Ihrem Gatten nicht zu begegnen.“

„Ich habe eine eiserne Stirn . . .“

„Meine Alte ist unterrichtet; sie wird Satori und den Versailler in diesen Salon führen. Ich bin überzeugt, daß Billioray nach Ihren Mittheilungen bereit sein wird, die Bengeurs de Flourens

zu schicken. Sie haben die Freundlichkeit, dafür zu sorgen, daß dieselben sich hinter diesen Vorhang verstecken, leise, athemlos, und wenn Sie selbst an ihrer Spitze das Gespräch belauschen wollten . . . Sie sind eine feinhörige und verständnißvolle Zeugin. Man wird Papiere austauschen, vielleicht Geld auszahlen; dann ist es Zeit, daß Sie das Zeichen geben."

"Ich an der Spitze dieser wilden Banden?"

"Billioray's Name giebt Ihnen Schutz und Ansehen; doch wenn es Ihr Gefühl verletzen sollte . . ."

"Mein Gefühl? Er nur hat es in der empörendsten Weise verletzt, mich mißhandelt, den Geliebten dem Tod geweiht. Dem Elenden konnte ich verzeihen, der in den sibirischen Bergwerken schmachtete, doch nicht dem Wiederauferstandenen, der die ruchlose Hand nach mir ausstreckt und mich mit der verrosteten Kette von neuem fesseln will. Es ist eine That der verzweifeltsten Nothwehr, wenn ich ihn in den Abgrund stoße, ihn, der mein ganzes Glück zertrümmern will. Einmal noch hat er mich gedemüthigt und entwürdigt; die Sklavin soll vor ihm stehen als ein Dämon der Stache und ihm mit

bitterem Hohngelächter ihren Triumph verkünden und sein Verderben."

„Ans Werk denn, Madame; es ist keine Zeit zu verleren.“

Die Verschworenen trennten sich; Pigeon schnallte seinen Säbel um und zog die rothleuchtende Uniform des Nationalgardeoffiziers an. Mariam stieg in einen Fiaker und fuhr nach dem Hotel de Ville.

Pigeon gab im Vorübergehen seiner schwarzen Bande noch einige Aufträge; es war Alles in bester Arbeit; die Siebe wurden geschwenkt, die Lumpen fortirt; einige neuangekommene Esel, vor inhaltreiche Karren gespannt, gaben ihrer Freude über die erreichte Ruhestation, lebhaften Ausdruck; volle Tragbutten wurden ausgeschüttet; es fiel Pigeon schwer, von dieser kräftigduftenden Idylle zu scheiden und sich dem rauhen Kriegsgott wieder in die Arme zu werfen.

Auf der Place Vendôme war das Hauptquartier; auch hier sah es idyllisch genug aus und Pigeon konnte im Vorübergehen eine ganze Reihe von Genrescenen beobachten. Der Platz selbst war vom Generalstab mit in Beschlag genommen: eine lange Reihe von Schildwachen patrouillirten auf

dem Wege, der in das Haus und die Treppen hinauf in die Gemächer des Stabes führte; doch auf beiden Seiten des Weges hatten sich die Familien der Nationalgardisten häuslich eingerichtet; es wimmelte von Weibern und Kindern, welche zusammen mit den soldatisch eingekleideten Häuptern der Familie hier ihr bescheidenes Mahl verzehrten. Ueberall sah man kleine Oefen, von denen ein Fettdunst ausströmte, der wie eine graue Wolke qualmend über dem Plaze brütete. Mitten in dieser ranzigen Atmosphäre, welche dem Hindurchwandernden den Athem benahm, in dieser düstern Beleuchtung konnte Pigeon die verschiedensten Gruppen erkennen: wo der glühende, schmorende Ofen noch nicht sein Werk vollbracht hatte, beschäftigte sich die Familienmutter, der die Haare übers Gesicht herunterhingen, damit, ihrem Erstgeborenen ein freundlicheres Aussehen zu verschaffen, indem sie den widerstrebenden Schreihals eifrig kämmte; weiterhin lagen die Nationalgardisten auf der Erde, nur mit einer leichten Felddecke ausgerüstet. In dem Gebäude selbst begegnete Pigeon den verschiedenartigsten Uniformen: Offizieren im rothen Garibaldihemd mit riesigen Stiefeln und Pelzmützen, Pistolen im Gürtel, jungen Helden in der Uniform der Chas-

seurs à pied, Generalstabsoffizieren mit scharlachenen Kabatten. Pigeon begrüßte die Kameraden mit vieler Vertraulichkeit, obschon er im Grunde seines Herzens die Fremden haßte und meinte, daß in diesem europäischen Rehrichthausen sehr wenig Edelsteine zu finden seien.

Er hatte überall freien Zutritt, auch in das Gemach Dombrowski's, ein Prachtgemach der früheren Kommandanten der Nationalgarde, mit schönen Möbeln, die aber jetzt mit Staub bedeckt waren, mit Sammettapeten, welche jetzt im dicken Qualm ihren Glanz eingebüßt hatten. Dombrowski saß am Tisch neben Satori: Beide studirten eine Karte der Fortifikationen von Paris.

„Es ist für morgen Abend Alles bei mir bereit,“ meldete Pigeon.

„Gut, gut! Wir warteten noch auf diesen Bescheid,“ sagte Dombrowski, sich erhebend; seine kleine, aber kräftige Gestalt verschwand neben dem langen Baron, der hoch aufgerichtet an seine Seite getreten war. Die mageren, braunen Züge desselben hatten einen schwermüthigen Ausdruck; er kräuselte nachdenklich seinen gewaltigen Schnurr- und Knebelbart.

„Sie werden morgen Satori's Stelle vertreten

und mich auf die Wälle begleiten, es ist doch dafür gesorgt, daß keine Ueberraschung möglich ist?"

„Alles in Ordnung, General,“ erwiderte Pigeon mit fester Stimme, indem er dabei sich in wenig dienstmäßiger Haltung mit der linken Hand über den kahlen Scheitel fuhr.

„Diesen Befehl an die Bengeurs de Flourens . . . eilen Sie, Pigeon!“

Der Chiffonnier merkte, daß seine Anwesenheit unwillkommen war; man hatte ihn zwar ins Vertrauen gezogen und man rechnete auf seine Verschwiegenheit; doch man wollte ihn nicht zum Mitwiffer aller Verhandlungen machen, schon wie er mit Recht vermuthete, um seinen Antheil an der Beute, den man ihm nicht versagen durfte, nicht zu hoch bemessen zu müssen. Der blendende Anblick der hohen Ziffern, um die es sich handelte, sollte ihm erspart werden und damit jede Verlockung zu größeren Ansprüchen. Pigeon war mißvergnügt darüber, daß ihm der volle Einblick in die Geheimnisse des Generalstabes versagt blieb; doch er tröstete sich damit, daß ja das ganze Nest bald ausgehoben werden würde.

„Dieser Dombrowski,“ sagte er zu sich selbst, „ist doch nur ein nach Paris verschlagener Abenteurer; man weiß nicht, ob er russischer oder polnischer

Offizier gewesen, ob er für Schamyl oder gegen Schamyl im Kaukasus gefochten hat; ich begreife nicht, warum man die Vertheidigung von Paris in die Hände eines Polen gelegt hat. Ueberall, wo die Polen die Hand im Spiele haben, hört man auch halb den Ausruf: Finis Poloniae!“

Inzwischen war Dombrowski unruhig im Zimmer auf- und abgegangen.

„Wir müssen zu Ende kommen,“ sagte er dann zu Satori mit raschem Entschluß.

„Ich bin auch dieser Wirthschaft herzlich müde,“ versetzte dieser, indem er an den Tisch trat und die Feder eintauchte.

„Man wird von Verrath sprechen,“ fuhr Dombrowski fort, dessen sanft einschmeichelnde Stimme jetzt eine wehmüthige Färbung annahm; „ich bin kein Verräther; ich bin nur der Arzt, der dem Schwerekranken, dem Rettungslosen einen tödtlichen Trank eingiebt, um seine Martern nicht zu verlängern. Ich habe mich getäuscht: ich glaubte, das Volk von Paris stehe hinter mir, es ist nicht so; ich bin schwer bestraft. Feiglinge mit dem Instinkt des Tigers: das sind die Helden des Tages; aber wir werden mit ihnen fertig werden. Sie wissen, meine Leibwache ist mir ganz ergeben; wollen

sie mir eine Falle legen, so erkläre ich die Diktatur und lasse sie alle einsperren."

"So ist's recht, General," versetzte der Baron, der ihm die eingetauchte Feder entgegenhielt.

"Ich verkaufe mich wohl," fuhr Dombrowski fort, der sich nicht stören ließ in dem Eifer, mit dem er die Rechnung mit seinem Gewissen abzuschließen suchte, „doch ich riskire dabei meinen Kopf und muß für mein Weib und meine Kinder sorgen."

Er nahm die Feder aus Satori's Händen; auf dem Tische lagen neben der Karte mehrere der Unterschrift harrende Papiere.

Satori schob sie dem General zu, wobei er die wichtige Ordre, die ihn selbst betraf, besonders begünstigte.

"Wohl," sagte Dombrowski, „so unterschreibe ich hiermit den Tagesbefehl, der Sie zum Oberkommandanten aller vereinigten Streitkräfte macht, welche sich zwischen dem Point de Jour und dem Thor von Wagram befinden. Das Schicksal von Paris liegt in Ihrer Hand."

"Seien Sie überzeugt," sagte der Baron sich in seiner ganzen Länge ausstreckend, „ich werde das Meinige thun, um diesem Tollhauspektakel ein Ende zu machen. Wir sind gewohnt, für die Frei-

heit zu kämpfen, aber nicht, uns von der Hefe des Volks kommandiren zu lassen. Was das Uebrige betrifft . . ."

„Sie erhalten 300,000 Francs, mir ist eine Million bereits zugesichert; ich acceptire sie, aber nicht in Eratten auf London oder Brüssel, sondern auf Rothschild in Frankfurt. Sagen Sie dies dem Unterhändler. Lasnier wird einen Theil der Summe mitbringen und den ausgefertigten Vertrag mit Ihnen; ich werde ihn in das Haus Pigeons zur bestimmten Stunde weisen, wenn er sich morgen bei mir melden läßt.“

Als Dombrowski die dreihunderttausend Francs erwähnte, verklärten sich die düstern Züge des fast zum Skelett abgemagerten Barons; er sah eine helle Zukunft vor sich; er konnte sein Schloß in Galizien wiederkaufen und dann an der Seite der reizenden Mariam . . . da fiel ein Schatten auf sein Glück, das unerklärliche und wie er fürchten mußte, böswillige Verschwinden der wiedergefundenen Gattin.

„Vor allem aber,“ sagte Dombrowski, „müssen wir sichere Geleitscheine nach Brüssel erhalten.“

„Ist dies Alles in Ordnung, so werden die Thore von Auteuil, Passy und La Muette unbesezt sein: das ist Ihre Sache; man wird die Versailler

davon unterrichten und ihrem Einmarsch in Paris steht nichts mehr im Wege. Setzt auf die Wälle . . . bald werden die Todtenopfer aufhören, die wir dem grinsenden Gözen des Pöbels bringen."

Der General und sein Adjutant kirrten die Treppe herunter und bestiegen die bereitgehaltenen Pferde.

Inzwischen war die Baronin Satori nicht minder thätig als der Baron, um die Verschwörung, in welche dieser verstrickt war, zu Fall zu bringen. Ihr Vater hielt vor der ersten Barrikade, mit welcher der Platz vor dem Stadthause geschützt war.

In allen Formen hatte der poetische Schuster, der zum Chef der Barrikadenbauer ernannt worden war, die Schutzwehren vor dem Sitz der Regierung aufgerichtet, phantasievoll und mit jener verschwenderischen Improvisation, mit welcher er seine unmöglichen Verse zum Gelächter der Clubs aus dem Ärmel schüttelte.

Groß und klein, kreuz und quer, geradlinig und halbmondförmig erhoben sich diese Schutzwälle des Baubans der Commune mit den drohenden Mündungen der Kanonen und den blitzenden Bajonetten der Schildwachen.

Mariam hatte sich von Billioray ein für alle-

mal einen Passirschein ausstellen lassen; sie mußte ihn vor jeder Schildwache vorzeigen, an welcher sie, über die Barrikaden kletternd, vorüberkam. Hier und dort fand sie Schwierigkeiten, nicht als ob ein Wechsel, den ein Mann von dem Ansehen Billioray's ausgestellt hätte, irgendwo zurückgewiesen worden wäre, sondern nur, weil einige Krieger mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntem Fuße lebten, oder weil ihnen, in der geistigen Erregung, in der sie sich befanden, die Buchstaben vor den Augen tanzten.

Endlich gelangte sie glücklich zum Gitter des Hotel de Ville über den Platz, der einem Zigeunerlager durchaus ähnlich sah, und auf welchem die Trümmer von Flaschen, Töpfen und allerlei Hausgeräthen neben schnarchenden Soldaten und Frauen ein an das Licht der Sonne hervorgezogenes verwahrlostes Interieur bildeten.

Hier standen die Förderirten in Gruppen.

Mariam mußte, trotz ihres Passirscheins, ein langes Examen bestehen und sogar ihr Schnupftuch vorzeigen, ob es die rechten Namensziffern trug.

„Eine Krone,“ sagte der eine, die Freiherrnkrone bemerkend, die über den Chiffren gestickt war, „gewiß eine verwünschte Prinzessin; nun, unser

Billioray hat sie gezähmt." Er rief einer Markentenderin, die das Gewehr auf dem Rücken, singend und trällernd auf- und abspazierte.

„Eve, hierher! Geleite die Bürgerin zum Berathungsjaale der Commune. Wir sind galant, Madame!“

Eve schulterte das Gewehr, betrachtete die Dame, die sie geleiten sollte, vom Kopf zum Fuß und schlug dann ein schallendes Gelächter auf.

„Deine Toilette, Bürgerin, ist etwas zu elegant für diese Kriegszeiten; heute wird hier dem Empereur kein Ball gegeben; hebe die Schleppe etwas in die Höhe; denn es fließt hier mancherlei in Strömen, wenn auch nicht gerade Blut.“

Vorangehend führte Eve ihre Begleiterin in den ersten viereckigen Hof. Mariam hatte ihn oft betreten bei den Festen des Präfecten, wenn die fröhliche Ballmusik von oben hier ein Echo fand. Wie sehr war dies alles verwandelt; sie hätte das von Säulen getragene herrliche Dach kaum wieder erkannt. Dieser Hof, der seinen Namen vom König Ludwig XIV. führte, war zu einem Bivoual geworden: gestohlene Matragen, Teppiche und Vorhänge aus den Sälen des Palastes, Rissen mit vergoldeten Fransen, Alles lag bunt durchein-

ander; an der Statue des großen Königs waren Käppis und Gürtel aufgehängt, die bis zu seinem römischen Kriegsrock herunterhingen; seine Perrücke war versteckt hinter einem Viertel Fleisch aus der Marktenderbude, und auch Karl der Große war mit den rothen und weißen Käppis des Volks in Waffen fastnachtartig ausgepußt, und die Uniform einer Marktenderin, die es vorzog, in Hemdsärmeln auf schön gestickten Kissen auszuruhen, diente ihm als neuester Krönungsmantel. In der Galerie des fêtes saßen weißkämpige Vengeurs und rothkämpige Gardisten und spielten in lärmender Weise Karten. „Vierzig Jules Favre,“ „sechzig Augusta,“ „achtzig Sedan“ und andere Kunstausdrücke, mit denen man die Buben, Damen und Könige umgetauft hatte, wurden mit heiserer Stimme gekrächzt und geschrieen.

Ueber die große Treppe wurde Mariam in den Saal der Hüiffers geführt und dann in den Thronsaal, in welchem der Thron, die Möbel und Vorhänge und jeder Glanz verschwunden war; hier verließ Eve mit militärischem Gruß ihre Schutzbefohlene, indem sie auf einen Mann im schwarzen Tract mit weißer Halsbinde zeigte, der in diesem Carneval von Uniformem wie eine verirrte Taube unter Papageien und Kakabus aussah. Dem Cere-

monienmeister der Commune saß zwar die civile Tracht fremdartig genug und er machte in diesem kurztailligen und kurzarmigen Tract den Eindruck eines nach Paris verschlagener Profeseuhauptlings; gleichwohl hatte er das volle Bewußtsein amtlicher Würde; er meldete die Bittsteller bei den Mitgliedern der Commune, welche sie zu sprechen wünschten.

Als Mariam ihm den Namen Billioray nannte, entfernte er sich sogleich, und als er zurückkam, nickte er mit dem Kopfe und führte Mariam in das Wartezimmer, welches vor dem Berathungsaal der Commune gelegen war. Hier lag der eigentliche Cerberus der Volksregierung in einem unsagbaren Costüm, einer burlesken Mischung verschiedener Uniformen aus der Zeit des ersten Kaiserreiches auf einem Stuhl, die Füße auf dem Tisch, eine Pfeife im Mund und begrüßte Mariam wie jeden neuen Ankömmling mit polternder Rede.

„Was wollen Sie von dem Bürger Billioray? Glauben Sie, daß das Volk ihn bezahlt, damit er mit Ihnen plaudern kann? Setzen Sie sich dort auf die Bank und verhalten Sie sich schweigend!“

Mariam bemerkte mit Mißvergnügen, daß mehrere Bittsteller und Bittstellerinnen bereits auf

den Bänken saßen: wie sollte sie Billioray hier in das wichtige Geheimniß einweihen?

Endlich erschien er, in jener fieberhaften Erregung, welche schon damals die Mitglieder der Regierung ergriffen hatte; denn sie fühlten die ungeheuere Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastete. Das lange blonde Haar hing ihm verwildert um die Schläfe; die rothe Schärpe mit den Goldfransen hatte sich verschoben. Gleichwohl begrüßte er „seine beglückende Republik“ mit einem wohlwollenden Lächeln; er fühlte sich auf einmal aus dem Lärm des Tages in die Regionen der Kunst und der Schönheit entrückt.

Mariam sagte, sie hätte ihm eine für die Commune höchst wichtige Mittheilung zu machen; er führte sie hinaus in den Corridor; sie verlangte von ihm, daß er am Abend des nächsten Tages Mannschaften in die Rue d'Épée sende und ihrer Leitung anvertraue; es gälte Verhandlungen mit den Versaillern zu entlarven und die Verräther zu verhaften.

Billioray erblasste; Alles, was mit dem Einrücken der Versailler zusammenhing, wirkte auf die Nerven der Mitglieder der Regierung in peinlicher Weise.

„Warten Sie hier einen Augenblick! Das ist wichtig, höchst wichtig! Die Commune muß sich rasch zu geheimer Sitzung konstituiren. Sie sollen ihr selbst Bericht erstatten.“

Und Billioray eilte in den Sitzungsjaal. Während Mariam nicht ohne Spannung dem Augenblick entgegen sah, wo sie die Pariser Schreckensmänner bei der Arbeit treffen sollte, hörte sie hinter sich einen sporenklirrenden Schritt und ehe sie sich dessen versah, fühlte sie sich von hinten umfaßt und als sie ihr Angesicht dem Frevler zuwandte, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen.

Es war ein junger Mann, der, ein Aktenstück unter dem Arm, durch den Corridor auf den Berathungsjaal zuschritt.

„Stille, Bürgerin!“, rief er Mariam zu, als diese ihrem Unwillen in heftiger Weise Luft machte; „hier ist kein Wartesalon, und wer sich hier aufhält, muß der Polizei Rede stehen. Ich habe kurzen Prozeß gemacht, Dir die Bertheidigung erspart und Dich mit einem Kusse begnadigt.“

Eben kam Billioray zurück.

„Es ist gut, daß Du kommst, Raoul Rigault; die Bürgerin bringt eine wichtige Neuigkeit; wir

haben uns eben als geheimes Comité konstituiert; die Bürgerin hat Zutritt.“

Und sie trat unerschrocken hinter den beiden Mitgliedern der Regierung in den Berathungsaal. Es herrschte hier eine schwüle Atmosphäre; die Mittheilung Mariams hatte Bestürzung verbreitet; sie mußte dieselbe auf den Wunsch Billioray's wiederholen.

So unerschrocken ihr Sinn war, so konnte sie sich doch nicht eines leisen Schauders erwehren, als sie die wild erregte Tafelrunde vor sich sah: glühende Gesichter, brennende Augen, die Einen in Hemdsärmeln, die Anderen in scharlachrothen Uniformen, die Einen Gewehre, die Anderen Revolver in der Hand.

„Ich schlage vor,“ rief ein düster blickender Regierungsmann mit struppigen Haaren, der sehr langsam sprach und jedes Wort nachdrücklich betonte, „daß wir die Bürgerin bis auf Weiteres verhaften. Wir müssen sie in unserer Gewalt haben, wenn ihre Aussage sich als falsch erweisen sollte.“

Bei diesen Worten richtete er sein Gewehr auf Mariam, welche erschrocken zurückfuhr.

„Fürchte nichts,“ sagte Billioray beruhigend

zu ihr; „das ist so seine Art; er richtet das Gewehr auf Jeden, mit dem er spricht; er liebt das Nachdrückliche und glaubt so am Sichersten die Aufmerksamkeit zu fesseln.“

„Im Gegentheil,“ fuhr der Maler dann laut mit seiner sanften Stimme fort, „die Bürgerin muß frei sein; sie kann uns so am Besten dienen und die Verräther ins Garn locken; ich kenne sie und verbürge mich für sie!“

„Ich habe auch Vertrauen zu ihr,“ sagte der Syndikus der Commune, der nicht am Berathungstische Platz genommen hatte, sondern mit unruhigen Schritten auf und abspazierte; „ich kann mich zwar nicht der gewiß sehr angenehmen Freundschaft mit ihr rühmen, wie Billioray; aber ich habe Menschenkenntniß; sonst wäre die Polizei sehr schlecht bei mir aufgehoben, und ich sage Euch, das ist eine Delila, und wir haben keine bessere unter allen den Amazonen, welche die Widerspenstigen und Flüchtigen in ihren Verstecken auffuchen und zwingen, die Uniform anzuziehen.“

„Wohl, so mag sie den Handstreich ausführen,“ sagte ein hagerer Mann mit tief eingefallenen Wangen, mit Augen, von krankhaftem Feuer erglühend; das knochige Gesicht hatte etwas Leichenartiges.

„Verrath überall, auch in unserem Generalstabe; der Schrecken genügt nicht mehr, unser Heer zusammenzuhalten: so bleiben uns nur die äußersten Mittel.“

Er sagte dies mit düsterer Energie.

„Unsere Sache kann untergehen, heute, morgen; aber ihre Leichenfackeln sollen über Europa flammen; auch Robespierre mußte sterben; hier unter diesem Dache lag er in schmerzhafter Agonie; die Commune konnte ihn nicht retten; aber auf die von 1795 folgte diejenige von 1871, und so wird eine folgen auf die andere bis der Tag der Freiheit erschienen ist und Europa die Jakobinermütze trägt.“

Mariam bemerkte, wie alle aufmerksam und schweigend auf die Worte des skelettartigen Mannes hörten, der in der That den Eindruck eines dem Tod entgegengehenden Märtyrers machte.

„Es bedarf einer Ordre, Delescluze,“ sagte Billioray. Delescluze . . . das war also der Diktator der Commune.

Mariam hatte seinen Namen oft gehört; sie wußte, daß ihm, dem Journalisten, die höchste Leitung des Heerwesens anvertraut war, nachdem die Generale sich unfähig gezeigt oder nach militärischer Diktatur gestrebt hatten.

Die Aufregung über den neuen drohenden Verrath hatte alle Gemüther des hohen Rathes er-  
hitzt; er gerieth auf einmal in lärmende Bewegung;  
die einen griffen zu den Revolvern, die andern  
schlugen mit den Fäusten auf den Tisch.

Delescluze saß und schrieb mit eiserner Ruhe.

„Tod den Verräthern!“ brauste es durch den  
Saal.

„Der Verrath ist nicht das Schlimmste“, sagte  
der Mann mit dem struppigen Haar, der diesmal  
sein Gewehr auf Billioray richtete; „das Schlimmste  
ist, daß man ihn für nöthig hält; wir sind verloren.“

Und er senkte das Gewehr wieder mit voll-  
kommener Hoffnungslosigkeit.

„So packe Deine Koffer,“ rief Rigault höhnisch;  
„es wird noch genug Feiglinge geben, die das  
sinkende Schiff verlassen. Der Weg nach Norden  
ist frei. Schießt man die Flüchtlinge auf den  
Wällen nieder mit Revolvern und Kanonen, so soll  
man denen, die aus dem Stadthause ausreißen,  
wahrlich keine Gnade schenken; ich bin der Erste,  
der Jedem eine Kugel nachschickt, der sein erbärm-  
liches Leben zu retten sucht.“

Nach diesen Worten trat eine unheimliche  
Pause ein; der Hohn Rigaults traf Manchem ins



Herz, der im Stillen sein Heil auf die Flucht gestellt hatte. Die Luft war schwül, Alle sahen bleich aus wie von den Blitzen eines heranziehenden Gewitters beleuchtet; jeder sah auf den blassen Zügen des andern seine eigene Gespensterfurcht.

Delescluze aber hatte indeß mit unerschütterlicher Ruhe seine Ordres ausgefertigt, er fragte Mariam nach Ort und Zeit, nach Hausnummer und Stunde und fügte die genauen Angaben den schriftlichen Befehlen bei; er war wie die Uhr der Revolution, die ruhig ihren Gang ging und regelmäßig ihre Stunden schlug, so lange sie noch nicht gewaltsam zertrümmert war.

„Diese Ordre für Obrist Bindy!“

Ein dienstthuender Nationalgardist sprang herbei, um sie in Empfang zu nehmen.

„Dieser Ausweis ist für Dich, Bürgerin . . . Du zeigst ihn morgen Abend vor, und man wird Dir gehorchen.“

Er winkte vornehm mit der Hand: das Zeichen für Mariam, sich zu entfernen.

Billioray geleitete sie bis in den Thronsaal.

„Bald bin ich von jeder Fessel frei,“ sagte Mariam mit verständnißvollem Lächeln.

„Giebt es noch eine Zukunft für uns?“ ver-

setzte der Maler mit wehmüthig umflorter Stimme; „ich fürchte, meine beglückende Republik wird nie die Säle dieses Stadthauses schmücken.“

„Es wäre mir empfindlich,“ sagte Mariam, „wenn sie auf den Trödelkram käme; ich habe eine zu große Aehnlichkeit mit dieser Republik, als daß ich wünschen könnte, mit ihr zugleich in die Kumpelkammer geworfen zu werden. Vernichtet sie, Billioray, wenn Alles verloren ist! Zunächst will ich Euch retten . . . verlaßt Euch auf mich!“

Sie schied von dem Maler mit innigem Händedruck; ein triumphirendes Lächeln schwebte um ihre Lippen: sie war ihres Sieges gewiß. Sie flog die große Treppe hinunter, durch den Hof, das Gitterthor, über die Barrikaden wie getragen vom Schwung ihrer Seele.

Noch hielt der Fiaker in der Rue Rivoli . . . sie setzte sich hinein und trieb den Kutscher zur Eile an; sie vertrug jetzt nichts Langsames, Zögerndes! Wie lange zogen sich noch die Stunden bis zum Abend des nächsten Tages hin . . . hätte sie ihren trägen Gang besflügeln können!

Es war ein muthiges Pferd vor den Fiaker gespannt und Mariam fühlte mit Behagen, wie die Häuser der Napoleonischen Straße an ihr vorüber

flogen. Dicht am Louvre aber hielt die Droschke . . . ungeduldig beugte sie sich heraus; da bemerkte sie die bewaffnete Macht, die mit dem Kutscher verhandelte. Man spannte das Pferd aus als brauchbar für den Kriegsdienst; man brauchte Pferde für die Eclaireurs und nahm sie, wo man sie fand. Mariam mußte aussteigen und den Weg nach den Champs Elysées zu Fuß zurücklegen; von ganzem Herzen verwünschte sie die beglückende Republik.

---

## Siebzehntes Kapitel.

### Delila.

---

Im Palais der Champs Elysées herrschte eine gedrückte Stimmung: der alte Graf litt mehr als früher an heftigen Nervenzufällen seit dem Verschwinden Ottomars, und die Nachrichten, die er über ihn erhielt, konnten seine Aufregung nur steigern. Die Vermittelung der amerikanischen Gesandtschaft war erfolglos geblieben; Ottomar war verhaftet worden wegen eines Angriffs, den er auf ein Mitglied des Centralkomités mit bewaffneter Hand versucht hatte: er war der Justiz der Commune verfallen. Vergebens hatten sich der Graf und der Doktor bemüht, die Erlaubniß zu einem Besuch in Mazas zu erhalten; ihr Gesuch war ihnen abgeschlagen worden. Ihre einzige Hoffnung hatten sie auf Mariam gesetzt, die ja trotz aller drohenden

Gefahren fortwährend unterwegs war, um sich bei Mitgliedern der Regierung für Ottomar zu verwenden, vor Allem aber das Loos Hedwigs zu erforschen, um welche der Doktor tief bekümmert war; denn es war ihm nicht gelungen, irgend welche Kunde von ihr zu erhalten.

Er sah jetzt in dem alten Grafen seinen Leidensgefährten und widmete sich fast ausschließlich seiner Pflege. Die Aufregung desselben wurde durch den fortwährenden Kanonendonner gesteigert, von dem die Fenster klirrten: denn die Bastionen zwischen den nächsten Thoren wurden am heftigsten von den Versaillern beschossen und die Geschütze der Föderirten blieben nicht die Antwort schuldig.

„Ich fürchte das Schlimmste,“ sagte der Graf händeringend; „o, daß ich dies unglückliche Paris nicht verlassen habe, nachdem die Schrecken der ersten Belagerung vorüber waren. Man wird Ottomar zum Tode verurtheilen; diese Räuberbande ist zu Allem fähig.“

„Ich hoffe,“ versetzte der Doktor, „daß die Truppen von Versailles ihr nicht Zeit lassen werden, solche Justizmorde zu begehen; sie haben die Forts erobert und werden endlich die Thore erstürmen.“

„D wie verzweifelt langsam sind ihre Fortschritte; es fehlt die energische, geniale Führung. Immer lausch' ich gespannt, ob ich nicht den Marsch siegreicher Truppenkolonnen draußen vernehme; ich trete ans Fenster und sehe mich nach der trikoloren Fahne um, die ihren Einzug in Paris hält. Vergebens . . . diese krampfhafte Aufregung reibt alle meine Kräfte auf.“

In der That glich der alte Graf einem Schatten; seine Züge hatten eine aschgraue Färbung angenommen; doch auch der Doktor saß neben ihm als ein tiefgebeugter Mann; das wohlwollende Lächeln um seine Lippen war verschwunden, seine hohe Stirn umwölkt und seine Augen gewannen nur dann ihr klares Licht wieder, wenn er sinnend über das allgemeine Geschick der Menschen das eigene Loos vergaß: darin fand er die trostreichste Erhebung über den Jammer des täglichen Lebens, und er suchte auch den Grafen durch solche Betrachtungen zu trösten.

„Es ist mir immer lehrreich, in der Geschichte die geistigen Epidemien zu verfolgen, von denen die Menschheit ergriffen wird. Noch hat die Wissenschaft nicht die in der Luft schwebenden Atome ergründet, durch welche die ansteckenden Seuchen sich

verbreiten; sie weiß noch nicht, welche kleinen Pilze und Sporen die tödtlichen Giftträger sind, die mikroskopischen Agenten des beschleunigten Prozesses der Verwesung, den aufzuhalten ja die eigentliche Arbeit unseres Athmens und Lebens ist. Die Geschichtsschreiber aber haben viel zu wenig auf die geistigen Ansteckungen geachtet, welche ganze Epöchen der Menschheit beherrscht haben; auch das sind meist unsichtbare Influenzen — man erkennt sie an ihren Wirkungen. Sie sind nicht immer verderblich; der religiöse Fanatismus, das Märtyrerkthum, die Kreuzzüge, der politische Enthusiasmus, der Kultus der großen Männer, die Revolutionen: das sind alles Erscheinungen höchster nervöser Erregtheit, die von einem Nervensystem auf das andere sich fortpflanzen. Haben Sie nie gesehen, wie eine Magnetisirte unwillkürlich alle Bewegungen ihres Magnetiseurs nachmacht? Da haben Sie das Urproblem . . . das Geheimniß nervöser Ansteckung!"

„Und damit glauben Sie den Schlüssel zu den großen geschichtlichen Ereignissen gefunden zu haben?“  
 versetzte der Graf achselzuckend.

„Den Schlüssel für die Erregung der Massen, ja! Die bacchantischen Schaaren und die Wiedertäufer, wie die durch die Lande ziehenden Geißel

brüder mit ihrem freiwilligen Märtyrertum: sie standen unter der Herrschaft einer geistigen Epidemie. Und auch der Cultus des Genius ist oft durch eine solche zu erklären . . . was sind die Genies? Magnetisire! Wer einen starken Willen hat, zieht Viele in seine Kreise; wer selbst ein Fanatiker seiner eigenen Größe ist, der sammelt um sich einen Schwarm von Verzüchteten, und jeder dieser Verzüchteten hat so viel Fluidum in sich, um einen größeren Kreis in eine nervöse Erregtheit zu versetzen. Wir haben der Beispiele genug auf dem Gebiete der Kunst. Die bescheidenen Genies stellen schüchterne Wechsel aus, welche vielleicht die Nachwelt acceptirt: die Genies, die an Größenwahn leiden, sind im Stande, aus der ganzen Mitwelt ein großes Irrenhaus zu machen."

"Und so glauben Sie, daß ein Genie dies Paris der Commune in solchen wilden Taumel versetzt hat?"

"Nein . . . es hat seine Vortänzer; aber der Tanz selbst ist ein epidemischer Weitzanz; bei welchem einer den andern ansteckt und die Grimassen desselben nachmacht. Die Atome stecken in der pariser Luft seit der großen Revolution; es sind Ideen, die vielleicht den Köpfen bedeutender Denker entsprungen

sind, deren Niederschlag aber die Phrase ist. Man denke nicht gering von der Phrase . . . gerade in ihr liegt der Hauptstoff der Ansteckung. Das Volk läßt sich nur durch die Phrase begeistern; nur sie hat die Fähigkeit, zur fixen Idee von Hunderttausenden zu werden; sie ist der Dampf, der die Maschine in Bewegung setzt. Und kommt sie einmal ins Rollen, so geht sie sturmschnell in ihren Gleisen, und aus dem Gleis geworfen, zertrümmert sie sich selbst und alles. Commune . . Freiheit . . Gleichheit . . . Brüderlichkeit: das ist der Phrasendunst, der aus dem blutgetränkten Boden von Paris emporsteigt, der schon oft aus ihm emporgestiegen ist und wie ein Heiligenschein um das Haupt der großen Schreckensmänner glüht, welche die Bewunderung der Enkel erwecken. Dazu kommt die Erbschaft des Blutes . . .“

„Die Erbschaft des Blutes?“

„Glauben Sie denn nicht, Graf, daß auch in der Geschichte der Völker der Atavismus eine Rolle spielt? Einzelne Geschlechter werden übersprungen: dann werden die Enkel wieder die Abbilder ihrer Ahnherrn. Die Mörder der Bartholomäusnacht finden ihre Wiederauferstehung in den Septembermördern der großen Revolution und die rothmüßigen

Sakobiner, die einem Robespierre zuzubelten, in den rothen Basallen eines Delescluze und Raoul Rigault. Die Guillotine haben sie verbrannt; aber die Trikotusen leben noch, die sie umtanzten und denen der Tod ein Fest ist. Es giebt geschichtliche Erbschaften, und die Völker treten sie früher oder später immer von Neuem an. Dazu der angeborene Charakter des Volkes: die Franzosen sind geschmeidig, glatt und gewandt, aber auch gewandt in ihren Tigersprüngen, und es ist ihnen eine wilde Lust, ihre Opfer zu zerfleischen. Es ist ein grausames Volk . . . und der Fanatismus der Revolutionen macht sie zu Bestien. Das ist die ruhige Ansicht des Naturforschers, der in der Menagerie der Nationen an jedem Käfig mit prüfendem Blick vorübergeht und die besonderen Merkmale jeder Spezies feststellt. Diesmal weiß man es freilich nicht, ob man es mit Tigern oder Affen zu thun hat, oder mit einer Misch- und Mißgeburt von Beiden."

"Jedenfalls sind alle unglücklich, welche in ihre Geierkrallen gerathen . . . mein Sohn, mein armer Sohn!"

"Man braucht doch der juristischen Formen," versetzte der Doktor mit tröstlichem Zuspruch, "um ihm den Prozeß zu machen, und dazu wird den

Herren nicht mehr die Zeit gelassen werden. Doch meine Hedwig . . . ein Mädchen in dieser wilden Zeit. Keine Spur von ihr ist aufzufinden. Der Oberarzt der Salpêtrière ist auf meinen Wunsch selbst im Palais de Justice gewesen; er hat mit Rigault gesprochen und ist von diesem Erststudenten der Medizin als sein hochverehrter Lehrer mit einem großen Respekt empfangen worden; doch auf seine Fragen nach Hedwig zuckte er mit den Achseln; er weiß nichts von ihr . . . und dies polizeiliche Genie steht doch im Rufe, allwissend zu sein."

"Es soll ein wilder Bursche sein, der im Rausche seiner Allmacht schwelgt," sagte der Graf und fügte mit plötzlich auflooderndem Feuer in den verloschenen Augen hinzu, indem sich seine schattenhafte Gestalt belebte, wie die homerischen Schatten am Cocytos, wenn sie Blut getrunken:

"Glauben Sie mir, Doktor, ich begreife diese Menschen! Es ist doch ein armseliges Ding um das menschliche Leben, wenn es sich dahinschleppt von Tag zu Tag im thörichten Gleichmaß, Stunde für Stunde abschöpfend von der zugemessenen Zeit; wir fühlen dann gleichsam, wie ein Atom nach dem andern von uns abbröckelt; wir lauschen, wie der Todtenwurm in uns pickt, rascher und lauter von

Sekunde zu Sekunde; wie ganz anders, vom Wirbel der Leidenschaft emporgerissen zu werden zu den Höhen dieses Lebens, bei dem erfüllten glühenden Wunsch den trunkenen Blick in die Nähe gerichtet, wo ein anderer uns Erfüllung winkt, nur gehorsam dem eigenen stolzen Willen, die Maulwurfshäufen von Sitte und Gesetz, die ihn hemmen wollen, in die Erde zu stampfen, sich zu berauschen in einer ewigen Orgie von Macht, Glanz und Entzücken. Ein einziger solcher Tag wiegt viele Jahre auf; das ist ein Leben, das den Tod vergessen darf. Machthaber des Augenblicks, Diktator der Stunde, über den Häuptern der Menschen hinwegschreitend, den Taumelbecher der Lust in nimmer zitternden Händen: das heißt Leben, und ich begreife diese Herren von Paris, welche ihre Stadt in ein Sparta für den Pöbel und in ein Sybaris für sich selbst verwandeln.“

Der Doktor schwieg; er sah die krampfhafteste Erregung einer verloschenen Natur, der bald darauf um so tiefere Ermattung folgte; er dachte an den verwandten Zug in den Schreckensmännern der Hauptstadt und in diesem wilden deutschen Adelsgeschlecht; dabei erfüllte ihn Mitleid mit der Ueberreizung der Ohnmacht, mit einer Gluth

von Erinnerungen, die kein echtes Feuer mehr wecken konnten.

Mariam trat inzwischen ein; den Doktor flüchtig grüßend, eilte sie sogleich auf den Grafen zu, schloß ihn zärtlich in ihre Arme, legte ihm die Kissen zurecht, fragte nach seinem Befinden, nach der Stunde, wo er zuletzt Medizin genommen.

Der Graf antwortete hastig; auf seinen Lippen lag schon die Frage:

„Und Ottomar?“

„Vergeblich, alles vergeblich,“ antwortete Mariam mit erlöschender Stimme; „ich habe viel gewagt; ich bin über die Barrikaden geklettert, bin im Hotel de Ville gewesen, habe die Mächthaber aufgesucht; doch man weist mich von dem einen zum andern; vielleicht gelingt es mir, morgen Abend Auskunft zu erhalten.“

Der Doktor hielt es für nutzlos nach Hedwig zu fragen; er betrachtete überhaupt die fortwährenden Ausflüge Mariams mit großem Mißtrauen, und diese sah nicht mit Unrecht in ihm einen stillen Gegner, der auch bei dem Grafen Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit zu erregen suchte; doch der alte Herr war bereits zu sehr in ihrem Bann, um diesen Anklagen, wenn er ihnen auch Gehör geschenkt

hätte, irgend welche Folge zu geben, und wenn Mariam selbst in das Gemach rauschte in der Glorie ihrer sanften Schönheit, so schwanden alle Bedenken in ihrer steghaften Nähe. So sagte er auch jetzt, ihr herzlich die Hand reichend: „Wie vielen Dank sind wir Dir schuldig; wie tapfer und muthig stürzest Du Dich in jede Gefahr, unfretwillen! Möge die Zeit bald kommen, wo ich Dir so viele Liebe lohnen kann.“

Mariam seufzte und blickte auf den Ring an ihrer Hand; dann aber leuchteten ihre Augen hoffnungsvoll auf. „Die Zeit der Prüfung wird bald vorüber sein. Die Geschehnisse der Welt vollziehen sich in raschem Lauf, und so wird auch ein rascher Wandel und Wechsel eintreten in unseren eigenen Schicksalen.“

Der Abend kam heran, an welchem Mariam den entscheidenden Schlag führen wollte. Schwarz gekleidet, wie ein Engel der Trauer oder der Rache, war sie schon am Nachmittag in der Rue de l'Épée du bois erschienen. Pigeon selbst war nicht anwesend; in den weiten unheimlichen Räumlichkeiten herrschte das tiefste Schweigen; ein Märchendichter hätte die wunderbaren Geschichten belauschen können, welche die zerfetzten Roben, die Schuhe mit den

zerrissenen Sohlen aus den Pariser Salons sich erzählten. „Tausend und eine Nacht“ flüsternten die aufgehängten Toiletenschatten im Winde.

Mariam unterrichtete die Alte aufs Genaueste über ihre Pflichten. Die Bengours de Flourens mit ihren weißen Käppis erschienen zuerst; ein Student befehligte sie. Mariam ließ sich's nicht nehmen, sie selbst durch die schmalen Gänge und Höfe in den Garten zu führen bis in das Kellergeschloß der Villa, wo sie jetzt verweilen sollten; es war für einen guten Trunk gesorgt; auch brauchten sie zunächst ihrer Munterkeit keinen Zwang anzuthun; Mariam wollte ihnen zur rechten Zeit den Wink geben: wenn sie ruhig und in tiefstem Schweigen verharren mußten. Die Freischaaren des genialen schönen Flourens, des fanatischen jungen Gelehrten, dem schon bei dem ersten Ausfall der Kommunetruppen von den Versailler Gensdarmen der Schädel gespalten worden war, darunter viele Bürger des Quartiers Latin, becherten lustig in diesen unteren Räumen, so daß sie fast ihre Sendung vergaßen.

Plötzlich erschien die schwarze Fee und gebot Ruhe im Flüsterton.

Nicht lange darauf führte die Alte einen Mann

in Civil die Treppe der Villa herauf; es war Lasnier, der Abgesandte von Versailles.

Weder verging einige Zeit, dann hörte man den schlürfenden Schritt der Alten und an ihrer Seite erschien der Baron; sein Gang war elastischer als sonst, seine Haltung weniger gebückt, die Wichtigkeit dieser Begegnung hatte seinem ganzem Wesen einen höheren Schwung gegeben. Sie untersuchten den Ofen und schlossen die Thür, welche in die Flucht der Zimmer führte. Kaum war dies geschehen, als Mariam wie ein Schatten aus der Unterwelt in die Höhe huschte und ihr Ohr an die verschlossene Thür legte. Sie konnte jedes Wort hören, das drinnen gesprochen wurde.

„Diese Dokumente,“ sagte Lasnier, „geben Ihnen volle Sicherheit. Mac Mahon selbst hat den Geleitbrief für General Dombrowski und Sie unterzeichnet; er hat den Vertrag unterschrieben, der Ihnen und dem General die abgemachte Summe garantirt.“

Es trat nun eine Pause ein; offenbar war Satori damit beschäftigt, die Aktenstücke genau zu prüfen.

„Nur die Absicht, dieser Stadt ein Blutbad zu ersparen und die guten Bürger ohne Bürger-

krieg von der Herrschaft dieser Tyrannen zu befreien, bestimmt die Schritte der Regierung."

Satori schwieg noch immer; er prüfte Wort für Wort.

"Sie kommandiren an diesen Thoren?"

"Dombrowski hat mir den Oberbefehl zugeheilt."

"Wohl; Sie überliefern dieselben an unsere Truppen; dafür erhalten Sie 300,000 Francs. Das eine Papier enthält den Vertrag mit Ihnen, den Sie sogleich unterschreiben mögen, das andere den Vertrag mit dem General. Sie mögen ihm denselben sogleich zur Unterschrift unterbreiten."

Satori zögerte noch immer.

"Die Regierung von Versailles," sagte er, "hätte uns ihren guten Willen schon jetzt durch die That beweisen können."

"Das ist geschehen," erwiderte Lasnier.

Mariam vernahm das Rascheln von Papieren.

"Hunderttausend Francs zahlen wir voraus; mögen Sie sich nach Belieben mit dem General in dieselben theilen."

Es begann ein Zählen wie am Tisch eines Bankgeschäftes; Mariam hörte, wie die Zehner,

Hunderte und Tausende von ihrem Gatten proklamirt wurden, mit einem fröhlichen Crescendo.

„Ich sehe,“ sagte der Baron dann mit seiner heiser umflorten Stimme, „daß es der Regierung von Versailles ernst ist, und so zöger' ich nicht, zu unterschreiben.“

Die Feder flog über das Papier; es waren kräftige Schriftzüge.

„Sein Todesurtheil,“ rief die Lauscherin und flog durch die Zimmer hindurch die Treppe hinab.

„Alles bereit?“ flüsterte sie.

„Marschfertig!“ erwiederte der Führer der Bengours ebenso leise.

Mariam führte den Trupp eine maskirte Treppe hinauf, die durch eine unsichtbare Tapetenthür in den Alkoven mündete, in welchem das Himmelbett und ein Pianoforte stand.

Sie hob den Vorhang in die Höhe und zeigte mit dem Finger auf ihre Opfer.

Nun drang die Meute im Sturmschritt waffenklirrend in den Salon. Satori griff zum Säbel; doch er erkannte sogleich, daß Widerstand nutzlos sein würde. Krampfhaft riß er das Aktenstück an sich, das ihm zunächst lag und zerriß es in Stücke; es war der noch nicht unterschriebene Vertrag mit

Dombrowski. Er griff nach dem eigenen: zu spät; einige Vengeurs hatten mit Blitzesschnelle sich der Papiere und des Geldes bemächtigt.

„Verhaftet im Namen des Gesetzes,“ rief der studentische Führer, seinen Säbel schwingend.

„Ich bin der Adjutant des Generals . . . Ihr werdet ihm Rede stehen,“ rief Satori mit dem herausfordernden Trotz der Verzweiflung.

„Denkt nur an Euch selbst; es steht Euch besser an,“ entgegnete der Student; „wir haben vernichtende Beweise.“ Und sein Käppi schwingend, rief er aus: „Vive la Commune! Der Fang ist gelungen.“

Lasnier war leichenblaß; ein geschickter Agent war er, kein Mann der That, alle seine Kräfte waren gelähmt.

„Ins Depot mit ihnen!“ rief der Führer. Die Vengeurs nahmen Lasnier und Satori in die Mitte.

„Pigeon ist der Verräther,“ rief dieser wuthschraubend; „könnte ich ihm sein Rattenest in Brand stecken, daß er mit allen seinen Lumpen im Feuer aufginge.“

Da plötzlich ertönte auf dem Piano im Alkoven ein schmetterndes ungarisches Lied:

„Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita.“

Satori hörte mit Schauern: es war das Lied, welches Mariam gespielt, gerade als er sie mit ihrem Buhlen überrascht hatte bei wildem Gelag.

„Mariam — Delila! Fluch über Dich!“ rief er im Fortgehen.

Ungarische Rhapsodien jubelten den Gefangenen nach, und den Takt dazu schlugen die auf der steinernen Freitreppe klirrenden Säbel der Wengeurs.

Als Mariam vom Piano aufstand, war ihr so leicht zu Muthe wie noch nie. Sie sah sich im Trümeau: eine rosige Verklärung lag auf ihren Zügen.

„Ich habe doch Talent zum Schutzengel,“ sagte sie lachend und strich sich die blonden Haare von der Stirn.

---

Achtzehntes Kapitel.

**Von Mazas nach La Roquette.**

---

Einsamkeit, du Mutter großer Gedanken und Gefühle, wie oft suchen dich die Denker und Dichter auf, wenn sie, müde vom Lärm der Welt, Einkehr halten in sich selbst; doch dann bist du ihnen am willkommensten unter dem schattigen Laubdach des Waldes, am plätschernden Bach, wenn ein frischer aromatischer Hauch die Stirne kühlt und über das Gebüsch des Waldlandes hinweg der Blick in die sonnige Nähe und duftige Ferne schweift. Wie anders die Einsamkeit hinter den kahlen Mauern, die Tochter des Zwangs, nicht der Freiheit, die Einsamkeit des lebendig Begrabenen!

Das waren Ottomars Gedanken, als er in der Isolirzelle dieses grausamen Gefängnisses saß, das seine Bewohner absperrt von jedem Verkehr mit den Menschen. Wie die acht Speichen eines Rades

laufen von der mittleren Rotunde des Gefängnisses von Mazas aus die acht Galerien mit ihren Zellentüren nach der äußeren Peripherie in zwei Stockwerken. In einer solchen Zelle saß der junge Graf; das Fenster ließ das Licht hindurch, aber es gewährte ihm nicht den Blick ins Freie; durch ein Schiebefenster, das nach der Galerie hinausging, wurde ihm das Essen zugereicht; das Lager zum Schlafen mußte er sich selbst zurecht machen, die Gurten mit eisernen Klammern befestigen, die Matratzen über sie breiten; nie sah er ein Menschenantliß. Zum Spaziergang waren die Räume zwischen den Felgen des architektonischen Rades bestimmt; in diesen spitzen Dreiecken, auf zwei Seiten von Mauern, auf der dritten von einem Gitter umschlossen, konnte der Gefangene hin und her spazieren, wie ein Thier im Käfig.

Nur einmal in der Woche wurde die Thür leicht geöffnet; es war am Sonntag. Da konnte Ottomar wie die Bewohner der anderen Zellen den Blick auf die Kapelle richten, welche im ersten Stock die Mitte der Rotunde einnahm. Da tönten zu ihm herüber die Klänge der Orgel, der Gesang des Priesters, den er selbst erblickte in seinem gestickten Gewand und der am Altar segnend die Hände er-

hebt. Durch die gleiche farg zugemessene Oeffnung sahen Hunderte von allen Galerien aus allen Stockwerken auf diese kleine Kirche, auf die geistliche Nabe des marternden Rades.

Ottomar war zu Muth, als wäre der Sargdeckel über ihm zugeschlagen. Anfangs empörte sich sein Sinn gegen so schmachvolle Haft; doch nur an den kahlen Wänden seines Kerkers hätte er seinen Born auslassen oder höchstens in der Freistunde wie ein wildes Thier an dem Gitter seines Käfigs rütteln können. Die Flammen der Leidenschaft konnten nur nach innen schlagen und wie heiße Fiebergluth ihn selbst verzehren. Dann kam wieder die ganze Angst dieser grausamen Abgeschlossenheit über ihn, eine Angst, welche die Nerven lähmte, ihm den Athem benahm; es war ihm, als müßte er ersticken in dieser qualvollen Einsamkeit, dieser ewigen Stille; er preßte die Hand ans Herz und athmete tief auf, um sich zu überzeugen, daß er wenigstens von der lebenspendenden Luft nicht abgesperrt war; aber die Beklemmungen fanden sich immer von Neuem ein; die Seelenangst wurde zum körperlichen Leiden, wenn sein Blick auf die verschlossene Thür fiel, auf das undurchsichtige Fenster, auf die erdrückenden Mauern.

Das war an den ersten Tagen; aber die Macht der Gewöhnung schwächte die anfangs bewältigten Eindrücke ab; allmählig wurde Ottomar die lautlose Stille, das wortlose Schweigen erträglicher; er glaubte sich in ein Trappistenkloster versetzt; er konnte in dieser Einsiedelei in sich selbst eintreten, sich beschaulichen Betrachtungen hingeben, und wenn er auch die fieberhafte Unruhe seines Blutes nicht ganz zu besiegen vermochte, so gab es doch Augenblicke, in denen er den gänzlich ungestörten Verkehr mit sich selbst als eine Wohlthat empfand. In dieser Einsamkeit, in der nur die Stimme im eigenen Busen zu Worte kam, begriff er die Offenbarungen, die den Propheten in der Wüste zu Theil wurden; denn aus einer ins Innerste gehende Selbstprüfung schöpften sie die völkerbewegende Kraft.

„Wie fremd sind wir uns doch selbst,“ mußte sich Ottomar sagen; „wie wenig läßt die Welt und das Leben uns Zeit zu jener vielgerühmten Selbstkenntniß, dem letzten Wort der Apollonischen Weisheit, wie gelegentlich, wie flüchtig werfen wir einmal einen Blick in unser Inneres! Nach dem Sprüchwort ist sich jeder Mensch selbst der Nächste, und doch . . . wie fremd sind wir uns! Tragen wir

doch schon in unserem Körper ein unaufgeschlossenes Räthsel mit uns herum; nur der Somnambule lieft die Rückseite der Schrift, die wir dem Leben zur Schau stellen, und das Messer des Arztes am Leichnam erst enthüllt uns ein Inneres, das am Tage des Bewußtseins diesem in alle Himmelsphären den Geist, dieser durch alle Nerven zuckenden Seele dennoch ein Geheimniß blieb. Und um so geheimnißvoller ist diese Seele selbst, ist der innerste Kern unseres Wesens. Ottomar begann mit einer Rückschau über sein Leben: er war stets leidenschaftlichen, wilden Sinnes gewesen, hatte dem Vorurtheil gehuldigt im Kampf und der Sitte getrotzt in der Liebe; seine Jugend war ein Frühlingsturm, der Blüthen herabgeschüttelt . . . und jetzt . . . war es denn anders geworden? Wohl hatte er dem Staat gedient mit Feder und Schwert, tapfer im Feuer der Schlachten gestanden; er hatte an der Mosel seine Kolonne in den Kampf geführt zu den furchtbaren Helatomben von Gravelotte; er durfte mitjubeln aus voller Brust, als an der Maas in dem Kessel von Sedan das Kaiserreich zusammenbrach, erdrückt von der eisernen Umarmung, als durch den Arc de l'Etoile, das prahlende Triumphzeichen der Napoleone mit seinen stummen Siegen,

die deutschen Sieger von Fleisch und Blut ihren Einzug hielten mit den wehenden Fahnen des einigen Reiches. Alle diese Bilder zogen glänzend an ihm vorüber; es hob sich seine Brust: das waren Thaten und Lorbeern, die eine wilde Vergangenheit sühnen konnten. Und doch . . . immer wieder triumphirte die alte Leidenschaft; noch sah er nur durch einen glühenden Nebel das schöne Weib mit dem dunkeln Feuer des Südens in seinen Zügen, in seinem Wesen, so schlank, so gebieterisch, so entzückend in der Hingebung der Liebe, und doch war's nur ein verzauberter Unhold, wie jene Lilith, ein Vampyr des Genusses und seiner treulosen Unerfättlichkeit; und er, umstrickt von ihr, ein Sklave des gaukelnden Trugbildes, rannte stets von neuem in ihre Neze. Wie Reue erfaßte es ihn, als er der letzten Begegnung gedachte, eine bittere, quälende Reue. Schwebte nicht der Schatten Rains darüber, nicht der giftige Hauch, den der Fluch des Brudermordes athmet? Immer die entfesselte Wildheit, und hier vielleicht rechtlos gegenüber einem älteren Recht, und verworfen vor Gott und Menschen, weil sie den nächsten Blutsfreund verletzte. Und das Gespenst des Bruderhasses richtete sich groß auf vor ihm, und sein unheimliches Flüstern, das ihm

selbst jetzt den Tod verkündet, mußte im Ahnensaal von Waldenbach ein Echo erwecken, daß die Schwerter der fehdelustigen Herren zu klirren anfangen und die Chronik der Familienmorde, aufgeblättert von Geisterhänden, ein neues, blutiges Blatt in ihr pergamentenes Folio aufnimmt.

Der Tod . . . Ottomar hatte ihm oft genug getrotzt; aber ein Tod, den eines Bruders Rache über ihn verhängt, hatte Schreckliches für ihn; er selbst mußte sich anklagen, denn er hatte ja durch den versuchten Frevel Anlaß gegeben zu dem Vollführten. Der Tod . . . und würde Gordon so weit es treiben? Doch hat er noch das Recht über Leben und Tod in seiner Gewalt, hier, wo Hunderte gebieten und der Tod ein Spielball ist in ihren Händen, den bald der Eine, bald der Andere dem erkornen Opfer zuschleudert? Er wußte von nichts, was draußen vorging, nicht ob die Soldaten der Commune, ob die der Regierung siegten; keine Kunde drang in die schreckliche Dede dieses stummen Gefängnisses; aber auch vor keinen Richter wurde der Gefangene geführt; nichts blieb ihm übrig, als die Ergebung in ein unbekanntes Geschick.

Doch diese Gedanken, die Ottomar Tag und

Nacht beschäftigten, übten zuletzt eine läuternde Wirkung auf sein Gemüth aus; die überschäumende Lebenskraft war gebrochen, sein ganzes Leben gleichsam nach innen gedrängt. Sollte ihm die Freiheit wieder zu Theil werden, so wollte er ein neues Leben beginnen, ein Leben des harmonischen Maßes: das war das Gelöbniß, das er that, während das Schwert des Todes über seinem Haupte hing. Und an der Pforte dieses neuen Lebens stand wie ein Schutzengel ein liebliches Bild, das in seinen Träumen immer mehr in holdseliger Verklärung Joë's dämonisch verlockende Gestalt in den Schatten drängte, das Bild eines einfachen, schönen Mädchens, das Bild Hedwigs.

Eines Tags wurde es lebhafter in den Galerien; es war nicht das Rasseln des Wagens, welcher den Gefangenen die tägliche Nahrung brachte; es war ein Hin- und Herlaufen der Wächter, ein Sprechen und Rufen, ein Oeffnen der Thüren. „Packt Eure Sachen, Ihr müßt fort,“ ertönte der Ruf des Wächters auch in Ottomars Zelle. Er glaubte, man werde ihn vors Gericht führen und freute sich darauf, endlich einmal wieder eine menschliche Stimme zu hören, mochte es auch die des Anklägers und Richters sein. Von seinem Wächter

geleitet, stieg Ottomar die Treppen herunter in die mittlere Rotunde, in welcher sich unter der Kapelle das Wachtlokal befand.

Hier und bis zum Ausgang des Gefängnisses standen die Truppen der Föderirten unter dem Gewehr; ein Gefangener nach dem andern trat hier ein; die einsamen Galerien, die man hier von Stockwerk zu Stockwerk erblicken konnte, waren auf einmal belebt mit wandernden Menschen. Ottomar konnte zum ersten Mal seine Leidensgenossen erblicken: es waren Priester von hohem Rang, wie es schien, Gensdarmen und Soldaten der Linie, alle blaß, waffenlos, in verschoffenen, unsauberer Uniformen. Er redete einen Priester an, der das Genfer Kreuz am Arm trug.

„Wohin bringt man uns?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Gener; „ich fürchte das Schlimmste. Wir sind die Geißeln der Commune; man wird uns nicht verschonen, wenn die Versailler siegen.“

Das Gedränge vermehrte sich; die Wächter, welche alle bewaffnet waren, stellten die Gefangenen in Reih und Glied. Ottomar drängte sich an den Inspektor, welcher, die Liste in der Hand, die Namen aufrief.

„Es ist ein Irrthum,“ sagte er; „ich bin kein Franzose; ich gehöre nicht zu den Geißeln.“

„Wir haben Ordre von Raoul Rigault,“ versetzte dieser, „alle Gefangenen, die von irgend welcher Bedeutung sind, nach La Roquette zu bringen. Die Ordre ist deutlich und bestimmt und läßt keine Ausnahmen zu.“

Vor dem Thor des Gefängnisses hielten zwei riesige Wagen, die man von dem benachbarten Lyoner Bahnhof herbeigeschafft hatte; in diese Transportwagen wurden die Gefangenen gepfercht, Ottomar unter ihnen, und bald rasselten sie, von einer halbtrunkenen soldatischen Eskorte begleitet, über das Pflaster.

Die Sturmglocken von Saint-Marguerite läuteten in der Nähe; von fern her drang wie ein unheimlich dumpfes Getöse das Geläute von allen Pariser Kirchthürmen und der dumpfe Kanonendonner aus dem Herzen der Stadt. Die Wagen fuhren über schlechtgeplasterte Straßen; hier und dort hemmte eine Barrikade ganz oder zum Theil den Weg. Eine fieberisch erhitzte Bevölkerung, bewaffnete Männer, Frauen und Kinder umringten den Zug mit lautem Gezeter, durchbrachen die Reihen der Eskorte, verfolgten die Gefangenen, die

unter den harten Stößen der Wagen schon genug zu leiden hatten, mit Schimpfworten, mit Faustschlägen und Steinwürfen.

„Die Geißeln, die Geißeln,“ ertönte es von Straße zu Straße unter wildem Jubel. Alte Megären, wie sie um die Senkerstarren der Revolution die Carmagnole tanzten, erhoben ihre geballten Fäuste gegen die Gefangenen; Amazonen, mit der rothen Feder auf dem Hut, legten unter lautem Hohngelächter ihre Gewehre auf sie an. Es war eine endlose Fahrt, ein langes Martyrium.

Ottomar lauschte krampfhaft auf den fernen Kanonendonner: wurde er nicht lauter? Kam er nicht näher? Brachte er nicht Rettung? Nein, es war eine Täuschung der Sinne.

Die Wagen hielten endlich vor dem düsteren Gefängniß der Todgeweihten.

Ottomar erblickte die vier Steine, auf denen die Stützen des Schaffots errichtet zu werden pflegten; doch das war nicht der Tod, der diesen Opfern winkte. Ein Gefühl von Bangigkeit ergriff ihn, als er durch lange Korridore und aufgeschlossene, schweraufraffelnde Pforten, immer im Gefolge seiner Leidensgenossen aus dem Marterwagen, in die für ihn bestimmte Zelle geführt wurde.

Es war, wie er hörte, die vierte Sektion des Gefängnisses, in welcher die Ankömmlinge untergebracht wurden.

Die erste Nacht war für Ottomar eine schlummerlose; er fühlte sich so grenzenlos vereinsamt, keine Freundeshand durfte er drücken, ehe es zum Tode ging; es kam ihm vor, als sei er den wilden Thieren vorgeworfen worden, ausgesetzt in der Wüste, und der ihm nach dem Vater am nächsten stand, der eigene Bruder hatte ihn geopfert. Der Tod schien ihm jetzt sicher, ein Tod ohne Verhör und Gericht; er hatte ja bei der Fahrt gehört, was seine Genossen fürchteten.

Doch am nächsten Morgen mußte er solche Furcht wieder für übertrieben halten. La Roquette erwies sich freundlicher als Mazas. Die Thür seiner Zelle wurde geöffnet; er durfte in der Galerie vor derselben auf- und abgehen; ja die Gefangenen wurden heruntergeführt in einen Rundgang, der sich um das ganze Gefängniß zieht. Auch eine kleine Idylle bot sich tröstlich ihren Blicken: ein Gärtchen mit einem Kastanienbaum und einigen duftenden Fliederbüschen.

Ottomar schloß sich wieder an den Priester an, der das Kreuz der Genfer Convention am

Arm trug; er vernahm von ihm, daß in Paris der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken wüthe; er fragte ihn nach den Namen der hervorragendsten Gefangenen.

Der Würdigste von ihnen war der Erzbischof von Paris; die andern Priester drängten sich um ihn, küßten ihm die Hand und baten um seinen Segen.

Der kleine schwächliche Mann, dem er den Arm gab, war der Gerichtspräsident Bonjean; er hatte während der Belagerung von Paris selbst die Muskete und den Tornister getragen, trotz seines Alters und seiner hohen Stellung; doch sein Körper litt unter diesen Beschwerden, und so ging er jetzt gebrochen und tief gebeugt einher. Ungleich war die Stimmung der Anderen: die Jesuitenpatres wiederholten öfters mit feierlichem Ernst: *finis laborum*. Einer von ihnen, ein Missionär, der in China gewesen war, verglich die Greuel, welche die bezopften Söhne des Reichs der Mitte an ihren Opfern ausübten, mit den Greueln der Commune; ein anderer Geistlicher, der Abbé Deguerry, ein gesprächiger Herr, schien nachzuholen, was er in Mazas hatte versäumen müssen; er war bester Hoffnung und meinte, lebhaft gestikulirend: „wir

haben ihnen ja nichts zu Leide gethan, und welchen Vortheil brächte ihnen unser Tod?" Dann beklagte sich der hochaufgeschossene Abbé, daß die Betten von La Roquette zu kurz seien für seine lange Figur.

Die Gensdarmen und Soldaten gingen stumpf und schweigend einher; der Muth dieser Männer war ganz gebrochen; sie horchten gespannt, wenn ein ganz fernes Echo des Kanonendonners herüberkam. Das war wie ein leiser Schimmer der Hoffnung; der eine drückte dem andern die Hand; dieser erhob, lauschend, zur Ruhe mahnend, den Finger; jener zuckte mit den Achseln. Ottomar unterhielt sich mit einigen Gensdarmen: er erfuhr, daß sie vor ein Gericht gestellt worden, in welchem der Prokurator der Commune, Raoul Rigault, darauf antrug, ihre Eigenschaft als Geißeln anzuerkennen; um andere Anklage oder Vertheidigung handelte es sich nicht; doch Ottomar mußte sich sagen, daß für ihn selbst nicht einmal der Schein eines richterlichen Verfahrens gewahrt worden sei, daß er ohne jede Untersuchung von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt wurde.

Der freie Verkehr der Gefangenen unter einander hob indeß ihre Stimmung; jede Stunde, in der sie ungefährdet hier verweilten, erschien als ein er-

freulicher Gewinn, denn immer näher kamen ja die siegenden Befreier.

Um sechs Uhr Abends wurden die Gefangenen in ihre Zellen eingeschlossen.

Ottomar war in Gedanken versunken; er dachte an die Thüringer Berge, an das stille Thal, in welchem die kleine Residenz gebettet lag; er sah den Garten des Doktors, Hedwig, wie sie ihm in aller Frische der Morgenfrühe entgegentrat; da hörte er plötzlich auf dem Gang draußen Waffenklirren und den Marschschritt einer Soldaten-Abtheilung; er lauschte gespannt. Eine heifere Stimme rief den Namen des Erzbischofs; dieser antwortete, aus seiner Zelle tretend; es folgte dann der Name des Präsidenten und derjenige eines Priesters; der Genfer Freund und der lange Abbé befanden sich unter den Aufgerufenen. Ottomar zweifelte jetzt nicht länger: es war der Appell des Todes. Wieder klirrten die Waffen und in gemessenem Takt marschirten die Soldaten von Neuem an seiner Zelle vorbei. Er trat an das vergitterte Fenster derselben, welches auf den ersten Hof ging. Nicht lange dauerte es, so gelangte der Zug dorthin; er machte hier längere Zeit Halt, es fehlten die Schlüssel zur nächsten Pforte; man suchte nach dem Wächter, doch er

schien verschwunden zu sein. Fluchend stampften die Föderirten mit ihren Kolben auf die Erde; es war nicht die Wache des Gefängnisses; sie gehörten dem wegen seiner Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeit verrufenen 180. Bataillon an.

Es waren wilde Gesichter; Ottomar sah an den Geberden der Soldaten, daß sie die Gefangenen beschimpften und verhöhnten; es waren drei Offiziere bei der Eskorte, wie Ottomar bemerkte; am meisten fiel ihm der Eine auf, der trotz seines hohen Ranges, trotz seiner rothen Schärpe, ein Gewehr auf der Schulter trug. Später erfuhr er, daß dies ein Volontair war, der sich bei der Exekution aus besonderer Vorliebe theiligt hatte, einer der grimmigsten Kommunisten, Mégy, früher aus dem Bagno entlassen, vor Kurzem Kommandant des Forts Jffh, das er den Versaillern preisgegeben, ein stattlich aussehender Mann mit dunkel gebräunten Zügen, ein eifriger Jagdliebhaber, wenn es sich um eine Menschenjagd handelte. Der Andere mit der rothen Schärpe war offenbar der Präsident des Kriegsgerichtes; der Dritte mit den goldenen Messelschnüren auf der Brust gehörte der Polizei der Commune an.

Ottomar glaubte anfangs, in ihnen die

wildesten Schreckensmänner, einen Raoul Rigault und Ferry zu sehen; doch waren nur Beamte zweiten Ranges berufen worden, den Trevel zu leiten und zu vollführen.

Der Erzbischof sprach bei der unfreiwilligen Stockung, welche der Zug auf diesem Gang zum Tode erlitt, hochaufgerichtet und mit erhobener rechter Hand den Segen über die vor ihm niederknieenden Priester. Einige der Förderirten wollten es ihm wehren, doch andere fielen ihnen in den Arm! Es kam zu Streit und Scheltworten: die erbittertsten und rohesten unter dieser Leibgarde der Commune mußten sich auf ein höhnisches Grinsen beschränken, womit sie einander diese Komödie der „Calotins“ zeigten.

Der Priester mit dem Kreuz der Genfer Convention, das ihn nicht vor den Tigerkrallen der Räuber schützte, warf einen Blick hinauf zu den Gitterfenstern, hinter denen viele der Gensdarmen in banger Todesahnung mit Thränen in den Augen auf den Zug der Todgeweihten hinablickten. Er erkannte auch Ottomar und winkte ihm einen letzten Gruß zu.

Da kam der Wächter mit den Schlüsseln; das

Gitterthor öffnete sich, die Henker und ihre Opfer verschwanden.

Mit fieberhafter Erregung laufchte Ottomar von Minute zu Minute: war es möglich, daß ein so unerhörter Mord, der an die Greuel der Septembertage erinnerte, sich fast vor seinen Augen vollzog? Nein, es mußte ein Gegenbefehl kommen; das Gewissen der Mörder mußte sich regen; es war ja still draußen, es blieb ja still; man begnügte sich damit, die Geißeln zu schrecken; man brauchte jetzt gewiß ihre Fürsprache.

Da plötzlich . . . eine Salve . . . eine zweite und mehrere einzelne Schüsse. Es war geschehen.

Ottomar warf sich verzweifelt aufs Lager: nicht um das eigene Leben bangte ihn; der Jammer über die unsterbliche wilde Bestie in der Menschheit, die von einem Jahrhundert ins andere ihre Tigersprünge macht, hatte ihn mächtig gepackt und niedergeworfen. Und eine Stimme in seiner Brust sprach: „Du bist wie diese, maßlos in Deiner Leidenschaft, mörderisch in Deinem aufflammenden Zorn: was hast Du ihnen vorzuwerfen?“

Er fühlte sich gedemüthigt, im Innersten zer-rüttet. Eine Stunde mochte er in so schmerzlicher

Selbstqual verbracht haben: da öffnete sich seine Thüre und der Kerkermeister trat herein.

Ottomar fuhr auf: holte man auch ihn zum Tode ab?

„Sie sind frei,“ sagte der Wächter; „ich freue mich, Ihnen diese Kunde bringen zu können, denn in unserm Gefängniß herrscht jetzt ein böser Geist und Niemand kann sich hier wohl fühlen wie früher.“

Raum hörte Ottomar auf die befremdenden Worte des Mannes, der wie viele andere Beamte des Gefängnisses nur mit dem Gefühl tiefen Ingrimm's den Befehlen der Commune gehorchte. Das Wort: „Freiheit“ klang ihm allzu entzückend ins Ohr und doch zugleich überraschend und unerklärlich.

„Frei? Und durch wen? Wer giebt den Befehl?“

„Ein Abgesandter der ersten Mairie, wohin sich jetzt die Commune geflüchtet hat.“

Ottomar folgte dem Schließer; unten auf dem Bureau der Inspektion wurde sein Namen aus der Liste gestrichen. Vor der Thüre stand das Executionspeloton wie in siegestrunkenener Stimmung nach vollbrachter Heldenthat.

Es war spät am Abend: rother Gluthschein überflammte den Himmel, Kanonendonner ertönte; Ottomar unterschied deutlich, daß er von den nördlichen Höhen kam, von den Parkhügeln der Buttes de Chaumont. Schon in der nächsten Straße sperrte ihm eine aus der Erde wachsende Barrifade den Weg; beim Schein rother Laternen und brennender Fackeln arbeitete Alles daran, Männer, Frauen, Kinder; Tonnen, Matrazen, Pflastersteine wurden herbeigeschleppt.

„Wir dulden keine Müßiggänger,“ rief ein Graubart, der eben die rothe Fahne auf die mittlere Spitze des Bauwerks pflanzte, dem zu beiden Seiten noch die feste Grundlage fehlte.

„Hilf hier die Pflastersteine herbeitragen,“ rief ein Anderer, der mit einem über die Schulter hängenden Chassepotgewehr bewaffnet war.

Ein wildblickendes rothhaariges Mädchen, dem der schlanke, schöne Mann lebhaften Antheil einflößte, stellte sich als eine Art von Wache neben ihn; kleine Gamins schleppten schwere Steine herbei, die sie kaum tragen konnten. Ottomar half wider Willen. So sah es in Paris aus, was nützte ihm seine Freiheit? Er spähte umher . . . dicht in der Nähe mündete eine Seitenstraße; als

sein rother Schußengel beschäftigt war, ein Glas Absynth zu leeren und die beiden Männer ein lebhaftes Gespräch führten, verschwand er hinter der Ecke. Er eilte im Flug: zwei Kugeln fausten hinter ihm her, doch keine traf ihn.

Er fand eine offene Weinschenke und bat um ein Unterkommen zur Nacht: ein Napoleondor unterstützte sein Anliegen. In einer kleinen Mansarde ward ihm eine Schlafstelle angewiesen; durch das Fenster blickte der in Flammen getauchte Himmel; von der Straße tönten wilde Lieder und Flintenschüsse, und unermüdlich grollten die Geschütze auf den Buttes: so schlief er übermüdet ein.

---

Neunzehntes Kapitel.

**Auf dem Pont-Neuf.**

---

Am Morgen desselben Tages, an welchem Ottomar die Freiheit wiedergewonnen, stand vor dem Depot der Polizeipräfektur ein Detachement der Bénévoles de Flourens, jener Freiwilligen der rothen Fahne, welche die bereitwilligsten Werkzeuge der tyrannischen Machthaber waren. Ein junger Mann mit gaminartigen Gesichtszügen, von zwerghafter Gestalt, ein Nußknacker von Fleisch und Blut, ging vor ihren Reihen auf und ab. Er trug einen grauen Paletot mit einem schwarzen Sammetkragen und hielt in der Hand ein Stöckchen, mit dem er sich stutzerhaft auf die Hosen klopfte.

Es war Theophile Ferré, der unheimliche Molch der Commune. Er hatte längst die Uniform abgelegt, in welcher sein Figürchen einen possirlichen

Eindruck machte, da sie weitbauschig um ihn herum-  
schlorterte. Der Delegirte der öffentlichen Sicherheit,  
nächst Raoul Rigault der gefürchtetste Mann von  
Paris, erschien in modischer Civillleidung, in welcher  
er sich selbst sichtlich sehr wohl gefiel; denn während  
seiner Anrede an die Vengeurs, denen er die frohe  
Ausſicht eröffnete, daß sie sich durch die Fülllade  
einiger Verräther um das Vaterland wohl verdient  
machen würden, blickte er zuweilen mit Behagen auf  
die Spitzen seiner zierlichen Lackstiefel hernieder.

An seiner Seite stand Pigeon, die Brille auf  
der Nase, Rothglühhiße im Gesicht. Der Tag war  
gekommen, wo der gepeitschte Sklave sich rächen  
konnte. Er war in dem kurzen Prozeß gegen den  
Baron Satori der Hauptzeuge gewesen; er wollte  
auch der Zeuge der Hinrichtung des Verurtheilten  
sein. Die Beweise waren unwidersprechlich, der  
Verrath erwiesen. Doch Pigeon war nicht bloß  
anwesend als Zeuge; er gehorchte auch einer zarten  
Pflicht der Galanterie; er hatte von Mariam den  
Auftrag, für den Todtenschein zu sorgen.

Zwei der jungen Föderirten traten vor und  
erklärten, daß sie zwar bereit seien, für die Freiheit  
zu kämpfen, aber nicht Henkerdienste zu thun.

„Feiges Gefindel!“ schrie Ferré sie an, dessen

Züge sich in wilder Wuth verzerrten; „fort mit Euch! Ich stoße Euch aus den Reihen der Vengeurs; denn Ihr seid unwürdig, die Uniform dieser Tapfern zu tragen.“

Und verächtlich sich abwendend, trat er in das Gefängniß, gefolgt von seinen Getreuen.

Er ließ sich im Bureau die Gefangenenliste geben, in welcher er anfangs erfolglos hin und her blätterte.

„Satori,“ rief er dann ärgerlich aus, „Satori . . . wo steht der Name?“

Der Gefängnißinspektor kam dem Delegirten der öffentlichen Sicherheit zu Hilfe. Seiner innersten Gesinnung nach ein Gegner der Commune, vermochte er doch nicht, dies Opfer zu retten; er blätterte die Folioseite auf, wo der Name Satori's und die Nummer seiner Zelle zu finden war; dann griff er zum Schlüsselbund, um ihn in Begleitung mehrerer Vengeurs herbeizuholen. Kaum hatte er das Bureau verlassen, als ein lauter vielstimmiger Jammersehrei zu Ferré's Ohren drang, ein nervenerschütternder Schrei, wie von hundert Verdammten aus einem Kessel des Inferno, die der Wirbelwind peitscht oder die untertauchen in den glühenden Pechsee.

Es waren Weiberstimmen und der entsetzliche Aufschrei wollte kein Ende nehmen. Ferré ging unruhig hin und her; seine Nerven erzitterten, es überfiel ihn ein krampfhaftes Unbehagen.

Ein Wächter kam herbeigestürzt.

„Was giebt's? Was giebt's?“

„Feuer! Feuer!“ rief der Wächter außer sich.

„Feuer . . . und darum der Lärm? Was weiter? Wir selbst entfesseln die Elemente und wenn ganz Paris in Flammen aufgehen sollte. Doch dies Kreischen, dies Heulen ist unerträglich!“

„Ich war,“ sagte der Wärter, „in dem gemeinsamen Saal der Frauen; einige standen am Gitterfenster, sie sahen mit ängstlicher Spannung über den Hof nach dem Gebäude der Polizeipräfektur hinüber; ich sah an ihren Geberden, daß sie etwas Auffallendes bemerken mußten; ich fragte, was es gebe? ‚Da drüben,‘ sagten sie, gehen zehn Förderirte herum, von Fenster zu Fenster, gießen auf die Rahmen und Fensterbretter den Inhalt einer Flasche; andere tragen einen Eimer von Zink, tauchen einen großen Pinsel in denselben und streichen damit die Mauern an.“

„Und jetzt, jetzt,“ rief die Eine mit lautem Schrei, „der dort mit dem betretenen Käppi nimmt

ein Bündhölzchen aus der Tasche, reibt es mit lustiger Grimasse an seiner Uniform, es brennt; er nähert sich dem einen Fenster; die Flamme ergreift das Holzwerk. 'Ich eile hinzu; in der That, sie sind am Werk; aus allen Fenstern schlagen die Flammen, die Polizeipräfektur steht in Brand.'

„Laß sie brennen,“ rief Ferré; „kommt denn Satori nicht? Es ist die höchste Zeit!“

„Doch die Gefangenen, sie beschwören mich, ihnen Rettung zu bringen; sollen sie hier kläglich umkommen? Alle stürzten auf mich zu, hielten mich fest . . . hören Sie das Geschrei? Die Flamme hat die Galerie zwischen der Präfektur und dem Gefängniß ergriffen; sie schlägt schon an die Fenster des Saals; schon springen die Scheiben! Darf ich öffnen?“

„Deffnen . . . damit diese wahnsinnige Hexenjagd mir auf den Hals kommt, damit sie mich zerfleischen, diese Harpyen?“

Ferré war todtenblaß; er wußte, daß unter diesem Gebäudekomplex ein gewaltiger Bündstoff angehäuft war, daß er mit in die Luft springen würde, wenn er zu lange hier verweilte.

Endlich kam der Gefangene mit den Bengours. Satori glich nur einem Schatten; die Verzweiflung

über seine hoffnungslose Lage hatte ihn aufgezehrt: statt eines glänzenden Gewinnes der Tod.

„Sie wissen, was vorgeht,“ sagte der Oberinspektor zu Ferré in höchster Erregung; „geben Sie den Befehl, die Zellen und Säle zu öffnen!“

„Wenn ihnen der Mund nur gestopft wird . . . das ist ja ein Gezeter, das den Teufel aus der Hölle jagen könnte. Brenne was will! Die Flamme macht kurzen Prozeß mit den Schuldigen. Vorwärts!“

Und der kleine Ferré, unter seinem Köckchen zitternd wie Espenlaub vor nervöser Erregheit über das wahnwitzige Geschrei, verließ das Depot mit Pigeon an der Spitze der Eskorte, welche den Verurtheilten in die Mitte genommen hatte.

Raum war der letzte Bengueur über die Schwelle des Gefängnisses getreten, als der Oberinspektor durch alle Gänge den Wärtern zurief: „Deffnet die Thüren der Zellen, öffnet die Thüren der Säle!“

Und heraus stürzte eine Lawine von vielen hundert Frauen, Todesangst in den Zügen, auf den Lippen noch den Schrei des Schreckens, in krampfhaft wildem Gedränge sich stoßend, quetschend, übereinanderstürzend.

Der gluthrothe Feuerschein, der durch die Fenster brach, warf ein unheimliches Licht auf diese ver-

wilberten Gruppen, welche hervorkamen, wie die geschreckten Rudel Wild aus dem amerikanischen Wald bei Prairiebränden. Stöhnend, jammernd, schretend, die Hände ausgestreckt nach Luft, Licht, Rettung, mit gelösten Haaren, mit starren und irren Blicken brauste der Schwarm durch die Korridore; es waren meistens Frauen der Gensdarmen und Stadtsoldaten. Auch die Männer kamen herbei aus ihrem Saal, ruhiger, gefasster.

An der Spitze des wilden Heeres, bestrebt, seine Wogen etwas zurückzudämmen, schritt der Oberinspektor, den Revolver in der Hand.

„Sch trotz diesen Mördern . . . komme, was da mag!“

Alle Wächter standen auf seiner Seite; es gab kein Hinderniß mehr für die Befreiung der Gefangenen. Die Fluth ergoß sich durch die Hofthore auf den Quai d'Orfèvre. Doch . . . ein neuer Schreck. Hier pfffen die Kugeln durch die Luft; die Versailer feuerten von jenseits der Seine; der große Kampf hatte sich hierhergezogen. Eine der gefangenen Frauen sank getroffen zu Boden; die Mehrzahl flüchtete wieder zurück in das Gefängniß, über welches in jedem Augenblick die Flammen zusammen zu schlagen drohten.

Nur eine nicht . . . ein schönes Mädchen, schön trotz seiner Todtenblässe, unter den meist häßlichen Megären ein Wunder von Jugend und Anmuth. Das Aufblitzen der Gewehre jenseits der Seine, das Pfeifen der Kugeln schreckte sie nicht, sie war frei und wollte es bleiben trotz jeder drohenden Gefahr; sie schritt muthig weiter und gelangte auf die Place de la Dauphine, deren hohe Häuser sie vor den Kugeln schützten.

Wie viel hatte Hedwig erduldet, erlebt in der einsamen Zelle des Depots, in welche Raoul Rigault sie hatte bringen lassen. Sie hatte gehofft, mit Ottomar unter Einem Dach eingekerkert zu sein; sie wußte, daß dieser in Mazas, daß das Depot nur eine Zwischenstation war, und doch schien man sie hier zu vergessen. Oder wollte Rigault sie in der Nähe behalten, um zu versuchen, ob sie milder gestimmt worden sei durch die Schrecknisse der Haft und den drohenden Tod? Dieser Gedanke war ihr der bitterste, der sie am meisten peinigte; es war ihr ein Trost, daß ein Tag nach dem andern vorüberging, ohne daß dieser verhaßte Schreckensmann, der flotte Student, der alle Häfcher von Paris unter sich hatte, sich in ihrer Zelle zeigte oder sie herüberrufen ließ in die Säle der Präfektur.

Für Ottomar zu leiden, war ihr ein erhebendes Gefühl; aber sie war von ihm getrennt, sie konnte ihn nicht sehen, nicht sprechen; das erregte eine verzehrende Sehnsucht in ihr, und der Gedanke, er sei vielleicht dem Tode geweiht oder schon verfallen, erfüllte sie mit einer Unruhe, daß sie oft in ihrer Gefängnißzelle wie eine Irrsinnige hin und herlief und zuletzt schluchzend zusammenbrach. Sie hätte ihn ja retten können . . . war sein Leben nicht das ihrige werth? Sie selbst hätte entehrt nicht leben können, aber doch sterben . . . und er war befreit! Doch sie hätte sich befleckt durch solches Opfer, das ihr unmöglich war; der Gedanke daran schon erregte ihren innersten Abscheu . . . und in seiner Erinnerung wäre ihr Bild nicht rein und schön geblieben; er hätte der Beklagenswerthen nicht zu danken vermocht.

Wieder saß sie schluchzend in ihrer Zelle; auch des geliebten Vaters dachte sie und seiner Sorgen, und ein stilles Heimweh kam über sie . . . da überflog ein greller Lichtschein ihre Zelle; sie stürzte ans Fenster und blickte in ein Flammenmeer. Ein Angstschrei entrang sich ihrer Brust; dann kniete sie nieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Ihr ganzes Leben flog wie in einer sturm-

schnellen Vision an ihrem inneren Auge vorüber: jung, mit einer großen Sehnsucht, mit der Ahnung eines großen Glücks im Herzen, mußte sie sterben; das junge Leben war abgeschlossen und sie warf die Schlüssel in den Schooß des Ewigen.

Da klirrte der Riegel zugleich mit den springenden Scheiben . . . sie war frei!

Auf der Place de la Dauphine herrschte reges Leben; alle Bewohner waren in Thätigkeit; man stürzte ins Erdgeschoß, in die Keller der Präfektur, um die Pulvervorräthe fortzuschaffen, deren Explosion den ganzen Platz zerstört haben würde.

Hedwig begegnete einem tapferen Weibe, das mit zurückgestreiften Hemdsärmeln, schweißtriefend, mit fliegenden Haaren, auf seinem Rücken wie einen Kohlsack einen Sack mit Cartouchen trug und ihn in die Fontaine des Innocents leerte, die sich in der Mitte des Platzes befand.

„Wohinaus ist der Weg am sichersten?“ fragte Hedwig.

„Nirgends, jetzt nirgends, mein Kind“, antwortete die wackere Frau, Athem schöpfend; „aus dem Gefängniß entkommen, nicht wahr? So folgen Sie mir; ich will einen Augenblick nach meinen Kindern sehen.“

Sie führte Hedwig in eines der hohen Häuser des Platzes, zwei Stockwerke hinauf in ein einfaches Gemach. Hier saßen zwei kleine Mädchen, die sich angstvoll umklammert hielten; die Mutter küßte sie und gab jedem ein Stück Brot.

„Bleiben Sie hier, bis der Weg wieder frei wird; es wird nicht lange dauern, denn die Versailler räumen gehörig auf. Sie sind mein Gast und sind sicher hier; denn das Feuer im Polizeigebäude werden wir schon bewältigen; wir fürchten uns nicht; wir helfen Alle das Pulver fortschaffen.“

Und die brave Frau ging wieder heldenmüthig ans Werk.

Hedwig streichelte die Kleinen, die sich ängstlich an ihr Kleid hingen; sie küßte die lieben, bleichen Gesichtchen. Das Zimmer ging auf die Seine hinaus, wo sie am Pontneuf sich in zwei Arme theilt. Hedwig trat an das Fenster und hielt geblendet die Hand vor die Augen.

Welch ein Schauspiel! Den hellen Mittag verdüsterte der wogende Qualm, aus welchem die gelb-schwarzen Flammen schlugen; glühroth und dunkelbraun, in allen Farben spielend, stüthete die Seine zwischen den Brücken dahin. Hedwig hatte guten Ortsfinn und erkannte bald mit Schrecken die Herde

des Feuers, das seine Brandfackeln auf beiden Ufern schwang. Der Palaſt der Napoleone, die Tuilerien, ſtanden in Flammen; aus ihren Pavillons ſprühten die Feuergarben. Oſt war er von der Revolution geſtürmt worden; jezt gab ſie ihn den Elementen preis. Und daneben der prachtvolle Louvre, das Schloß der Mediceerin, die hier das Signal zur Bluthochzeit gegeben, der Louvre mit allen ſteinernen Größen Frankreichs in ſeinen Niſchen: das war die zweite Brandfackel; eine Bluthochzeit, wilder als die der Katharina, tanzte durch die Straßen von Paris den Todtentanz. Und auch das hintere Viereck des luſtigen Palais Royal, wo die ehrgeizigen Thronfolger auf ihre Beute lauerten, das Palais der Drgien, lohete zum Himmel empor.

Und links von der Seine . . . waren die Unſterblichen noch ſicher auf ihren Lehnſtühlen? Eine weite Feuerlinie zog ſich den Quai entlang; Hedwig erkannte nur das Palais der Ehrenlegion, das man ihr gezeigt hatte; der Sitz des Napoleonischen Ritterthums ſtand ebenfalls in Flammen. Alle Stätten des geſchichtlichen Ruhms . . ein Feuermeer!

Hedwig ſtarrte wie im Traum auf dieſe grellrothen Feuergarben, die zum Himmel ſprühten, auf dieſes Schauſpiel einer triumphirenden Zerſtörung.

Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder . . . es war kein Traum! Das Bild blieb unwandelbar, nur daß hier und dort der Rauch sich verzog, hier eine Brandfackel mehr verhüllte, dort eine andere heller brennen ließ; dann legte er sich wie eine purpurne Finsterniß auf die Fluth; dann wieder zuckte der leuchtende Widerschein heller aus den Wellen.

Kanonendonner von nah und fern . . . Salven der Gewehre knatterten auf der Brücke; eine Barrikade vertheidigte sie nach der Rue Dauphine zu.

Da sah Hedwig hinter derselben, auf der Landzunge, über welche der Pont Neuf führt und wo die Bildsäule des vierten Heinrich steht, einen Zug von Soldaten.

Scharf zeichneten sich ihre Silhouetten ab von dem flatternden Rauchgewölk. Hoch über ihnen blickte von seinem Roß der Bearner König in einem Lichtreflex, den sein brennendes Schloß ihm zuwarf; ein Gefangener wurde an die Brustwehr gestellt . . . man hatte ihm die Augen verbunden.

Sie sah das Alles mit fieberhafter Angst; sie hätte hinuntereilen und auf den Knien um sein Leben flehen mögen; unendliches Mitleid erfüllte sie. In dem Ginen sah sie die tausend Opfer, welche dieser erbarmungslose Tag niedermetzte.

Wie ein durch den Nebel spukender Gnom tänzelte ein Männchen hin und her zwischen dem Peloton und dem Verurtheilten. Dann hob er leise das Stöckchen, das er in der Hand trug . . . da blitzten die Gewehre . . . ein Knall . . . der Mann an der Brustwehr brach getroffen zusammen.

Das Peloton stürzte auf ihn zu und warf die Leiche hinab in die Wellen.

Hedwig schrie laut auf und drückte die Kinder ans Herz.

In den glührothen Fluthen der Seine trieb die Leiche des Barons Satori dem Meere zu.

Zwanzigstes Kapitel.

## Bei den Todten.

---

Hoch oben in der Rue Lafayette, an einem Fenster, welches die Aussicht über die Stadt beherrschte, saß Zoë, die mit ganz anderen Empfindungen als Hedwig das furchtbare Schauspiel betrachtete, welches das brennende Paris ihr bot.

Es war die Wohnung Gordons; sie war gekommen, um ihr Versprechen einzulösen, um mit ihm zu kämpfen, zu sterben; doch seit vierundzwanzig Stunden harrte sie vergebens auf ihn, den Revolver im Gürtel, vor sich auf dem Tisch den Amazonenhut mit der rothen Feder, neben dem Lehnstuhl, in welchem sie zur Nachtzeit einige Stunden geschlummert, das Gewehr.

Traum und Wachen floß bei ihr zusammen; es war Alles ein wilder Taumel.

Da stand sie wieder am Fenster . . . der Himmel war in Gluth getaucht . . . ein Strom von Flammen brauste unten über die Stadt hin, scharlach- und purpurroth: ein in allen Farben schimmerndes Rauchgewölk schob sich hin und her, zerrissen von feurigen Blitzen; ahnungsvoll düster tauchten hier und dort aus dem Gewölk die schwarzen Umrisse der Häuser hervor, nach denen die Flamme züngelte.

Das Fernste war nahe gerückt; in tagheller Beleuchtung lag der Platz de la Concorde; der Obelisk von Luxor, dessen Hieroglyphen eine vieltausendjährige Geschichte verkündeten, sah auf dies unerhörte Schauspiel herab; die Tritonen und Ne-reiden sahen das Wasser in ihren Bassins in flüssige Gluth verwandelt; denn eine dreifache Fackel leuchtete dem ägyptischen Wunder ins räthselvolle Antlitz: die königliche Straße, das Ministerium der Finanzen, das Schloß der Tuileries.

Hedwig hatte mit Schauern und Mitleid gesehen, wie die herrlichen Monumente der Großstadt der Vernichtung anheimfielen; ganz anders war die Stimmung Zoë's, ein Rausch, eine Trunkenheit, welche in den Psalmen der Zerstörung schwelgte. „Hosianna!“ jauchzte ihr Herz; „das ist ein Weltuntergang; wie die prasselnden Flammen jede Gluth

in meinem Busen wecken! Dieser feurige Orkan kehrt die Erde rein vom Staub der Jahrtausende, verwandelt den prunkenden Glanz in gemeinen Moder und macht die Stätte frei für das neue Geschlecht der Zukunft. Das breitet sich über die Stadt, wie der leuchtende Krönungsmantel für den Märtyrer der Jahrtausende, das Volk; doch die alten Kronen der Bourbons und Napoleone zerschmelzen im läuternden Feuer; die königlichen Lilien und kaiserlichen Beilchen sind wie versengtes Heu des Feldes, in das die Flamme fährt.

„Hosianna! Heil Dir, Du große Volksstadt, Du schlagendes, zuckendes Herz der Welt! Du bist die Uhr, deren Werk mächtig niederrasselt, um die großen Stunden der Geschichte zu schlagen, deren Wecker dröhnend ertönt, um die eingeschlummerte Gesellschaft aus dem Schlaf zu rütteln. In diese ‚beste Welt‘ mit ihrer geschminkten Lüge, ihrem gefestigten Vorurtheil, schießen sie eine Bresche, die todesmuthigen Kämpfer der Zukunft, und unter Glend, Jammer und Schrecken, die wie brennender Schutt aus der Flammenwolke stürzen, erkennen sie die furchtbare Gewalt der Noth, welche das Erbe ist der darhenden Millionen, und durch alle Poren dieser durchlöchernten Welt bricht das Verderben

herein über die Glücklichen, die nicht an das Unglück glauben wollten.

„Ein Feuerbad für Alle . . . das ist das letzte schaurige Gesetz der Gleichheit, der früher zu opfern die Thörichten sich sträubten. Hofstanna! Ich möchte den Tamtam schlagen, wie die Bacchantinnen mit dem Thyrsusstab; die griechischen Märchen wachen auf in mir, wie sie die Mutter mir einst erzählte: doch jetzt versteh' ich ihren Sinn. Diese feuer-schwangeren Lüfte mit ihrem heißen Odem fachen berauschte Wildheit an; wenn Alles um uns zusammenbricht, jedes Gesetz, jede Sitte, jede Schranke, da triumphirt des Herzens ewige Freiheit! Eine schönere Zeit wird kommen, ohne das Elend der mit und ohne Segen verkauften Liebe; doch erst muß die Pflugschar gehen über die Trümmer einer nieder-gebrannten Gesellschaft! Auch dafür kämpfen sie, die draußen den freien, schönen Tod suchen und finden.

„Hinaus! Alles mahnt mich, in ihre Reihen zu treten . . . zu sehr erregt die Müßige der Lärm des Kampfes und erschüttert meine Nerven. Die Buttes de Chaumont und der Montmartre werfen sich über meinem Haupte die platzenden Granaten zu; die Petroleumbomben kreisen durch die Luft

. . . von unten gurgeln die den Tod sprudelnden Mitrailleusen. Es giebt nur ein Licht, die Flamme . . . nur einen Schall, den Donner der Vernichtung! Hinaus!

So empfand und dachte Zoë; ein wildes Naturell, eine stürmische, dem Neufßersten zugeneigte Phantastie, das Echo von hundert französischen Romanen und Victor Hugo'schen Prunk- und Sturmreden, vor allem das Ungeheure des Ereignisses und die höchste Erregung der Nerven, auf welche die Feuersbrunst eine magische Lockung ausübte: das Alles hatte sie in einen Taumel versetzt, in dem sie Visionen einer Zukunft erblickte, welche die wilde Freiheit der Steppe zum Gesetz der Gesellschaft machte und die Gluth der Leidenschaft so schrankenlos lodern ließ, wie drunten die verzehrenden Flammen.

Gordon kam nicht . . . sie hatte an ihn geschrieben, als die Versailer in die Stadt gedrungen; sie hatte ihm erklärt, daß sie kommen werde, doch keine Antwort erhalten. Da war sie selbst nach der Rue Lafayette gegangen; die Frau, bei der Gordon wohnte, kannte sie. Er war erst kurz vorher nach Hause gekommen, hatte dann erst den

Brief erhalten. Wenn die Dame käme, solle sie auf ihn warten; er selbst lehre zurück, sobald er könne.

Doch wie, wenn er im Kampf gefallen? Wie heiß ersehnte sie, ihm zu sagen, wie sie bereit sei, ihre Schuld zu sühnen, eine Schuld gegen seine Liebe, gegen die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens, die sie verbunden! Sie war eine Abtrünnige, nicht weil sie einen andern geliebt, wie sie im Herzen sich sagte, sondern weil sie den geliebt, der in einem andern Lager stand. Da gab es ja eine Sühne, den Kampf an Gordons Seite, den Tod, wenn es sein mußte.

Doch wenn er nicht kam? Nun, sie mußte auch allein zu kämpfen, zu sterben. Doch wie lange sollte sie warten, vielleicht vergeblich warten? Das sah sie, daß an keinen Sieg des Volkes mehr zu denken war. Die Feuerherde bezeichneten ja die Rückzugslinie der Föderirten . . . war doch auch die alte Hochburg der Commune, das Hotel de Ville, in den Reigen der Königsschlösser getreten und schien den feurigen Ball aufzufangen, den der Louvre und die Tuileries ihm zuwarfen. Das Stadthaus war verlassen . . . schon grollten in Boë's Rücken auf den äußeren Boulevards die Geschütze, grimmiger noch als die Artillerie auf den

unterhölten Bergen des Volksgartens . . . und in den Straßen zu ihren Füßen zog sich die Dampfwolke des Kampfes näher heran.

Wie, wenn es zu spät würde, wenn sie ihr Gelübde nicht mehr lösen konnte?

Unruhig sprang sie auf, öffnete die Fenster . . . ein Geruch von Qualm und Brand benahm ihr den Athem . . . die Straße war leer . . . nur ein Verwundeter schleppte sich von Thüre zu Thüre, vergebens pochend, um Einlaß zu finden . . . endlich öffnete ihm eine mitleidige Hand. Da vernahm Joë Schritte hinter sich . . . es war Gordon. Sein schönes Antlitz war todtenbleich seine Uniform mit Blut besetzt, seine Hand von Pulver schwarz, wie die Hände jener Hunderte, welche in die Gewalt der Verfailler gerathen und an den Straßenecken erschossen wurden von den Chassepots der Soldaten, den Revolvern der Offiziere.

„Du bist's?“ sagte Gordon, ihr die Hand reichend, „es ist Zeit.“

„So tonlos, so verzweifelt?“ fragte Joë; „so ist Alles verloren?“

„Alles . . . auch der Ruhm . . . es sind Mörder unter uns . . . sie haben Unschuldige gemordet.“

„Wohl Raoul Rigault?“

„Den haben die Soldaten gefangen und erschossen im Quartier Latin; er lebte, wie ein betrunkenener Knabe, doch er starb wie ein tapferer Mann; nein, Ferré und seine Genossen . . . sie haben den Mord der Geißeln befohlen. Ich war auf der elften Mairie; dorthin ist die Regierung geflüchtet, dort hat das Kriegsgericht seinen Sitz. Vergebens hab' ich gegen jenen Mord protestirt und dem wuthschraubenden Ferré meine Verachtung ins Gesicht geschleudert: in dieser letzten Stunde der Verzweiflung ist es unmöglich den Bluthunden ihren Raub zu entreißen. Kaum gelang es mir, das Entsetzlichste zu verhüten . . .“

„Das Entsetzlichste?“

„Ja, soll ich zum Brudermörder werden? Rastlos von den Barrikaden eilte ich in die Bureaus; in der allgemeinen Verwirrung war es fast unmöglich, Auskunft zu erhalten. Die Register stimmten nicht und waren lückenhaft. Ich erfuhr, daß Ottomar nach Mazas, daß er dann mit den Geißeln und anderen Schwebeschuldigten nach Roquette gebracht worden sei; ich verlangte vom Kriegsgericht der elften Mairie seine Freilassung: Ich

mußte dem halbtrunkenen Vorsitzenden des Gerichts, einem dicken brutalen Kunstschler mit hängender Unterlippe, den Säbel auf die Brust setzen, um diese Ordre zu erlangen. Dort unter dem hundertstimmigen Geschrei der kommenden und gehenden Offiziere, bei dem Stöhnen der Verwundeten, dem Lärm der herangerollten Pulver-, Petroleum- und Weintonnen tagte eine Handvoll Verbrecher, welche den Tod der Geißel beschloffen. Ich eilte nach La Roquette, zu sehen, ob der Befehl wegen Ottomars vollzogen war . . . er war frei, und ich selber konnte wieder frei athmen."

"Du siehst elend aus, Gordon."

"Ich habe gekämpft und werde kämpfen; es ist nicht die Abspannung nach dem Kampf, was mich zu Boden drückt, nicht die Entmuthigung der sichereren Niederlage, nein, die schmerzliche Täuschung, daß jede große Bewegung, welche der Zukunft gilt, zugleich den Bodensatz der Menschheit aufrührt der, von Tag zu Tag höher steigend, den Feuerwein zu einem Giftrank macht. Die Edeln suchen den Tod; Delescluze und Dombrowski sind gefallen; die Bande wird sich retten. Unsere Pflicht ist es, die Fahne nicht zu verlassen, die wir aufgerichtet

und für welche tausend brave Männer in den Tod gegangen sind!"

"Ich folge Dir, Gordon; ich sehne mich danach, einzustehen für meinen Glauben . . . und . . . für meine Liebe!"

Gordon sah sie fragend an . . . sie sah schön aus, verklärt vom Widerschein der Feuersbrunst, der zugleich von Himmel und Erde kam, im Aug' die zündende Gluth der Begeisterung, die Lippen fest geschlossen, die schlanke Gestalt hoch aufgerichtet, in kriegerischer Rüstung.

"So möge vergessen sein, was uns trennte," rief Gordon; "sei meine Schlachtenjungfrau, meine Walkyre und empfang den Weihfuß des Todes."

Das erste Grauen des Morgens dämmerte über der Stadt, als sie auf die Straße traten; doch das scheue Licht konnte nicht aufkommen gegen die Gluth einer gewaltigen Feuersbrunst, der sie sich näherten.

Es waren die Docks von Belleville, die in Flammen standen.

Wie gespenstige Schatten durch den Rauch, glitten Frauengestalten tief verhüllt; man sah nur die scharfgeschnittenen Züge. In den Händen trugen sie Petroleumkannen.

Vorbei! — Gordon und Zoë stiegen hinauf nach den Buttes de Chaumont durch das Gitter des Blouisenparkes. Morgenthau lag auf den Blumen; daneben brannte eins der zierlichen Wächterhäuschen.

Noch schlug eine Nachtigall im Gebüsch in den Pausen des Geschützdonners, der wie die Schläge des Ungewitters sie zu schmetterndem Gesang erregte.

Ein stilles, lauschiges Plätzchen . . . o Wonne des Lebens! Zoë schmiegte sich an Gordon . . . er ließ es sich gefallen . . . noch ein glühender Kuß, ein letzter!

Da richtete sich ein Schwerverwundeter im Gebüsch auf und sank stöhnend wieder zusammen.

Es war die Stunde des Todes.

Eine bleigraue Ahnung des Tages dämmerte im Osten . . . die Sonne zögerte über all den Schrecken aufzugehen . . . Gewölk bedeckte den Himmel und der bluthrothe Schein, der darüber brütete, war nicht Sonnenaufgang.

Auf dem Cedernhügel oben donnerten die Geschütze; Mannschaften in Hemdärmeln bedienten die Batterie. Weiterhin stand eine andere: die eine warf die Zündbomben in die Stadt, die andere

schleuderte ihre Granaten dem Montmartre zu, der wie ein feuerspeiender Berg in der Ferne grollte.

Ringsum plakten die Granaten und schlugen von den Cedern des Himalaya die Zweige nieder.

Soë sah es, ohne mit den Wimpern zu zucken; nur als der eine Kanonier getroffen auf die Lafette sank, einen Schmerzensschrei ausstoßend, da empfand sie's wie einen Stich und schloß die Augen.

Man trug die Verwundeten in die mit Farrenkräutern und Nebenlaub bekleideten Grotten, durch welche die Wasser schäumten.

Das unermüdlche Feuer des schlachtenberühmten Berges ließ die Artilleristen der Buttes de Chaumont nicht zu Athem kommen; es fehlte ihnen die Treffsicherheit der Versailler, aber sie wollten nicht hinter ihnen zurückbleiben in unermüdlicher Ausdauer.

Soë stieg zu dem Tempel empor, der sich auf dem schroffen Felskegel erhebt; unten der getroffene See kochte auf, wenn die Kugeln zischend in seine Wellen fuhren.

Zu ihren Füßen lag Belleville mit seiner doppelthürmigen Kirche: dies Saragossa der Commune mit seinen engen Straßenschluchten und Straßen-

Hügeln war schon umzingelt von den Versaillern; zur Rechten und Linken blühte das Pelotonfeuer in dem tiefergelegenen Viertel; doch auf der Mairie wehte noch die rothe Fahne.

Als Joë zu Gordon zurückkehrte, forderte er sie auf, ihn nach dem Père la Chaise zu begleiten; ein Abgesandter des letzten Generals der Commune hatte ihn beauftragt, dort die Vertheidigung zu leiten. Mit Mühe und Noth konnten sie sich durch die verbarrikadirten oberen Gassen und Gäßchen hindurchwinden; hier war Alles zum Kampf bereit, Männer und Frauen, Greise und Kinder.

Von der Hauptstraße des Städtchens brauste ein schrecklicher Tumult herüber; in weitem Bogen schlang General Binoy durch den Faubourg Saint-Antoine seinen eisernen Arm um dasselbe.

Der Père la Chaise war die letzte Burg der Revolution. Geschütze standen unter den hohen Grabobelisken neben dem Mausoleum; auf den berühmten Gräbern lagerten die Föderirten; an den Denksteinen der Todten lehnten ihre Waffen; manche hatten das Käppi mit Cypressenzweigen geschmückt, sich die ersten weißen Rosen an die Brust gesteckt. Es herrschte eine idyllische Unordnung, welcher Gordon, mit seiner Ordre ausgerüstet, mit der

rothen Schärpe des Befehlshabers, energisch Schranken setzte; er vertheilte die Truppen an die zur Abwehr geeigneten Stellen und gab den Commandanten der Batterien Befehle.

Stundenlang herrschte auf dem Kirchhofe eine bange, schwüle Ruhe; nur bisweilen feuerte die Batterie in den Faubourg Saint-Antoine, von welchem aus die Versailler Belleville angriffen. Tapfer hielt sich diese Stadt des Volkes; Schritt für Schritt nur brachen die Soldaten Mac Mahons sich die Bahn; aber sie drangen vor; das Gewehrfeuer zog sich in den engen bergigen Straßen hügelwärts. Die Matrasen der Barrikaden, die als Kugelfänge dienten, wurden für manchen Tapfern zur Matrasengruft! Die Kanonen auf den Buttes Chaumont begannen in größeren Pausen ihre ehernen Stimmen hören zu lassen; endlich verstummten sie; man erblickte oben auf einem der Parkhügel mit einem Fernrohr die rothen Hosen der Versailler. Nichts blieb den Vertheidigern des Kirchhofs übrig, als der Muth der Verzweiflung.

An Gordons Seite schritt Zoë durch die Gräberreihen; es war ihr zu Muth wie am Allerseelentag; Geister flüsteren durch die Cypressen; die ver-

sprenghen Tropfen der Regenwolken nekten Gras und Epheu der Gräber wie ein Thau von Thränen. Sie sah hier und dort einen Namen . . . wehmüthig stimmten sie die heitern Dichter, die im Leben der Menschen eine Komödie sahen; wie furchtbar ernst ist doch Leben und Sterben!

Hinter dem feinschmelzenden Reliefportrait des Lustspielmillionärs Scribe sah sie Yoriks grinsenden Schädel.

Nur an einem blumengeschmückten Grabe weilte sie länger . . . seitab vom Wege, wo die Marschälle Frankreichs ihre posthume Glorie entfalten, liegt das stille Dichtergrab . . . und der Name des Todten selbst flüchtete sich auf einen benachbarten Obelisk. Es war auch ein heiterer Sänger, aber ein Sänger des Volkes, und seine Lieder lächelten unter Thränen; denn was ist des Volkes Glück, als ein flüchtiger Sonnenschein, den rasch wieder die dicke Wolkenwand erstickt.

So dachte Joë, als sie Weilchen auf Berangers Grab streute.

Und dann ging sie hinüber zu den Massengräbern, in denen die Opfer des Juni ruhten; sie dachte der vielen tausend Todten dieser Tage . . . der Mai und der Juni reicheten sich die Hände.

Da donnerten die Geschütze unter dem Grab-  
obelisken und von draußen ertönte die Antwort.

Die Versailler rückten heran! Gewehrfeuer  
begrüßte sie von allen freigelegenen Hügeln des  
Kirchhofs; auf dem ansteigenden Weg, dem Haupt-  
eingang gegenüber hatte sich die dichteste Schaar  
gesammelt.

„Nimm die rothe Fahne, Zoë,“ sagte Gordon.

Alles Volk sah mit Begeisterung auf die stolze  
Fahnenträgerin.

Näher rückten die Bataillone . . . wie ein  
rother Streif zog es sich durch die Straße La Ro-  
quette . . . und wie Feuerodem quoll es einher  
vor der näher sich wälzenden Schlange.

Salve auf Salve . . . die Gitter des Thores  
sanken zerschmettert . . . die Tambours wirbelten  
Sturm . . . über die Leichen der Sappeurs ging's  
mit gefälltem Bajonett den Weg hinauf.

Doch eine Salve der Föderirten regnete Tod  
herab auf die Anstürmenden . . . die Glieder lüch-  
teten sich . . . doch immer vorwärts ging's!

Das war ein Ringen, Mann für Mann . . .  
auf den Gräbern für die Gräber. Wie ein Schauer  
ging's über das große Leichenfeld, das sich dürstend  
erschloß für die bequeme Ernte des Todes.

Von einem Bajonettstich getroffen, sank Gordon zusammen; zwei Genossen legten ihn bei Seite auf ein Grab und nahmen ihm die rothe Schärpe ab, die ihn dem sichern Tod durch die Versailler geweiht hätte.

Er drückte die Hand aufs Herz und stöhnend rief er Joë's Namen.

Er sah sie mit verlöschendem Blick; in ihrer linken Hand wehte die rothe Fahne; mit der rechten feuerte sie den Revolver ab.

Einen Augenblick sah sie sich nach Gordon um; er war nicht mehr an ihrer Seite.

Noch einmal hatte die Verzweiflung des Volkes die Versailler zurückgeschlagen; es drängte sie den Hauptweg hinunter, Joë voran mit der wehenden Fahne. Doch hier in der Mitte des Wegs begrüßte sie ein neuer Kugelregen von den Truppen, die an das Gitter nachgerückt waren. Der kurze Siegeslauf staute sich.

Auf die Fahnenträgerin aber, die weit sichtbar Allen voraus war und zögerte, zurückzugehen, zielte ein Offizier . . . und von seiner Revolverkugel getroffen, sank sie zusammen.

Es war eine Pause des Kampfes . . . die Versailler sammelten sich zu neuem Angriff.

Krampfhaft das Banner umklammernd, lag  
 Boß am Gitter eines kleinen Grabmonumentes; eine  
 Trauerweide stand daneben.

Sie kannte dies Grab . . . es war das Grab  
 Alfreds de Muffet.

„So sterb' ich bei Dir, Sänger der freien Liebe,  
 der mein Leben geweiht war!“

Es waren ihre letzten Gedanken . . . dann  
 schloß sie die Augen für immer.

Ende des zweiten Bandes.



---

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft  
Seherinnenschule des Letzte-Vereins.

---

## Inhalt des zweiten Bandes.

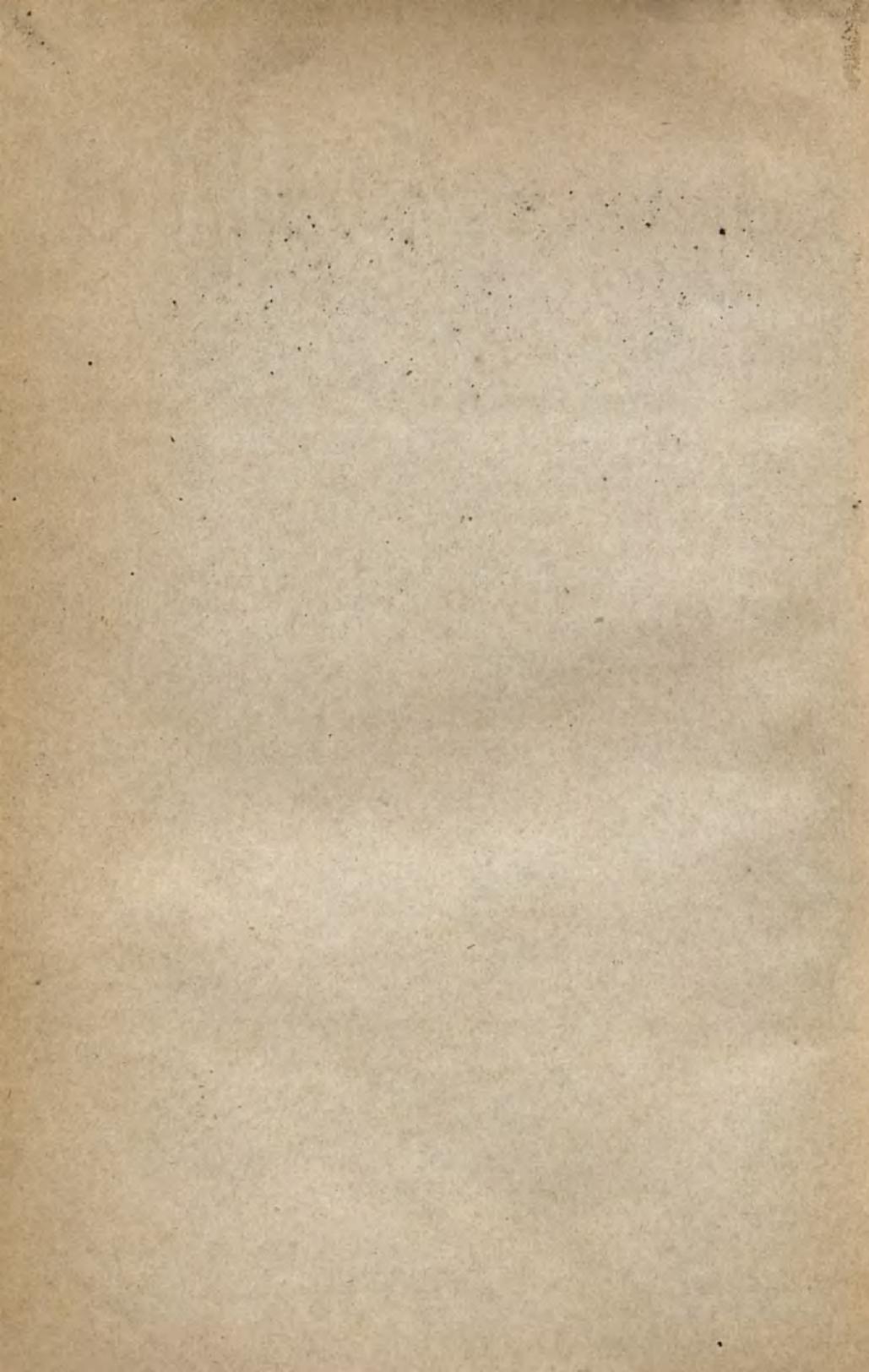
---

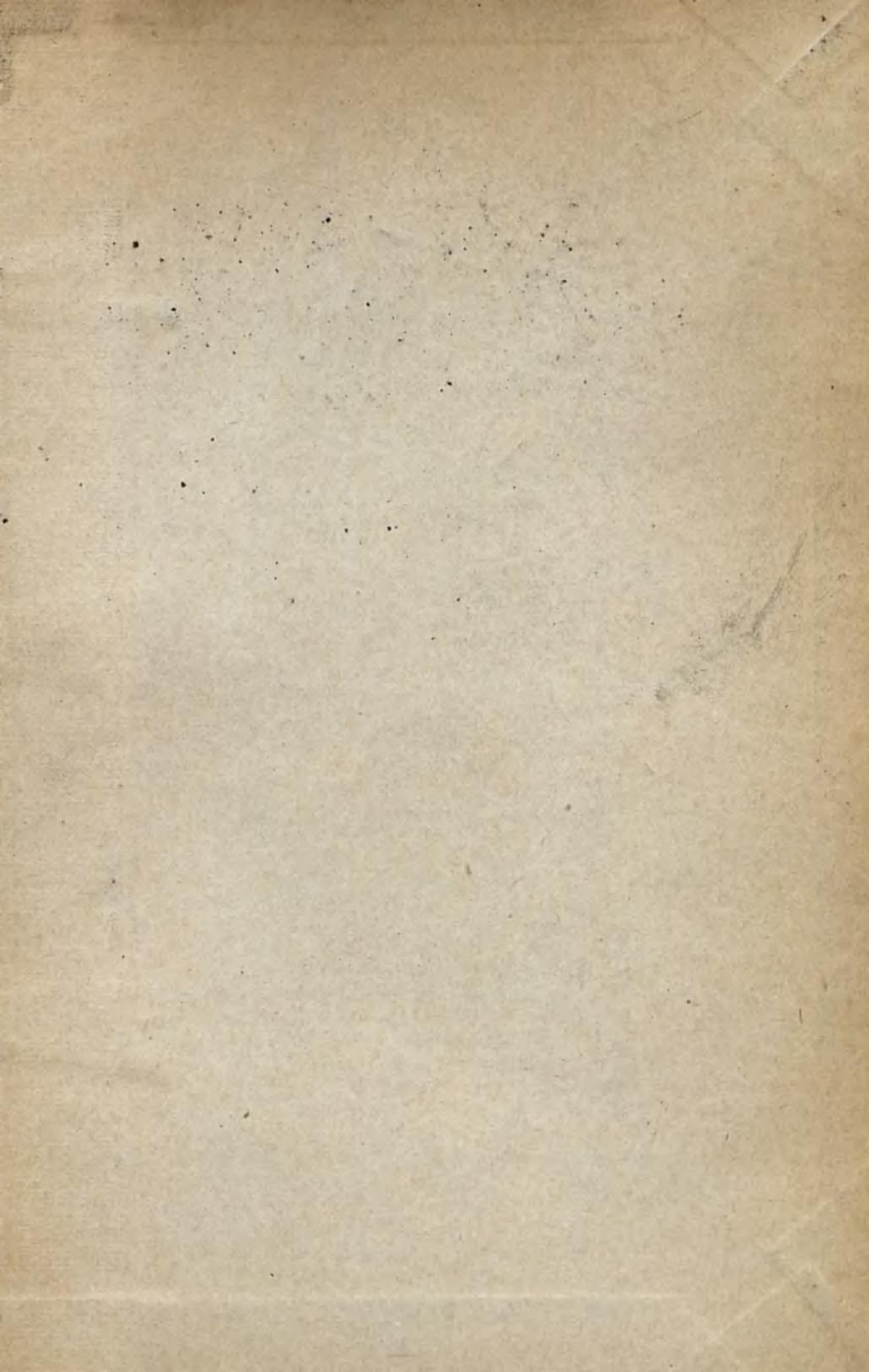
		Seite
1. Kapitel.	Bei dem Chiffonnier . . . . .	1
2. "	Im Café de Madrid . . . . .	14
3. "	Der alte Graf . . . . .	33
4. "	Vater und Sohn . . . . .	50
5. "	William Gordon . . . . .	68
6. "	Joë . . . . .	87
7. "	Die Wunder der Weltstadt . . . . .	106
8. "	Auf der Flucht . . . . .	125
9. "	Ein Eheversprechen . . . . .	141
10. "	Primula veris . . . . .	153
11. "	Ein Hinterhalt . . . . .	162
12. "	Drei Schutzgöttinnen . . . . .	185
13. "	Raoul Rigault . . . . .	210
14. "	In den Tuilerien . . . . .	230
15. "	In der Höhle des Löwen . . . . .	253
16. "	Die Gegenverschöörung . . . . .	273
17. "	Delila . . . . .	304
18. "	Von Mazas nach La Roquette . . . . .	321
19. "	Auf dem Pont-Neuf . . . . .	342
20. "	Bei den Todten . . . . .	356

---









B.24388

Biblioteka Śląska w Katowicach  
Id: 0030000916420



I 755848/2

SL

NARODOWY  
ZASÓB  
BIBLIOTECZNY